Charlotte Diede, die freundin von W. von Humboldt

Auguste Piderit, Otto Hartwig


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Charlotte Diede

die Freundin von W. von Humboldt

Lebensbeschreibung und Briefe

herausgegeben

von

Auguste Piderit und Otto Hartwig



Halle
Max Niemeyer
1884

Vorwort.

Das Büchlein, das hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird, bedarf eines kurzen Vorworts, das seine Entstehung klar legt.

Die Frau Stiftsoberin Auguste Piderit zu Lippstadt hatte die Briefe, welche hier zum ersten Male gedruckt werden, schon seit längerer Zeit gesammelt, abgeschrieben und nach der Weise, die jetzt namentlich in englischen Biographieen üblich ist, mit einer Einleitung und ausführlichen Erläuterungen versehen und druckfertig gemacht, als ich, mit einem Aufsatze über Charlotte Diede für die „Deutsche Rundschau“ beschäftigt, durch einen Zufall Kunde hiervon erhielt. Auf eine Anfrage hin vertraute mir Frau Piderit ihre Arbeit zu freier Benutzung an, und ich arbeitete nun mit Hülfe des werthvollsten neuen Materials meinen Aufsatz zu einer Lebensbeschreibung von Charlotte um. Derselbe ist im Oktoberhefte der „Deutschen Rundschau“ erschienen und wird hier leicht überarbeitet als „Einleitung“ von Neuem veröffentlicht.

Ich verfehle nicht den Herrn Gebrüder Paetel, den Verlegern der „Deutschen Rundschau“, für die Gestattung des Wiederabdrucks bestens zu danken.

Da Frau Piderit, der Aufgabe entsprechend, welche sie sich ursprünglich gestellt hatte, die Briefe Charlottens nur mehr auszugsweise mitgetheilt hatte, ich aber bei der nun veränderten Form der Veröffentlichung es für

*

nöthig fand, dieselben den Lesern möglichst unverkürzt vorzulegen, so sendete mir Frau Piderit auch die Originale der Briefe zu, welche fast sämmtlich in ihr Eigenthum übergegangen waren. Nach diesen sind die Briefe nun hier abgedruckt worden, soweit der Inhalt derselben von allgemeinem Interesse ist. Eine ganze Anzahl Briefe, namentlich aus den letzten Lebensjahren Charlottens, die keine neuen Züge zu dem Lebensbilde ihrer Schreiberin hinzufügten, sondern nur Wiederholungen enthielten, oder ganz gleichgültige Dinge behandelten, und die auch in ihrem Styl die Spuren des hohen Alters der Absenderin verriethen, sind nicht zur Aufnahme gelangt. Ebensowenig einzelne Abschnitte der mitgetheilten Briefe, welche untergeordnete Gegenstände des täglichen Lebens betrafen, z. B. Nachrichten über Moden, Geldsendungen, Vorkommnisse in der Familie, sonst unbekannte Personen u. s. w. enthielten, und in gar keiner inneren Beziehung zum Lebensgange Charlottens standen. (Ihre Auslassung ist durch Punkte angedeutet.) Wir wollten unser Büchlein nicht zu einem Umfange anschwellen lassen, der manchen Leser abschrecken könnte, zur Sache aber nichts Wesentliches beigetragen haben würde.

Charlotte hat ihre Briefe fast ohne alle Verbesserungen in ganz lesbaren Zügen leicht und korrekt geschrieben auf das Papier geworfen. Es war daher an ihnen sehr wenig zum Druck zu ändern. Einzelne Schreibfehler sind stillschweigend verbessert worden. Von Eigenthümlichkeiten der Orthographie, die zum Theil die ihrer Zeit waren, sind diejenigen, welche consequent durchgeführt waren, beibehalten; ebenso Manches von der Interpunktion der Schreiberin.

Halle, im Oktober 1884.

O. Hartwig.

Inhalt.

Einleitung.

Alles geben die Götter, die Unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.
Goethe.

Zur Zeit des Ausbruchs der französischen Revolution lebten in und bei Cassel zwei Frauen gleichen Namens, beide schön, geistreich und liebenswürdig. Beiden war ihr Leben heiter und sonnigstrahlend aufgegangen, beide haben dann, kaum herangereift, den Wechsel des Glücks erfahren und, wenn auch nicht in gleicher Schärfe, die Bitterkeit des Daseins vollauf gekostet. Die eine von ihnen hat den Lebensweg des Ministers Freiherrn Karl von Stein gestreift, die andere ist als die „Freundin" Wilhelm's von Humboldt bekannt.

Als der Freiherr von Stein 1792 an die Frau von Berg schrieb: „Der Wunsch, Jemanden um mich zu haben, der ein Gegenstand von Liebe und Wohlwollen für mich ist, wird täglich lebhafter bei mir", nennt er neben seiner späteren Frau, der Gräfin Wilhelmine von Walmoden auch Charlotte Diede. „Meine Schwester, die Frau von Werther", so sagt er seiner Vertrauten, „macht

eine solche vortheilhafte Schilderung von Charlotte Diede, daß meine Neugierde und mein Wunsch sie kennen zu lernen, aufs Aeußerste gespannt ist, daß ich Bedenken trage, irgend einen Entschluß weiter zu nehmen, ehe ich mit meiner Schwester diesen Herbst in Ziegenberg [1]) war." Die kriegerischen Zeitläufe gestatteten es dem damals gerade sehr in Anspruch genommenen Patrioten nicht, seinen Plan auszuführen und dort „ganz unerhörte Dinge zu sehen." Er verlobte sich mit der Enkelin Georg's II. von England, statt mit Charlotte Diede, welche gleich dem edlen Freiherrn der letzte Sproß einer sehr alten Familie, der Diede zum Fürstenstein war.[2]) Die Frau von Werther hatte vollkommen Recht, als sie ihren Bruder Karl auf diese Charlotte hinwies. Sie war eine vortreffliche Frau. J. G. Rist, der sie als die junge Gattin des Grafen Christian Detlev Rantzau-Ascheberg kennen gelernt und ihr Jahrzehnte lang nahe gestanden hat, nennt sie eine „geistreiche und reizende Frau von seltener Liebenswürdigkeit und Trefflichkeit, die in ihrem Wesen alle Eigenthümlichkeiten deutscher Bildung aus dem Reich, mit jeder Schattirung von Feinheit und Lebendigkeit verband und zugleich eine musterhafte Tochter und Gattin war." [3]) Auch ihr Gemahl war von Haus aus ein vor-

[1]) Ein adliger Landsitz bei Witzenhausen, wenige Stunden von Cassel entfernt.

[2]) Als der Vater der Charlotte 1808 starb, zog der König von Westphalen die Güter des letzten Diede als heimgefallene Lehen ein und begabte damit drei seiner Hofleute, von denen er zwei zu Grafen und einen zum Baron machte.

[3]) Ihr Vater war in dänische Dienste getreten und dänischer Gesandter beim Reichstage in Regensburg. Daher nennt sie Rist eine Regensburgerin.

trefflicher, vielleicht nur zu ehrgeiziger Mann. „Trübe Verhängnisse störten daher früh das Lebensglück der Beiden.“ Rantzau starb 1812, „schon in der Jugend des Lebens satt.“

Von hoher Schönheit, einem lebhaften enthusiastischen Wesen, geistig hoch begabt und künstlerisch wohl beanlagt, voll tiefer, leidenschaftlicher Empfindung, war auch die andere Charlotte Diede, welche diesen Namen allerdings nur nach dem Namen des später von ihr geschiedenen Gatten führte. Ihr Mann gehörte wahrscheinlich derselben Familie an, welcher der Vater der anderen Charlotte entsprungen ist. Er besaß ein Lehngut zu Hohne, ganz in der Nähe des Fürstenstein's an der Werra. Auch mit ihm starb ein Zweig der Familie aus, welche wahrscheinlich dem uralten Salzsiederverbande zu Sooden-Allendorf angehört hatte und von ihm ausgegangen war.

Doch nicht hiervon, sondern von Frau Charlotte Diede allein soll ferner die Rede sein!

Den Geschicken dieser Frau sorgfältiger, als dieses bisher geschehen ist, nachzugehen, erschien mir schon seit Jahren als eine lockende Aufgabe. Das Halbdunkel, das noch über so vielen Partieen ihres langen Lebens lag, reizte vor Allem. Offenbare Gehässigkeiten und Unwahrheiten, mit denen sie K. Gutzkow verfolgt hat, forderten dringend zur Klarstellung des Thatbestandes auf. Und war nicht die Frau, der ein Wilhelm von Humboldt viele Jahre lang, bis zu seiner Todesstunde, die aufrichtigste, rührendste Freundschaft und Theilnahme bewahrt hat, es an sich werth, daß man nicht nur ihren Lebensweg aufhellte, sondern es auch versuchte, ihr Bild

womöglich aus directer Aufnahme sich zu vergegenwärtigen? Diese Frau mußte von einer über das gewöhnliche Maß weit hinausgehenden geistigen Kraft und Bedeutung gewesen sein. Das sah man aus den Briefen Humboldt's an sie. „Ihre Schätzung, Dankbarkeit und vertrauende Hingabe“ gehörte für den Freund Schiller's und Goethe's, für den welterfahrenen Staatsmann „in Wahrheit zu demjenigen, was sein eigenes Lebensglück sehr erhöhte“, er redete zu ihr, „wie zu sich selbst.“ Und kann man hoch genug von den geistigen Anlagen einer Frau denken, der dieser feinfühligste Aesthetiker und größte Sprachkenner schrieb: „Leben und Wärme und Feuer ist in Ihrer Sprache, die dabei immer einfach und natürlich, und nie gesucht oder schwülstig ist. Ich habe Ihnen schon oft Aehnliches gesagt, ohne mich einer Schmeichelei schuldig zu machen. Die Thatsache liegt in jedem Ihrer Briefe und in jedem Hefte Ihrer Biographie“? Und neben dieser hohen Begabung, wen sollte nicht das tiefe Leid, das über diesem Leben ausgebreitet liegt und die Unruhe dieser Seele, welche durch natürliche Anlage und ein tief tragisches Geschick, aufopferungsfähigste Liebe und einen strengreligiösen Sinn hervorgerufen und stets wach gehalten, ihr ganzes Wesen fortdauernd durchzittert und schon früh aufzulösen drohte, immer von Neuem wieder anregen, theilnahmsvoll auf den Grund dieses an sich reinen, aber perlend aufschäumenden, und darum eben nicht durchsichtigen Lebens zu blicken? Dieses Dasein näher zu ergründen erschien mir auch umsomehr als eine Pflicht, als in der That noch wenig genug dazu geschehen ist, wenn man das vergleicht, was zur Aufhellung des Lebens von so mancher

meines Erachtens untergeordneteren Größe, welche mit unserer classischen Literaturepoche in irgend einer Verbindung steht, geleistet ist und wird.

Leider hat aber das Mißgeschick, das Charlotte in ihrem Leben verfolgte, sich nach ihrem Tode auch an ihren Nachlaß geheftet. Und zwar theilweise nicht ohne ihre Schuld. Nachdem sie sich einmal entschlossen hatte, die an sie gerichteten Briefe Humboldt's an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, „damit nicht so viel Wahres, Großes und Gutes mit ihr untergehe", durfte Charlotte nicht so Vieles selbst vernichten und vernichten lassen, was sich auf sie bezog. Denn daß die Welt doch nun ein Recht hatte zu erfahren, an wen diese Briefe gerichtet gewesen seien, daß sie, wenn sie kein Recht dazu hatte, sich dieses nehmen würde, das hätte sich Charlotte selbst sagen müssen. Sie hat aus aufrichtiger Bescheidenheit, daß nichts an ihrer Person liegen könne, doch nicht recht gethan, als sie verordnete, daß alle ihre Briefe und ihre Lebensaufzeichnungen von Humboldt vernichtet werden sollten, als sie ihre Concepte und Entwürfe dazu selbst verbrannte. Nach dem, was Humboldt über die an ihn gerichteten Briefe gesagt hat, ist unserer Literatur dadurch ein wahrer Schatz verloren gegangen. Dieser Verlust ist einmal nicht wieder gut zu machen, und von dem Wenigen, das sich Charlotte aufbewahrt hatte, „um Ereignisse im Gedächtniß festzuhalten, die mir selbst nicht entschwinden sollten", ist nur durch Zufall Einiges gerettet worden, da eine treue Freundin auf den Wunsch der Erblasserin hin auch diese Reste verbrannt hat.

Fast noch schlimmere Schicksale hat ein Briefwechsel gehabt, so scheint es wenigstens, den Charlotte gleich-

falls viele Jahre lang mit einer innig geliebten jüngeren, vielseitig gebildeten und talentvollen Freundin, Therese von Bacheracht, geb. von Struve, geführt hat. Die Lebensschicksale haben diese ihre Correspondentin schließlich nach entfernten Erdtheilen geführt, wo sie 1851 gestorben ist. Ihre Briefe sind auf ihren Wunsch verbrannt worden, die Antworten Charlottens wohl gleichfalls zu Grunde gegangen. Nur von zwei ihrer Schreiben haben sich Abschriften vorgefunden. Nicht besser sind Briefe erhalten, welche Charlotte an andere Freunde gerichtet hat und die hier aufzuzählen nicht der Mühe verlohnt. All mein Suchen nach ihnen ist resultatlos geblieben. Konnte man also kaum noch hoffen, eine größere Anzahl von Briefen Charlottens erhalten zu sehen, so mußte Jeder, der sich einmal um den Verbleib dieser Correspondenz bekümmert hatte, ganz erstaunt sein, als ihm am Schlusse des Jahres 1882 ein allerdings dünnes Bändchen zugeschickt wurde, das den Titel trug: „Briefe von Charlotte Diede". In der That waren es Briefe von ihr, aber leider nur solche, welche, im höheren Alter geschrieben, die eigenartigen Geisteszüge, die ihre früheren Schreiben an sich getragen haben, nicht mehr im rechten Ebenmaße, sondern nur noch in einseitiger Zeichnung und in allzu greller Beleuchtung verrathen. Es waren Briefe, welche Charlotte an Karl Schulz, einen Bruder des Privatsecretärs von W. von Humboldt, gerichtet hat, und die ihre Entstehung nur dem Zufalle verdanken, daß der Privatsecretär Humboldt's erkrankt war, als dieser selbst seine letzte Stunde herannahen fühlte und nun jenen im tiefsten Geheimniß beauftragte, seiner Freundin die gewiß nur vorübergehende Erkrankung

so schonend als möglich mitzutheilen. Charlotte, „des Freundes ihrer Seele, den sie anbetend verehrte", beraubt und vollkommen unfähig, den Beschäftigungen nachzugehen, welche sie jahrelang mit künstlerischem Sinne geübt hatte, knüpfte nun sofort, nachdem die Nachricht von dem Tode Humboldt's sie erreicht hatte, einen Briefwechsel mit Schulz an, welchen sie fast bis zu ihrem Tode, zehn Jahre lang, fortgesetzt hat. Es sind also Briefe einer Greisin, welche wir vor uns haben, von ihr im sechsundsechzigsten bis sechsundsiebenzigsten Lebensjahre geschrieben. Hier und da blitzt noch ein Funken des alten Geistes auf, manche Ausdrücke in Wendungen sind so trefflich und natürlich gewählt, daß wir durch sie an die Lobsprüche erinnert werden, die Humboldt der Diction der Freundin gezollt hat. Der tiefste Schmerz über den Tod des geliebten Mannes klingt in reinen und vollen Accorden, alles Andere weit übertönend, durch sie hin. Sie glaubt sich nicht genug thun zu können in ihrem Todtenopfer. Nachdem der Freund ihr durch den Tod entrissen ist, sucht sie mit allen Künsten einschmeichelnder Rede noch einige dürftige Krumen von der Tafel zu erhaschen, von der so sie lange reich gespeist worden war. Angaben über den Tod des Geliebten, einige Notizen über die nächsten Angehörigen desselben, welche sich ihr gegenüber schweigend, d. h. hier kalt abwehrend, verhalten hatten, sucht sie sich immer wieder von Neuem zu verschaffen. Selbst der Diener desselben ist ihr ein Gegenstand zärtlicher Theilnahme. Sie muß Jemanden haben, der dem „himmlischen Freunde" nahe gestanden hatte, um sich mit ihm über ihn unterhalten zu können. Da die Familie sich ihr nicht näherte,

war sie zu fein empfindend, um sich ihr aufzudrängen.

Es ist wahr, die Ueberschwänglichkeit mancher Ausdrücke in diesen Briefen kann uns Heutige wohl etwas abschrecken. Sie erscheinen uns, auch die Zeit, in welcher Charlotte aufwuchs, und das Außerordentliche des Verhältnisses, in dem ein Mann wie W. von Humboldt sich so tief zu seiner Freundin hernieder neigte, wohl erwogen, doch hier und da über das Maß des ethisch und ästhetisch Erlaubten hinauszugehen. Nichtsdestoweniger ist der Tadel, den Einige über diese Briefe ausgesprochen haben, welchen das Verständniß für ein Gemüth, wie das Charlottens einmal war, ganz abzugehen scheint, und die keine Ahnung davon hatten, aus welcher Lage Humboldt seine Freundin herausgerettet hatte, nur ganz individuell begründet, und die Veröffentlichung derselben schon darum erwünscht, weil wir aus ihnen allein eine Anzahl neuer Daten über das Leben Charlottens und ihren Briefwechsel erfahren. Sie konnten auch für den, der hier weiter zu forschen geneigt war, Fingerzeige abgeben. Ich bin denselben nachgegangen, freilich in den meisten Fällen ohne Erfolg. An einer Stelle, an der, wenn auch nicht gerade bedeutende, immerhin aber doch einige „Reliquien" Charlottens vorhanden waren, knüpfte man die Ausnutzung derselben an Bedingungen, welche ich nicht erfüllen durfte. Nur bei den nächsten Angehörigen Charlottens, im Nachlasse der zwei Schwestern und einer Cousine derselben, haben sich wohlgeordnet alle die Briefe aufgefunden, welche diese an ihre Geschwister fast durch ein halbes Jahrhundert hindurch gerichtet hat. Fast alle Briefe, die sie an diese ihre An-

gehörigen seit dem Herbst 1797 geschrieben hat, scheinen erhalten zu sein. Ich habe wenigstens nur ganz vereinzelt Beziehungen auf verloren gegangene in den erhaltenen gefunden, vielmehr Erklärungen über die Ursachen des Verstummens der Correspondenz durch ganze Jahre hin. Habe ich aus diesen Briefen, welche, mit einer Einleitung versehen, die die Erinnerungen der Familie aufbewahrt hat und von reichen erklärenden Bemerkungen durchsetzt, mir durch das ehrenvolle Vertrauen der Frau Stiftoberin A. Piderit in Lippstadt zugänglich wurden, nicht allzuviel neue wichtige Daten aus dem äußeren Leben Charlottens erfahren, so sind sie doch für die folgende Darstellung von gar nicht hoch genug zu schätzender Wichtigkeit geworden. Sie allein haben dem kleinen Lebensbilde Charlottens, wie ich hoffe, Leben und Wärme gegeben, indem sie viele abgerissene einzelne Züge, die mir bekannt waren, erst in die rechte Verbindung brachten und die ganze Tragik des herben Geschicks der merkwürdigen Frau in brennenden Farben hervortreten ließen.

I.

Ernestine Charlotte Marie Hildebrand ist am 12. Mai 1769 zu Lüdenhausen im Fürstenthum Lippe-Detmold geboren und am 22. dieses Monats getauft worden. Ihr Vater, Friedrich Ernst Hildebrand, war Pfarrer des Dorfes und Superintendent seiner Klasse. Schon sein Vater und Großvater hatten dieselben Würden bekleidet, wie alle Vorfahren, deren man sich in der Familie erinnerte, bis zur Reformation hinauf dem geistlichen Stande angehört hatten. Der Urgroßvater Charlottens

war von Bremen als Erzieher des jungen Erbgrafen des Landes nach Detmold berufen worden und hatte nach Ausbildung seines Zöglings die einträgliche Pfarrerstelle erhalten, welche er bis zu seinem Tode (1703) versah. Von seinen beiden Söhnen wurde der eine sein Nachfolger, der andere Professor der Theologie zu Herborn. Als diese beiden Brüder verheirathet sich trennten, wurde zwischen ihnen verabredet, daß, wenn dem einen von ihnen ein Sohn, und dem anderen eine Tochter geschenkt werden sollte, beide Kinder später ein Paar werden müßten. Und so geschah es. Vetter und Base heiratheten einander und wurden ein glückliches Ehepaar. Die Professortochter aus Herborn zog in das Lippe'sche Pfarrershaus, in dem sie betagt starb, nachdem sie Kinder und Kindeskinder gesehen hatte. Sie war eine in feinen Handarbeiten vorzüglich geschickte Frau, und noch haben sich bei ihren Nachkommen spitzenartige Weißstickereien erhalten, welche als Kunstwerke bewundert werden. Die Geschicklichkeit der Enkelin in allen Handarbeiten, der diese später ihren Unterhalt allein viele Jahre lang verdanken sollte, war ein Erbstück von der Großmutter.

Es ist der Unruhe unserer Tage gegenüber ein Zeichen von der Stetigkeit, in welcher im vorigen Jahrhundert alle Lebensverhältnisse noch ruhig verharrten, daß drei aufeinander folgende Geschlechter der Familie Hildebrand, welche als recht wohlhabend gelten durfte, in dem Pfarrhause des einsamen, keineswegs schön gelegenen Dorfes Lüdenhausen verblieben und sich dort wohl fühlten. Erst für Charlotte wurde das Leben zwischen den strohgedeckten Häusern der Bauern und armer Leineweber in dem sich weit ausdehnenden Dorfe

unerträglich. Und doch machte das Pfarrhaus, in dem sie heranwuchs, einen gar freundlichen, wohlthuenden Eindruck. Die mit Schiefer bekleideten Außenwände waren von hellen Fenstern durchbrochen, welche, eine Seltenheit für die Zeit, mit fein gefältelten weißen Vorhängen besteckt waren. Neben dem Hause lag ein großer Garten, von rechtwinklig sich schneidenden Wegen durchkreuzt, auf dessen Rabatten Rosen und Lilien, Reseda und Nelken dufteten. Die geräumigen Wirthsschaftsgebäude, ein Hof für Federvieh u. s. w., konnten dem seltenen Wanderer, der das Dorf durchschritt, die ganze Anlage als den Sitz eines wohlstehenden Gutsbesitzers erscheinen lassen. In der That bestand auch der bei weitem größte Theil der Einnahme des Pastors von Lüdenhausen in dem Ertrage, den die Früchte der Aecker und Wiesen des Pfarrgutes mittelbar oder unmittelbar abwarfen. Diesen für die Führung des Haushaltes nutzbar zu machen und zu verwerthen, war hier besonders die Aufgabe der Frau Pfarrer. Denn Charlottens Vater (geb. 1725) war vorzugsweise ein gelehrter Herr, der in classischen Studien lebte und der Bildung seiner Zeit sich offen erhielt, während seine Gattin, die Tochter eines Oberförsters Falckmann in Siekholz, eine mehr auf das Praktische gerichtete, energische und lebendige Frau, dem Hauswesen vorstand, die Mamsell, Knechte und Mägde regierte.

So verschieden ihrer ganzen geistigen Disposition nach Charlottens Vater und Mutter waren, so führten beide doch, seit 1765 miteinander verheirathet, eine recht glückliche Ehe. Der Tod seiner Frau (2. Dezember 1787) schlug dem untröstlichen Gatten eine so tiefe Wunde, daß

er sich nie wieder von ihr erholt hat. W. von Humboldt bemerkt zwar mit Recht, der Pfarrer habe wohl nie Gelegenheit gefunden, sein Inneres irgend Jemanden ganz und rückhaltslos zu erschließen; denn zu seiner Frau habe er bei der Verschiedenheit ihrer Naturen nicht in einem solchen Verhältnisse stehen können. Aber gerade dieser innere Gegensatz zwischen Mann und Frau war doch kein solcher, daß er sich nicht hätte ausgleichen und die beiden einander ergänzenden Gatten nicht zu einem glücklichen Paare hätte vereinigen können. Derartige Gegensätze traten in jener Zeit auch deshalb nicht so scharf und unausgleichbar einander entgegen, weil sie von der noch ungebrochenen Macht religiöser Sitte und Gewöhnung abgedämpft wurden. Wissen wir auch nichts von der inneren Stellung, welche der Pfarrer H. zu den theologischen Kämpfen seiner Zeit einnahm, so viel steht fest, daß das ganze Leben der Pfarrersfamilie zu Lüdenhausen noch von den Elementen echter evangelischer Frömmigkeit getränkt war, welche in so viele alte Pfarrhäuser eingebaut zu sein scheint. Jeden Morgen kam die Familie zur Andacht zusammen, die durch Vorlesen eines Abschnittes aus der heiligen Schrift und eines Gebetes gefeiert wurde. Dann unterrichtete der Pfarrer seine beiden Söhne im Latein und anderen gelehrten Gegenständen. An diesen Lectionen nahm auch Charlotte, wenn auch nicht ganz regelmäßig, Theil. Die Kinder blieben im Ganzen jedoch viel sich selbst überlassen. Zum Mittagessen fand sich die ganze Familie wieder zusammen. Von den Eltern wurde auf gute Sitten hierbei gesehen. Jedes Kind mußte wohl gekleidet erscheinen; jede Nachlässigkeit im Anzuge, Pantoffeln u. s. w.

waren dabei streng verpönt. Es verräth einen seltenen Grad von Wohlhabenheit für eine Pfarrersfamilie der damaligen Zeit, wenn uns berichtet wird, daß man in Lüdenhausen nur mit silbernen Löffeln gegessen habe und doppelte Teller für jedes Couvert aufgesetzt worden seien. Dieser äußeren Opulenz entsprechend wurde bei den Kindern überhaupt von früher Jugend an auf feines Benehmen geachtet, so daß gefällige Formen und vornehmer Anstand den Erwachsenen zur anderen Natur geworden waren. Charlotte schreibt in ihrem Alter über ihre und ihrer Geschwister Erziehung: „Ich gestehe, daß ich mich oft mit großer Dankbarkeit an die Sorgfalt erinnere, womit über unsere Lektüre gewacht wurde, wie über die Reinheit unserer Sitten, so über die unserer Herzen und unserer Phantasie. Diese treue Sorgfalt, womit wir zugleich vor allen gemeinen pöbelhaften Sitten bewahrt wurden, war ohne Zweifel das Verehrungswürdigste in unserer Erziehung."

Damit Charlotte und ihre beiden jüngeren Schwestern, Christine und Dorothea, von denen sich namentlich die jüngste durch geistige Befähigung auszeichnete, sich der französischen Sprache ganz bemächtigten, wurde beschlossen, eine französische Schweizerin als Gouvernante in das Haus zu nehmen. Die Wahl, die man traf, war eine glückliche. Fräulein Hoffmeier war eine, wenn auch nicht gerade fein angelegte, doch sehr zuverlässige und dabei muntere, aufgeweckte Person, welche bald ganz zur Familie gerechnet und von den Töchtern mehr als ältere Freundin, denn als strenge Gebieterin angesehen wurde. Die „chère" ist denn auch ihren Schülerinnen bis in ihr hohes Alter eine treue und hilfreiche Be-

ratherin geblieben, nachdem sie nach mehrjährigem Aufenthalte das Pfarrhaus verlassen und Erzieherin der Töchter des Landgrafen und ersten Kurfürsten von Hessen-Cassel geworden war. Sie theilte das Exil mit der Fürstenfamilie und starb hochbetagt als angesehene Dame 1831 in Cassel. Um das Verhältniß, in dem Charlotte in allen Wechselfällen ihres Lebens zu dieser Frau gestanden hat, deutlich zu machen, genügen neben der Erinnerung in den Briefen Wilhelm von Humboldt's [1]) folgende Zeilen aus einem Briefe an ihre Schwester Christine vom 17. November 1831: „Mit recht wehmütigem Gefühle nehme ich heute die Feder. Eben ist meine liebe, gute Hoffmeiern ins Grab gesenkt. Ich glaube die Bewegung ihres Leichenzugs gesehen zu haben, da ich aus meinem Hause die Todtenhöfe übersehen kann, und habe mit thränendem Herzen die Stunde gefeiert. O, ich hätte sie noch so gern, so gern behalten! Ich fühle erst jetzt, wie herzlich lieb ich sie gehabt habe. Sie war ohne Ausnahme meine älteste Bekannte. Unsere Verbindung war so alt, sie kannte Vieles, was ich erlebt hatte, sie kannte Euch und nahm auch noch Theil an Euch; ich konnte mit ihr von Euch reden, was ich nun mit Niemand mehr kann, da Niemand Euch kennt. Sie hatte auch sehr viele gute Eigenschaften, eine seltene Zuverlässigkeit, einzige Verschwiegenheit, herzliche Theilnahme und stets heitere Zufriedenheit. . . . . Es ist hier die Sitte, daß Unverehelichte Kränze auf den Sarg bekommen; und es wird wie eine Kränkung im Tode betrachtet, wenn es nicht geschieht Die Haus-

---

[1]) II, 29.

freundin der chère ließ mir sagen, sie habe bestimmt den Wunsch ausgesprochen, daß ich einen Kranz auf ihren Sarg sende. Ich flocht mit Thränen drei: einen von meinem selbstgezogenen vierjährigen Myrthenbäumchen, das sie oft betrachtete, das ich ganz dazu nahm, einen von Immortellen, einen von Reseda und Monatsrosen — ach es war mir so wehmühtig!... Ich mußte ihr einmal versprechen, daß ich ihr Grab besuchen wolle, und ich setzte hinzu, wenn ich sie gegen meinen Willen überleben solle, wolle ich ihr Grab, so lange ich im Garten wohne, stets mit Blumen bepflanzen und einen Baum dabei. Das werde ich gewiß halten." Wenn die Bemerkung Humboldt's richtig ist, daß die Dankbarkeit der Maßstab für den Grad der Liebe sei, den der, an den sie anknüpft, in das Geschäft der Erziehung gelegt habe, so wird man diese Erzieherin wohl zu den besten rechnen dürfen. Die Treue, die sie ihrer ältesten Schülerin bewahrt hat, spricht für diese wie für sie selbst.

Nachdem Charlotte von ihrem Vater mit den ihr gleichalterigen Kindern des Dorfes in den Lehren des Christenthums unterrichtet worden war, wurde sie am Palmsonntag 1781 in dem kleinen Kirchlein zu Lüdenhausen confirmirt. Der feierliche Augenblick, in welchem der Vater seine Hand auf den Scheitel seines Kindes legte, um den Segen des Himmels auf es herabzuflehen, soll die Mutter, gleich als hätte sie die trüben und schweren Geschicke, die über dieses in blühender Unschuld und holder Schönheit heranreifende Kind hereinbrechen sollten, vorausgeahnt, ganz besonders aufgeregt und leidenschaftlich bewegt haben. Die junge Christin empfand davon nichts, freute sich bei aller auch schon da-

mals hervortretenden Innerlichkeit und Getragenheit ihres Wesens vielmehr der größeren Freiheit und Selbständigkeit, in die sie durch die Konfirmation eingetreten war. Von Schularbeiten befreit, stürzte sie sich in die Lectüre von gefühlsseligen Romanen, die damals im höchsten Ansehen standen. Richardson's „Clarisse“, die sie aber wie Humboldt sicher richtig hervorhebt [1]), nicht verstand, die Erzählungen der Frau von Laroche und ähnliche wurden von ihr mit glühender Seele gelesen, und ihre Heldinnen schwebten der aus der Kindheit erwachenden jungfräulichen Phantasie als die Ideale der Freundschaft und Liebe vor. Der schwermüthige Zug ihrer Seele, den sie von ihrem Vater ererbt hatte, wurde dadurch nur genährt und gesteigert. Litt dieser, wie wir aus Charlottens Anmerkungen zu den Briefen Humboldt's wissen, an einer nervösen Ueberreizung, welche sich zuweilen zu einem magnetischen Hellsehen steigerte und in der er von einem fremden Geiste in seiner unmittelbaren Existenz beherrscht zu werden schien, so war Charlotte allerdings nicht wie ihr älterer Bruder, der hierin seinem Vater ganz ähnlich war, von einer gleich hochgradigen, krankhaften Nervosität heimgesucht. Aber eine gewisse Ueberschwänglichkeit ihres Empfindens, die über die damals herrschende Sentimentalität und den Cultus der Freundschaft noch hinausgeht, läßt sich wohl am Einfachsten auf eine von ihrem Vater ererbte Anlage zurückführen. Es kam noch Manches außer der Lectüre dazu, diese Mitgift zu vergrößern.

Charlotte, dem Unterricht entwachsen, durfte jetzt selbständig kleine Reisen zu Freunden und Verwandten

[1]) I, 52.

machen. Sie trugen ihr einzelne interessante Bekanntschaften ein. So lernte sie in Lemgo den angesehenen preußischen Staatsmann und Historiker von Dohm kennen. In Detmold trat ihr schon damals der Mann entgegen, der nach Humboldt wohl die tiefsten Spuren in ihrem intellectuellen und moralischen Dasein hinterlassen hat.

Allen Goethefreunden ist aus „Wahrheit und Dichtung" der Pfarrer Johann Ludwig Ewald bekannt[1]). Er gehörte dem Offenbacher Freundeskreise an, und Goethe charakterisirt ihn „als geistreich heiter in Gesellschaft, der die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ruhmvoll bekannt gemacht hat." Dieser Mann, der sich schon 1778 von dem herrschenden Rationalismus losgesagt hatte, und nun einer milden, positiven Richtung sein Lebenlang treu blieb, war 1781 zum Generalsuperintendenten des Fürstenthums Lippe-Detmold berufen worden. In dieser Stellung verblieb er bis zum Jahre 1796, wo er wegen einiger Schriften, welche sich mit den Ursachen der französischen Revolution beschäftigten, angefeindet, eine Vocation nach Bremen annahm. Doch auch hier war seines Bleibens nicht, er ging als Professor nach Heidelberg und starb 1822 als Kirchen- und Ministerialrath zu Karlsruhe. Diesen frommen und würdigen Mann lernte Charlotte in Detmold kennen. Die ernste, sinnige Weise des jungen Mädchens scheint den viel älteren Mann schon damals lebhaft angezogen zu haben. Er ist ihr bis zum Tode ein vertrauter

---

[1]) Löper in der Hempel'schen Goethe-Ausgabe. XXIII. 161.

Freund, Berather und Seelenarzt geblieben. In den schwersten Krisen ist er ihr auch mit der That hilfreich zur Seite getreten und hat sie 1819 nochmals freudig zu Besuche bei sich aufgenommen. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden bestand seit 1803, der leider auch gänzlich verloren gegangen zu sein scheint. Aus einem Briefe an eine Freundin ersehe ich nur, daß Charlotte ausdrücklich ihre Abwendung von der rationalistischen Auffassung des Christenthums zu einer positiveren, wenn auch nicht in kirchlichen Formen sich bewegenden Frömmigkeit, namentlich ihren Glauben an die Göttlichkeit des Erlösers, auf die Einwirkungen Ewald's zurückführt.

War der Eindruck, den damals dieser treffliche Mann auf das junge Mädchen machte, kein flüchtiger, — denn wie würde sie sich sonst seiner so viel später erinnert haben? — so waren doch ihrer Jugend entsprechend, andere Begegnungen von actuellerem Reize. Wenn man von den Großeltern absieht, die Charlotte bei längerem Aufenthalte in Siekholz nur zu sehr verzogen, so weilte diese nirgends lieber als bei ihrem Onkel, dem Oberförster Falckmann auf Schloß Baum im Bückeburgischen.

Man kennt den großen militärischen Ruhm, den sich der Graf Wilhelm von Lippe 1763—64 durch seine Vertheidigung Portugals gegen die Spanier erworben hat. Dieser ausgezeichnete Fürst hatte, in seine Heimath zurückgekehrt, das Jagdschloß Baum erbaut und mit Kunstschätzen geschmückt. Denn er weilte hier vor Allem gern mit seiner angebeteten Frau, welche ihn noch in höheren Jahren das reine Glück einer schönen Ehe hatte finden lassen. Hier, unter den schattigen Laubhallen,

welche majestätische Buchen um das Schlößchen wölbten, hatte Charlotte als Kind den edlen Grafen gesehen, wie er seiner Frau liebreich nahe war. Jetzt, da sie als erwachsene Jungfrau und dieses Mal auf Monate als Gast beim Onkel Falckmann einzog, schritt nicht mehr die hohe Gestalt des Grafen über die weichen Rasenbeete. Er hatte sich zu Frau und Kind in die Gruft senken lassen, die er selbst für sie und sich im Waldesdunkel erbaut. Denn der Tod des dreijährigen Lieblings der Eltern hatte zuerst die Gräfin nach sich gerufen, der dann der Graf bald folgte. Das war im Jahre 1777 geschehen. Von da stand das Schloß vereinsamt. Aber aus den Gräbern der hier früh Vereinten wuchs unter der Pflege treuer Diener der schönste Blumenflor empor, und die Erinnerung an die edlen Menschen, die hier gelebt, umschwebte mit leisem Geisterhauche das in tiefem Waldesschatten schweigend liegende Schloß. Das war ein rechter Aufenthaltsort für das romantische Gemüth Charlottens. Sie hat ihn auch genossen und hier geschwärmt für das hohe edle Paar, für dessen Leben und für dessen Ende. Als sie Baum verließ, legte sie in der dämmerigen Gruft einen großen Kranz von dunklen Blumen auf das dreifache Grab nieder. Es war ein Abschied für das Leben gewesen, den sie damals genommen hat.

Der Vater Charlottens erkrankte im Jahre 1786 sehr heftig. Nur durch eine glückliche Operation, welche der Regimentsarzt Dr. Meyer aus Rinteln vollzog, wurde er gerettet. Der erste Ausflug den der nach monatelanger Krankheit wieder Genesende unternahm, galt seinem Arzte. Auf die Bitte desselben begleitete ihn die

gesammte Familie. Deshalb wurde die große Kutsche aus der Remise hervorgezogen und ihr vier Pferde vorgespannt. Zwei Knechte mußten neben ihr hergehen, um auf den grundlosen Wegen den Wagen vor dem Umfallen zu sichern. Glücklich kam die ganze Gesellschaft in dem zwei Stunden entfernten Rinteln an. Rasch befreundeten sich die gleichaltrigen Kinder der beiden Familien, vor Allen Charlotte mit Henriette, der nur um wenige Jahre älteren erstgeborenen Tochter Meyer's. Als der Pfarrer sich anschickte, die gefährliche Heimreise wieder anzutreten, baten die neuen Freundinnen ihn aufs Inständigste, seiner Tochter zu gestatten, noch einige Zeit in Rinteln zu Besuch verweilen zu dürfen. Charlotte blieb und sie gefiel sich im Besitze der schwärmerisch geliebten neuen und interessanten Freundin nur zu wohl. Das Leben in Rinteln, der damaligen kleinen Universitätsstadt und hessischen Festung mit zahlreicher Garnison, war auch für ein junges Mädchen amüsanter als das auf dem einsamen Walddorfe. Doch am stärksten fesselte die unerfahrene Pfarrerstochter Henriette selbst, ein auffallend schönes, gewandtes und coquettes Mädchen, und deren Liebeshandel mit einem Officiere. Ein tüchtiger junger Mann, Bernhard Wilhelm Wiederhold, der schon in Amerika mitgefochten und dort sogar das Herz einer schönen und reichen Amerikanerin erobert, sich aber nicht hatte entschließen können, den Soldatenstand aufzugeben, wie ihm angesonnen worden, war jetzt der heimlich Verlobte Henriettens. Da der Lieutenant aber so wenig Vermögen besaß, wie seine Braut, so waren deren Eltern entschieden gegen diese Verlobung. Henriette jedoch schwur, sie werde ihrem Geliebten, und nur

diesem, ihre Hand reichen. Das hatte Henriette auch ihrer neuen Freundin sofort erzählt und diese zur Vertrauten und Gehilfin ihrer Liebe gemacht. Das schwärmerische Gemüth Charlottens entbrannte in Hingabe und Theilnahme für das Geschick der unglücklichen Fremdin, die gar bald auf noch schwerere Proben gestellt werden sollte. Wiederhold, der sich als Militärschriftsteller bekannt gemacht hatte, wurde nach Cassel versetzt. Die Eltern Henrittens glaubten nun, die aussichtlose Verbindung ihrer Tochter rasch zusammenbrechen zu sehen. Aber hierin hatten sie sich geirrt. Die Briefe zwischen Cassel und Rinteln gingen über Lüdenhausen, wo Charlotte sie adressirte. Die Liebenden hatten einander allerdings Wichtiges zu schreiben. Denn kaum hatte Wiederhold Rinteln verlassen, so meldete sich bei den Eltern Henriettens ein wohlhabender Herr, der Regierungssecretär J. J. Lotheisen, der schon längere Zeit ein Freund der Familie gewesen war, als Bewerber um die Hand Henriettens. Sie durfte sie nicht ausschlagen. Denn Dr. Meyer war ein kränklicher Mann, dem um die Zukunft seiner zahlreichen Familie bangte, und Wiederhold war aus dem Gesichtskreise verschwunden. Denn Cassel war damals weiter von Rinteln entfernt als heutigen Tages. Aber Henriette erklärte, sie habe ihr Herz einmal Wiederhold geschenkt, sie werde nimmer von ihm lassen; den Namen Lotheisen wolle sie wohl annehmen, sei dieser damit zufrieden, so werde sie ihm folgen. In der That ging der Mann diesen Handel ein, und Henriette Meyer wurde vor der Welt Frau Lotheisen, während sie in ihren Briefen an Wiederhold nur um so eifriger diesem ihre ewige Treue versicherte. Sie haben



einander Wort gehalten. Als Lotheisen am 27. Juni 1792, sechsundvierzig Jahre alt, an einem Schlaganfall gestorben war, heirathete Wiederhold, der inzwischen eine glänzendste militärische Carrière gemacht hatte, Henriette und diese folgte ihrem Mann einige Jahre später nach Portugal, als dieser 1797 wegen einer ihm vom Landgrafen auferlegten Arreststrafe die hessischen Dienste ohne Abschied verlassen hatte. Wiederhold starb als portugiesischer General 1810 in Lissabon, und seine Frau erzog nun hier ihre fünf Kinder, von denen der älteste erst vor zehn Jahren als Chef des portugiesischen Generalstabes gestorben ist, während ihre übrigen Nachkommen sich über die ganze Erde, von Taganrog bis nach Indien, zerstreut haben.

Der Conflict, in welchen Henriette Meyer zwischen dem bestimmten Gebote ihrer Eltern und der Neigung ihres Herzens gerathen war, mag ihre Scheinehe mit Lotheisen entschuldigen. Als eine energische, nichts weniger als schwärmerische Natur hat sie sich bei einer glücklichen äußeren Lösung des Mißverhältnisses, in das sie gerathen war, ohne allzu schwere Einbuße an moralischen Gütern, so scheint es wenigstens[1]), durch die Stürme des Lebens hindurch gerettet. Aber für Charlotte Hildebrand war eine solche Schule des Lebens wahrlich nicht die glücklichste. Die geistige Abhängigkeit, in die das für reine Freundschaft schwärmende, unerfahrene, ganz anders als Henriette physisch und moralisch organisirte Mädchen gerathen war, mußte für ihre Zukunft um so bedeutungs-

[1]) Von der Familie ist in Portugal, um das nur anzuführen, kein Angehöriger zur katholischen Kirche übergetreten.

voller werden, als sie sich in dem Stadium ihrer Entwickelung befand, in der die wahre weibliche Liebe zum ersten Male nach einem Gegenstande sucht. Noch war sie unempfindlich geblieben gegen die Huldigungen, welche ihr Männer aufrichtigen Herzens darbrachten. Ja, sie hatte sich schon genöthigt gesehen, den Antrag eines Freiers abzuweisen, der ihr aus der nächsten Nähe kam.

In Lüdenhausen wohnte eine Gutsbesitzerfamilie Krüger, die mit dem Pfarrhause auf dem besten Fuße lebte. Es waren wohlhabende Leute durch Grundbesitz und einen schwunghaft betriebenen Leinenhandel. Die Kinder der beiden Familien hatten von Jugend auf mit einander gespielt und waren mit einander groß geworden. Einen Sonntag Nachmittag zogen die Hildebrands mit Kind und Kegel zu Krügers zum Kaffee, den anderen kamen diese zu jenen. Als Charlotte zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, erweckte sie in dem ältesten Sohne Krüger's eine heftige Leidenschaft. Charlotte that, als merke sie die Veränderung in dem Verhalten ihres Jugendfreundes nicht und blieb kalt gegen alle seine Bewerbungen. Da hielt er um die Hand Charlottens bei ihren Eltern an, welche wohl schon längst diese, die Zukunft ihrer Tochter sicherstellende Verbindung herbeigesehnt hatten. Aber, obwohl Charlotte sich nicht gegen die Vortheile einer solchen Ehe verschließen konnte und den tüchtigen jungen Landwirth hochschätzte und achtete, schlug sie doch ihren Eltern gegenüber ein für alle Mal es ab, auf diesen Plan einzugehen. Die drohende Aussicht, ihr ganzes Leben im einsamen Lüdenhausen als geschäftige Wirthschafterin, ohne geistige Anregung und gemüthliche Befriedigung verbringen zu

müssen, mag sie mitbestimmt haben, den Antrag Krüger's abzulehnen. Ob ihre Freundin in Rinteln sie hierbei bestärkt hat, wissen wir nicht. Dagegen liegen nur zu deutliche Spuren über die Mitwirkung Henriettens an dem Zustandekommen der Verbindung vor, welche Charlotte in „unendliche Leiden“ verstricken sollte.

An einem Nachmittage des Sommers 1787 gerieth Lüdenhausen in große Aufregung. Die Dörfler waren vor ihre dunklen Häuser getreten und sahen einem stattlichen Reiter nach, der, gefolgt von einem Reitknecht in Livrée, durch ihren Ort sprengte und sich auf dem Pfarrhofe aus dem Sattel schwang. Die ungewohnte Erscheinung erregte bei den Bauern aber nicht größeres Aufsehen, als bei der Pfarrersfamilie selbst. Der ihr ganz fremde Ankömmling stellte sich als ein Bekannter des ältesten Sohnes des Hauses, der in Göttingen studirte, vor, überreichte einen Brief desselben und nannte sich cand. juris R. W. Diede, aus Cassel gebürtig und gegenwärtig in Rinteln sich aufhaltend, wo er das juristische Doctorexamen abzulegen gewillt sei. Der Pfarrherr, der seinen Gast etwas verlegen empfangen hatte, wurde nach Eröffnung des Briefes seines Sohnes freundlicher und forderte Diede nach den Grundsätzen der Gastfreundschaft, welche in evangelischen Pfarrhäusern auf dem Lande, wenigstens in älteren Zeiten, geübt wurde, auf, den Rest des Tages bei ihm zuzubringen. Die Einladung wurde um so lieber angenommen, als mittlerweile auch die Frau Pfarrerin mit ihren beiden ältesten Töchtern herzugekommen war. Hatte doch Diede um dieser willen seinen Ritt aufs Land unternommen.

Nach fast neunjährigem Aufenthalt auf den Universitäten zu Marburg und Göttingen hatte sich der Studiosus der Jurisprudenz Diede, der jener begüterten Familie Cassels angehörte, doch endlich verlaßt gesehen, irgend einen äußeren Abschluß seines Universitätslebens herbeizuführen. Er war demgemäß nach Rinteln gegangen, um hier zu promoviren. Ehe er Göttingen verließ, hatte er dem Studiosus der Theologie Hildebrand, von dem er gehört hatte, daß er in der Nähe Rintelns zu Hause sei, sich erboten, Besorgungen an dessen Eltern zu machen. Nur mit innerem Widerstreben und um nicht unhöflich zu sein, gab der junge Hildebrand ihm einen Brief an seine Eltern mit. Diede, in Rinteln angekommen, erkundigte sich, wie man wohl das Schreiben am besten nach Lüdenhausen besorgen könne. Da wurde ihm gesagt, er solle sich ja nicht die Gelegenheit entgehen lassen, die wunderschönen Töchter des reichen Pfarrers kennen zu lernen und den Brief selbst abgeben. Diesem Rathe folgte der junge Lebemann und so kam er nach Lüdenhausen.

Diede fand sich hier nicht enttäuscht, vielmehr auf das Höchste überrascht. Neben der kleineren, graziös lieblichen Schwester Christina trat ihm hier eine glänzende Schönheit entgegen, die nichts weniger als ländlich ungeschickt, sich mit voller Gewandtheit zu bewegen verstand. Schlank gewachsen, über das Maß der mittleren Größe hinaus, war Charlotte doch von vollen Formen. Ihr frisches Gesicht war von reichen, blonden Locken umrahmt. Zwei große blaue Augen voll Glanzes und seelischen Ausdrucks verliehen ihr den größten Reiz. Noch an der mehr als siebenzigjährigen Greisin fielen

Karl Gutzkow diese Augen auf, und er spricht „von einem gewissen genialischen und dämonischen Hauche“, der über der Gestalt gelegen habe. Ähnliches haben mir mündlich Damen bestätigt, welche sie in ihrer bescheidenen Häuslichkeit haben walten, den Theetisch serviren oder sonst ein Arrangement haben treffen sehen. Als sie aber noch jung war, wirkte auf Alle, die ihr nahten, ihre Erscheinung geradezu blendend und bezaubernd. „Selbst auf meinen zehnjährigen Jungen“, so pflegte ein genauer Bekannter von ihr zu erzählen, „machte sie Eindruck. Denn als sie uns einst besucht hatte und wieder fortgegangen war, fragte er ganz erstaunt: „Vater! war das eine Fürstin?““

Nicht viel anders scheint der Eindruck gewesen zu sein, den Charlotte auf Diede machte. Sie zu heirathen, war sofort bei ihm beschlossene Sache, und ehe er abreiste, hielt der unabhängige, seiner Erfolge bei Damen allzu sichere Mann um die Hand Charlottens bei den erstaunten und bestürzten Eltern an. Denn Diede hatte keineswegs einen vortheilhaften Eindruck auf sie gemacht. Ein sehr selbstbewußtes, wenig gebildetes Auftreten hatten sie beobachtet, Züge von grober Sinnlichkeit und Spuren eines wüsten Vorlebens glaubten sie erkannt zu haben. Sie gaben ihre Einwilligung so wenig als Charlotte. Doch meinte man die Bewerbung nicht unbedingt abweisen zu sollen und suchte Zeit zu gewinnen. Es wurde nach Göttingen an den Sohn geschrieben, welcher dringend abrieth. Der Vater war gegen die Partie. Da schrieb man nach Cassel. Wer hätte von dort bessere Nachrichten einziehen können, als Henriette Meyer-Lotheisen, die sich an Wiederhold wendete? Dieser bestürmte seine Freundin

sofort, alles Mögliche aufzubieten, um Charlotte nach Cassel zu bringen; beide sahen in dem Aufenthalte ihrer Vertrauten in Cassel eine Bürgschaft des Gelingens ihrer endlichen Vereinigung. Henriette setzte nun ihrer Freundin mit Schmeichelworten aufs Lebhafteste zu und schilderte ihr den Aufenthalt in der glänzenden Residenz als Gemahlin eines reichen Mannes mit den verlockendsten Farben. Das Beispiel der Freundin, die an der Seite eines verhaßten Mannes lebte und mit einem Geliebten vertraute Briefe wechselte, mag die Seele des unerfahrenen, in phantastischen Freundschaftsvorstellungen lebenden Mädchens auch mit sittlich vergiftenden Ideen schon damals erfüllt haben. Sie war für die Verbindung mit Diede gewonnen, ohne daß sie ihn liebte.[1]) Die Mutter konnte dem Andringen der Tochter nicht lange mehr Widerstand entgegensetzen und schließlich fügte sich auch der Vater ins Unvermeidliche. Am 24. November 1787 schrieb Charlotte ihr Jawort an Diede. Von einer rasch nachfolgenden Verheirathung war aber nicht die Rede. Sie hätte sich auch durch Geschicke, welche über die Familie hereinbrachen, von selbst verboten.

In dem Augenblicke, als Charlotte ihre zusagende Antwort auf Diede's Antrag niederschrieb, glaubte sie deutlich die ängstlich zurufende Stimme ihrer Mutter, welche sich in einem entfernten Zimmer befand, zu hören. Es war das nur ein Symptom der Spannung, in dem sich das ganze Haus befand. Genau acht Tage später, nachdem Charlotte die Stimme der Mutter gehört zu haben glaubte, erlag diese einer heftig auftretenden Lungenentzündung.

---

[1]) Briefe I, 55. 62.

Mit ihr schien der gute Geist aus der Familie gewichen. Der Vater ganz trost- und hilflos, sah sich der Leitung des großen Haushaltes gegenübergestellt, dem bisher die wirthschaftliche Frau allein vorgestanden hatte. Er war ihr nicht gewachsen und zog sich nun kränkelnd, still und tiefleidend immer mehr auf seine Studirstube zurück. Es war ein trauriger Winter, den die Schwestern in dem sonst so heiteren Familienzimmer verlebten. Die Arbeiten ruhten ihnen auf dem Schoße, das Clavier wagte man kaum dann und wann zu öffnen. Das Frühjahr kam heran und der Arzt bestand darauf, daß etwas Ordentliches zur Wiederherstellung der Gesundheit des Pfarrherrn geschehen müsse. Doch erst im Juli, nachdem alle Felder bestellt waren, kam die Badereise zur Ausführung. Charlotte begleitete ihren Vater nach dem nahen, damals so berühmten Pyrmont. Der Aufenthalt bekam dem Kranken so wohl, daß er schon nach wenigen Wochen sich neu belebt fühlte.

Etwa die Hälfte der für ihren Aufenthalt bestimmten Zeit war verflossen, als Vater und Tochter eine ihnen hoch willkommene Bekanntschaft machten. In dem Hause in welchem sie wohnten, war ein Studiosus aus Göttingen abgestiegen, den das Verlangen, das berühmteste Modebad der Zeit und dessen Leben mit eigenen Augen zu schauen, von seinem Studirtisch hinweggelockt hatte. Dem in einer idealen Gedankenwelt lebenden, aber für Frauenschönheit nichts weniger als unempfindlichen Wilhelm von Humboldt konnte die seltene Erscheinung Charlottens um so weniger entgehen, als der Zufall sie zu Tischnachbarn gemacht hatte und er sich bald überzeugte, daß er hier auch eine geistig fein und hoch orga-

nisirte Natur vor sich habe. Unter den Augen des Vaters verlebten die beiden jungen Leute „drei glückliche Tage". Als Humboldt schied, verehrte er nach der Sitte der Zeit seiner jungen Freundin das Stammbuchblatt, welches, wie es einst zur äußeren Wiederanknüpfung der Verbindung dienen sollte, das Thema dieses seltenen, man möchte fast sagen einzig dastehenden Freundschaftsbundes sofort rein und voll anschlug: daß das Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne doch ohne eine mitempfindende Seele nichts sei.

Humboldt hatte sich in der „ungewissen Hoffnung des Wiedersehens" von Charlotte getrennt. Er hatte zwar unter dem duftenden Lindenbaume der weltberühmten Allee Charlotten versprochen, nach Lüdenhausen zu kommen, und nur eine „jugendliche Pedanterie" hatte ihn abgehalten, sein Wort einzulösen. Aber er kam doch nicht, als Charlotte sehnsüchtig die Zeit herankommen sah, für die er seinen Besuch zugesagt hatte. Nicht als ob sie in leidenschaftlicher Liebe für Humboldt entbrannt wäre! Sie selbst schildert, sechsundzwanzig Jahre später, ihren damaligen Seelenzustand an Humboldt als „den der ersten, ungekannten, unerkannten Regungen erster, erwachender Liebe, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edleren Jugend immer sind", und erklärt, ihr für Freundschaft so empfängliches Herz sei damals zur Begeisterung angefacht worden. Ihre Geschwister bezeugen es, sie sei als eine andere, ernstere, reichere von Pyrmont zurückgekehrt.

Die Situation, in welcher sie sich befand, hätte wohl auch eine weniger tiefe Natur als die ihrige ernst und nachdenklich stimmen müssen. Sie, die Verlobte eines

ihr im Grunde der Seele ganz gleichgültigen Menschen, dem sie nur, von einer schwärmerisch geliebten Freundin bestimmt, ihr Jawort gegeben hatte, war jetzt mit einem jungen Mann befreundet worden, wie sie bisher keinen kennen gelernt, wie keiner kaum ihrer Seele als Ideal je dämmernd vorgeschwebt hatte. Wie ein Meteor war er an ihrem Horizonte aufgegangen und ebenso rasch wieder hinabgesunken, zwar einen hellen, unvergänglichen Lichtschein in ihrer Seele zurücklassend, aber für den Moment doch vorübergezogen, das Auge nur in um so tiefere Nacht hüllend. In dieser Seelenstimmung hätte es für sie vielleicht nur eines kleinen Anstoßes bedurft und die Fesseln, die sie an Diede ketteten, wären schmerzlos zerissen gewesen.

Dafür daß dieses nicht geschah, sorgte aber die Freundin Henriette, die nicht aufhörte, sie für sich und ihre Leidenschaft zu erwärmen. Als Humboldt in Lüdenhausen, und wie ich glaube, wenigstens nach einer Seite hin zum Glücke Charlottens, nicht erschienen war, machte sich die abstumpfende Macht der Gewohnheit, das trübselige Einerlei der Tage in dem verwaisten stillen Pfarrhause an der jugendlichen Seele wieder geltend. Die Verlobung mit Diede blieb bestehen am 22. April 1789 fand die Trauung mit ihm in der kleinen Dorfkirche statt.

Das junge Paar reiste nach Cassel und wurde von den Angehörigen und den Freunden Diede's zuvorkommend und herzlich aufgenommen. Aber nur zu bald sollte sich der Abgrund zeigen, dem Charlotte arglos und unüberlegt entgegengetaumelt war. Nicht als ob Diede seine junge und schöne Frau nicht in seiner Weise lieb gehabt hätte! Es liegen Beweise vom Gegentheil vor.

Als seine Frau einmal eine Reise antrat, zerfloß er in Thränen; über die Trennung von ihr hat er sich stets klagend geäußert. Aber er war doch ein ganz untergeordneter unbedeutender Mensch. Ja noch schlimmer als nur unbedeutend. Sein langes Leben auf den Universitäten hatte sein Wesen roh gemacht, wenn er überhaupt ein höheres Leben je gekannt hat. Im Hause seiner Schwiegereltern hatte er sich einigen Zwang auferlegt, seiner Frau glaubte er keine Rücksichten mehr schuldig zu sein. Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Cassel sah sie, die bis dahin noch keinen betrunkenen Menschen gesehen hatte, ihren Mann taumeln. An dem Schlusse fast jeder dem Paare gegebenen Gesellschaft hatte Diede zuviel getrunken und erlaubte sich rohe Zudringlichkeiten gegen seine Frau, die vor Scham in die Erde sinken wollte. Die Ehe war von den ersten Wochen an eine unglückliche. Sie wurde nicht besser, als sich Charlotte Mutter fühlte. Das unselige Weib sah ihren Zustand als eine Art Schmach an bei diesem Manne und genas eines todtgeborenen Kindes. Um die Tochter zu trösten, kam der alte Pfarrer mit ihren Schwestern nach Cassel. Charlotte, welche nun wieder einen Gegenstand der Liebe um sich hatte, erholte sich und auch ihr Verhältniß zu ihrem Manne schien sich zu bessern. Aber dasselbe war schon zu tief gestört und auch zu sehr jedes festen Grundes entbehrend, als daß es wieder dauernd hätte hergestellt werden können. Differenzen anderer Art scheinen dasselbe noch weiter zerrüttet zu haben. Diede wird als ein haushälterischer, karger Mann geschildert; Charlotte war, wie sie selbst einmal sagt, hierin ganz ihres Vaters Kind, in allen Geldfragen

unpraktisch und sorglos. Nicht als ob sie für ihre Person viel bedürft hätte. Obwohl sie Werth auf geschmackvolles, anständiges Aeußere legte, wußte sie doch mit Wenigen viel zu leisten. Aber sie war generös, gegen Kranke und Nothleidende aller Art, voll thätigen Erbarmens, für Freunde zu jedem Opfer bereit. Das war gar nicht nach Diede's Geschmack.

Die sittliche Atmosphäre, welche gegen das Ende des 18. Jahrhunderts über Cassel lagerte, war keine reine. Das Land war arm. Die Nachwehen des siebenjährigen Krieges waren noch überall fühlbar. Der Lebenszuschnitt selbst der Bessersteheuden in Stadt und Land ein armseliger und knapper. Dagegen war der Fürst reich. Landgraf Friedrich II., der zur katholischen Kirche übergetreten war, hatte sich eine glänzende, nach französischem Muster zugeschnittene Hofhaltung eingerichtet. Sie konnte auch des Schimmers der Wissenschaft nicht entbehren und man hatte Männer mit gutem Namen nach Cassel berufen. Aber sie waren doch nur zur Decoration des Hofes herbeigezogen, dessen Wesen vielmehr in prunkvollen Lustbarkeiten mit schönen Damen, französischem Theater, Jagden mit Reiherbeizen und militärischen Schaustellungen aufging. Wenn man die Gallerie von Schönheiten mustert, die zopfig aber doch kühn von den Wänden des reizenden Jagdschlosses Wilhelmsthal herabblicken, dann reflectirt sich in uns der Geist jener Periode am Lebendigsten. Auf Landgraf Friedrich II. war 1785 der in strengen Grundsätzen in Hanau auferzogene, und seinem Vater sonst sehr unähnliche Wilhelm IX. gefolgt. Nur in zwei Punkten glich er dem Vater, überbot ihn vielmehr. War jener bei

aller Prunksucht ein guter Financier gewesen, so wurde dieser ein Geizhals; hatte jener auch schönen Frauen gehuldigt, so war dieser ein Mann von rohester Sinnlichkeit. Im Jahre 1790 nahm er die dritte officielle Maitresse an, nachdem die erste an der Schwindsucht gestorben und die zweite ihm untreu und gefährlich geworden war. Das Zureden des ersten Geistlichen des Landes und die Vorstellungen ihrer eigenen Angehörigen hatten ein vater- und vermögensloses Land-Edelfräulein gegen ihren Willen in die Arme des Landesvaters getrieben. Die Gräfin von Hessenstein gebar dem Landgrafen Wilhelm IX. achtzehn Kinder, von denen aber nur fünf groß wurden. Das Vorbild des Hofes, so unterthänig man auch vielfach noch die Maitressenwirthschaft für eine legitime Prärogative der hohen Herrschaften halten mochte, wirkte doch auf die sittlichen Zustände der Residenz unwillkürlich zurück. Der Geist der französischen Revolution fand auch hier nur längst schon unterspülte Dämme umzuwerfen.

Der Obergerichtsprocurator Dr. Diede gehörte schon durch seine Geburt, — die Familie zählte zu den unadligen Vasallenfamilien — und durch sein Vermögen den höheren Ständen Cassels an. Sein Haus wurde durch die schöne, liebenswürdige und geistreiche Frau eines der gesuchtesten. Bei der Jugend derselben und dem gänzlich unbefriedigten, ja feindseligen Verhältnisse, in dem sie zu ihrem Gatten lebte, wird man es begreiflich finden, daß sie sich zu zerstreuen suchte. Huldigungen aller Art wurden ihr dargebracht, die der eitle Gemahl anfänglich gerne sah. Er fühlte sich geschmeichelt als Gatte der gefeierten Frau. Charlotte, aufgewachsen in

den Traditionen einer sittenfesten Familie, schlürfte das süße Gift der Schmeichelei zuerst wohl ganz bewußtlos, dann mit dem Gefühl eines Kranken ein, der sich, um seine Schmerzen momentan zu ersticken, des Morphiums bedient. Doch war ihr Herz nichts weniger als freigeistig und leichtfertig gestimmt. Der Ton der Wahrheit spricht aus einem Briefe, wenn sie an eine Freundin schreibt: „Die freigeisterische Periode tritt meist nach vollendeter Jugend, mit dem Beginn des reiferen Alters ein, dauert länger oder kürzer, je nachdem Schicksale, Verhältnisse und äußere Umstände einwirken. Meist gefallen sich dann die jungen Leute in ihrer vermeinten Aufklärung, dünken sich klüger und einsichtsvoller als Andersdenkende; werden, wenn sie sich zugleich mit Gewandtheit und Leichtigkeit auszudrücken wissen, wegen ihrer Sophismen geschmeichelt und bewundert.... Da mir früh die Worte zufielen, so hätte auch ich in diese Gefahr kommen können, da ich als junge Frau mit dem Eintritt in zwanzig Jahre in einem Cirkel lebte, wo man eine höhere Meinung von meinem Verstande und meiner Bildung hatte als ich verdiente. Allein ich fand das Lautwerdenlassen einer Meinung, die Vielen ärgerlich werden konnte, unweiblich; zugleich erkannte ich, daß Andere, deren Einsicht und Verstand ich den meinigen willig unterordnete und vor deren moralischer Vortrefflichkeit ich Ehrfurcht hatte, beseligt in ihrem Glauben waren, so daß ich wünschte meines Zweifels frei zu werden, und fürchtend, ich sei in Irrthum und Dunkelheit befangen, schwieg ich, ja ich betete recht inbrünstig um Licht, das mir mangelte; ich dünkte mich nicht klüger zu sein als viele Andere in meinem Unglauben, allein

mir blieb die Erkenntniß verschlossen. So vermied ich Alles lange Zeit, was sich auf die Versöhnungslehre bezog, um mich keiner Heuchelei schuldig zu machen."

Waren es also auch höhere, geistige Interessen, die den Kreis belebten, in dem sich damals Charlotte bewegte, und sie keineswegs mit leichtsinnigen Ideen erfüllt, so drängten sich doch auch Elemente an sie heran, die um ganz anderer Dinge willen ihren Umgang suchten. Natürlich war der Freund Wiederhold, der inzwischen Quartiermeisterlieutenant und fürstlicher Adjutant geworden war, und sich 1792 bei dem Sturme auf Frankfurt so auszeichnete, daß er den preußischen Orden pour le mérite erhielt, in dem Hause Diede's ein oft und gern gesehener Gast. Er führte andere Officiere in dasselbe ein. Zu diesen gehörte ein Capitän des Gardegrenadierregiments W. K. L. von Hanstein. Er war ein herkulisch gebauter Mann von gefälligen Formen. Obwohl sein Gesicht von Blatternarben zerrissen und er geistig keineswegs besonders begabt war, war er für die Frauen unwiderstehlich. Er galt als ein Liebling der Gräfin Hessenstein. Einer angesehenen Familie angehörig, wenn auch ohne alles Vermögen, mag es Diede geschmeichelt haben, daß der brillante Officier, der die Parade vor seinem Hause vorbeiführte, seinen Umgang aufsuchte und sich als Hausfreund etablirte. Eine Verbindung mit Hanstein schien in Aussicht zu stehen. Machte er doch sichtlich der graziösen Schwester Charlottens, Christine, die in Cassel längere Zeit zu Besuch war, den Hof. Aber bald sollten sich andere Beziehungen herausstellen. Hanstein renommirte bei seinen Kameraden mit seinem Verhältnisse zur schönen Frau Diede. Ihr Mann ent-

brannte nun in wüthender Eifersucht. Auf einem Balle warf er sich halb betrunken vor das tanzende Paar, um es zu Falle zu bringen. Charlotte, die nicht in Abrede stellte, daß sie Hanstein als einen Schutz gegen seine Roheiten ansehe und verehre, bat ihren Gatten nun bestimmter, als schon früher geschehen war, in eine Auflösung der unglücklichen Ehe zu willigen. Davon wollte aber Diede nichts wissen. Es kam zu den leidenschaftlichsten Auftritten. Diede's Herz erfüllte sich mit immer bitterem Hasse gegen seine Frau, die in ihrem Hause eine Hölle fand, aus der sie ihr Mann nicht entlassen wolle. In dieser furchtbaren Spannung der Ehegatten ist es geschehen, daß Charlotte aus ihrem Hause entwich und sich in die Wohnung Hanstein's, der mit einer Schwester zusammenlebte, flüchtete. Diede selbst glaubte nun auf Ehescheidung gegen seine Frau klagen zu müssen. Am 1. Februar 1794 reichte er bei dem Consistorium zu Cassel seinen Antrag auf Scheidung ein, am 21. Februar sprach das geistliche Gericht dieselbe aus, nachdem Charlotte selbst sich schuldig bekannt hatte. Als dieses geschehen war, verließ sie die Wohnung Hanstein's mit dem seligen Gefühle der Freiheit von Diede und dem Bewußtsein an Hanstein nur in Ehren gebunden zu sein.

Die Ausfertigung des motivirten Ehescheidungserkenntnisses, welche Diede zugegangen war, hat dieser vor seinem Tode vernichten lassen; nur der kurze Tenor des Schlußsatzes, durch den Diede das Recht der Wiederverheirathung zugesprochen, während es seiner Frau aberkannt wurde, ist erhalten. Auch die Acten des Consistoriums zu Cassel sind vernichtet worden. Es wird

sich also kein entscheidendes Urtheil über die Schuldfrage mehr fällen lassen. Und das um so weniger, als Charlotte selbst ihren Angehörigen gegenüber sich stets mit Stolz als unschuldig des factischen Ehebruches hingestellt hat. Auch ihren Freundinnen hat sie immer versichert, sie habe die Ehe nie gebrochen; sie sollten aber lieber Alles in der Ehe ertragen, pflegte sie zu sagen, als es auf einen Ehescheidungsproceß ankommen lassen.

Man mag über das Factum denken, wie man will, Charlotte hat sich in der unglücklichen Verflechtung ihrer Lebensgeschicke nicht von Schuld und Fehle rein zu halten gewußt. Das liegt klar vor, auch wenn man von der unüberlegten, jedenfalls nur im Affecte höchster Leidenschaft ausgeführten Flucht in die Wohnung Hanstein's absieht. Sie selbst schreibt einmal an Schulz, ihre Ehe sei bei ihrer Jugend nicht richtig geleitet gewesen, und spricht ihrer Schwester von ihrer Jugendverirrung, zu einer Zeit, als ihr Verhältniß zu Hanstein noch nicht gelöst war. In ihrem hohen Alter schreibt sie an ihre Schwester: „Ich kann nur bitten: Verzeiht meine Jugendfehler! und sage mit Herder: Erzeige mir, Höchster, was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünde geziemt!“ Aber ebenso bestimmt versichert sie auch Humboldt, „sie sei gereift durch großen und mannigfaltigen Schmerz, nie entadelt noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht“. Wer über die Frau richten mag, der sehe zu, daß er nicht falle! Ich verurtheile sie nicht.

Von Diede schweigen wir. Er starb wieder verheirathet, aber kinderlos am 6. Mai 1840.

Wie es in der Welt zu gehen pflegt, so schlugen jetzt, nachdem Charlotte in die Wohnung Hanstein's ge-

flohen und dann geschieden war, die trüben Wogen übler Nachrede über sie zusammen. Hatte man früher die liebenswürdige Frau bedauert und gegen ihren Mann in Schutz genommen, so konnte man ihr jetzt nicht vergeben. Nur wenige treue Freunde, den respectabelsten Familien Cassels angehörig, in Ehren und strengen Sitten ohne Makel, hielten bei ihr ohne Wanken aus. Daß Henriette Meyer-Lotheisen-Wiederhold nicht zu ihnen gehörte, mag man mit Charlotte bedauern, wird es aber gerade nicht befremdlich finden.

Tiefer und empfindlicher mußte es Charlotte ans Herz gehen, daß sich ihr Vater, ihr Onkel Falckmann, kurzum der ganze männliche Theil ihrer Familie, gegen sie erklärte und nichts mehr von ihr wissen wollte. Der Vater, der zur Einwilligung in die Ehe nur mühsam bestimmt worden war, erklärte jetzt ganz kategorisch: „Daß Du geschieden wirst, dagegen habe ich am Ende bei so viel Unglück nichts einzuwenden; daß Du es aber auf so ehrlose, schimpfliche Weise betreibst, das will ich nicht; dadurch scheidest Du Dich auf immer von mir“. Er hat nur zu sehr Wort gehalten. Charlotte hat ihren Vater nicht wiedersehen dürfen. Fast vier Jahre (1797) später schrieb sie an die Schwestern, sie möchten doch im Verein mit dem Bruder den Vater bestimmen, sie nur einmal wiederzusehen; die Antwort lautete abschläglich. Im Frühjahr 1798 ging sie auf eigene Verantwortung nach Lüdenhausen. Drei Tage hielt eine Schwester sie versteckt, um den starren Sinn ihres Vaters zu brechen. Der alte Mann hat sein Kind wieder aus dem Hause ziehen lassen, ohne ihr zu verzeihen, ohne sie zu sehen.

Dem Onkel Falckmann, der sich durch die Nichte

in seinem Familienstolze verletzt fühlte, glaubte sie nicht so entgegen kommen zu sollen, wie dem Vater. Sie hat es später tief beklagt. Sie meinte selbst, dieser würde ihr verziehen haben. „Sein Hochmuth“, schreibt sie viele Jahre nachher der Schwester, „war durch meine Jugendverirrungen verletzt und der meinige — ich nannte das Stolz, in meiner Verblendung sogar edlen Stolz — wollte sich nicht demüthigen, weil ich der nahen Rechtfertigung, ich fürchte: dem Triumph kühn entgegensah. Es blieb durch meine Schuld mir seine Liebe entzogen. O, es thut mir leid, sehr leid! Auch später konnte ich mich nicht biegen“.

So trieb Charlotte, von ihrem verhaßten Gatten geschieden, aber auch des Zusammenhangs mit ihren nächsten Angehörigen verlustig, nur von der Liebe eines nicht gerade zuverlässigen, eitlen Mannes getragen, ihr Lebensschifflein in die Fluth einer hier unsicher gährenden, dort schon stürmisch aufwogenden Zeit. Die vierundzwanzigjährige geschiedene Frau mußte ihr Leben gleichsam von Neuem beginnen.

II.

Nachdem Charlotte von ihrem Manne getrennt war, konnte sie nicht wohl länger in Cassel verbleiben. Voll gläubiger Zuversicht auf die Treue Haustein's und von seinen heißen Liebesschwüren begleitet, wendete sie sich nach ihrer Heimath zurück, wo sie zunächst bei einer Tante, der verwittweten Frau Pfarrer Schönfeld, in Reelkirchen gastliche Aufnahme fand. Hier blieb sie einige Monate. Obwohl die Tante sie nicht drängte, vielmehr voll Liebe gegen sie war, und auch die Besitzerin des adlichen Hofes

in Reelkirchen, eine Frau von Mengerssen, sich überaus gütig gegen die arme Frau erwies, empfand diese ihre Lage doch als eine sehr drückende. Der gesellige Verkehr, dem sie sich auf dem Dorfe nicht gut entziehen konnte, der Mangel einer bestimmten Thätigkeit ließen sie an eine Veränderung denken. Aber wohin sollte sie? Die Städtchen ihres Heimathlandes waren ihr bei dem Zerwürfnisse mit der Familie verschlossen. Sie lagen auch zu weit von Cassel ab, von wo sie das erlösende Wort aus ihrer Vereinsamung erwartete. Da der Vater sich nicht abgeneigt zeigte, ihr eine jährliche Unterstützung zu zahlen, so beschloß Charlotte unter der Zustimmung Hanstein's, sich vorläufig in Holzminden, einem lebhaften und freundlichen Städtchen an der Weser, das zum Herzogthum Braunschweig gehört, niederzulassen. Der Ort lag nicht allzuweit von der Heimath, man hatte von dort aus leichte Verbindung mit Karlshafen und Cassel. Ein Herr Merle in Cassel (später in Karlshafen), welcher ihr befreundet war und ihr noch lange Jahre die treuesten Dienste erwiesen hat, hatte ihr Holzminden in Vorschlag gebracht und auch eine angesehene gute Familie ermittelt, in deren Hause sie Aufnahme finden werde. In der That wurde sie von Dr. Gerhard freundlich empfangen, so daß sie sich bald sehr wohl fühlte und beschloß, hier vorläufig bis zur definitiven Entscheidung ihrer Geschicke zu bleiben. Die Frau des Hauses war ihr sehr zugethan, die Kinder, welche sie in allerlei Künsten unterrichtete, ihre jungen Freunde. Die Absicht, durch Stundengeben sich zu dem väterlichen Zuschusse noch etwas zu verdienen, mußte Charlotte aufgeben, da Hanstein sich dadurch compromittirt glaubte. Kleine, gelegentliche Unterstützungen

von ihr bei seinen Besuchen anzunehmen, fand er dagegen nicht unter seiner Würde.

Die Schwierigkeiten, welche sich einer ehrenhaften Regelung ihres Verhältnisses zu Hanstein entgegenstellten, scheint Charlotte nicht klar erkannt zu haben. Ihr Verhalten macht auf mich den Eindruck, als ob sie niemals Kunde von dem Inhalte des Erkenntnisses des Casseler Consistoriums bekommen habe. Daß das Recht der Wiederverheirathung ihr abgesprochen werden werde, wenn sie sich für den schuldigen Theil bekannt, scheint ihr nicht in den Sinn gekommen zu sein. Gewiß wäre in der damaligen Zeit leicht ein landesherrlicher Dispens von dem Verbote zu erlangen gewesen. Aber war es möglich, daß Hanstein sie heirathete, da weder er Vermögen hatte, noch für sie eine bestimmte Unterstützung durch ihren Vater für diesen Fall in Aussicht stand? Und dachte Hanstein ernstlich daran, seine Geliebte wirklich heimzuführen und ihre Ehre zu rehabilitiren? Die nächsten Jahre verschob er jeden definitiven Entschluß, indem er sich hinter die Unmöglichkeit verschanzte, Charlotten in Cassel einen standesgemäßen Haushalt zu verschaffen. Der Mann scheint in der That Jahre lang zwischen seiner Liebe zu Charlotte, die hier noch von dem Gebote der Ehre gestützt wurde, und den äußeren, bei seinem Stande wohl in Betracht zu ziehenden Rücksichten auf die Möglichkeit der Führung eines Hausstandes geschwankt zu haben. Ein sittlich ernster Mensch, der energisch das Ziel verfolgt hätte, das ihm Herz und Gewissen vorschreiben mußte, war Hanstein nicht. Alte Kameraden haben mir vor Jahren erzählt, er habe Charlotte „an der Nase herumgeführt“. Aber ich glaube

nicht, daß Hanstein dem Grundsatze entsprechend „sola inconstantia constans“[1]), nach dem Benjamin Constant eine noch viel bedeutendere Altersgenossin Charlottens im Stiche gelassen und sich einer untergeordneteren Frau in die Arme geworfen, gehandelt hat. Nicht so dachte auch Charlotte über ihn. Noch in ihrem Greisenalter, nachdem er längst die Untreue an ihr durch die Verheirathung mit einer anderen Frau besiegelt hatte, welche nur in dem Rufe stand wohlhabend zu sein, und er schon viele Jahre (1818) todt war, nennt sie ihn (1835) einen edlen Mann, „mit dem sie verlobt — mehr als das, in mir heiliger Verbindung war“, und schreibt von ihm als einem ihr „noch immer theuren Manne“. Wäre das nicht ihre aufrichtige Meinung gewesen, was hätte sie veranlassen können, sich gegen K. Schulz so zu äußern?

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde das Verhältniß Charlottens zu Hanstein eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn nicht nach dem, im Jahre 1800 erfolgten Tode ihres Vaters sich das von diesem hinterlassene Vermögen als weit geringer herausgestellt hätte, als man allgemein erwartet hatte Hanstein verschob jetzt erst recht jeden bestimmten Termin zur Heimführung Charlottens. War es dieser anfänglich vor Allem darauf angekommen, ihren guten Namen wieder zu Ehren gebracht zu sehen, so konnte sie jetzt nicht umhin, sich ganz anderen Erwägungen zu erschließen. Was sollte aus ihr werden, wenn Hanstein nicht Wort hielt und sie den Rest ihres nicht großen Vermögens aufgebraucht hatte?

---

[1]) „Allein in der Unbeständigkeit beständig“.

Und wie sollte sie das Leben ohne den Geliebten ertragen? Ihre Leidenschaft für Hanstein, die nur ganz langsam, wie sie selbst erzählt, Wurzel in ihrem Herzen geschlagen, hatte sich mit der Zeit nur noch gesteigert, wenn sie auch sich keineswegs verhehlen konnte, daß er doch vielleicht ein grausames Spiel mit ihr treibe.

Nach dem Tode des Vaters hatte Charlotte im Frühsommer des Jahres 1801 mehrere Monate bei ihren Geschwistern in Lage, wo Christine an den Pfarrer Melm verheirathet war, zugebracht. Von da hatte sie sich nach Cassel aufgemacht, um Hanstein's Bedenken zu zerstreuen. Ihre alten Freunde empfingen sie mit offenen Armen. Doch Hanstein zögerte, das entscheidende Wort zu sprechen. Er scheint es als zweifelhaft hingestellt zu haben, daß der Landgraf ihm den Consens zur Verehelichung mit Charlotte geben werde. Um diese Schwierigkeiten zu beseitigen, entschloß sich Charlotte im August 1801 an die Gräfin Hessenstein einen französisch abgefaßten Brief zu richten und sich die eventuelle Fürsprache der ebenso einflußreichen als gutmüthigen Dame zu sichern. Sie that es nicht ohne schwere Bedenken, um nur ja nichts zu thun und zu sagen, „was, wie Gott verhüten wollte, meinem lieben Hanstein schaden, oder seine und meine Ehre compromittire, wie es denn überhaupt entsetzlich genug ist, sich an die Maitresse des Fürsten wenden zu müssen“. Die Gräfin erwiderte „feiner und artiger“, als es Charlotte erwartet hatte. Aber der Brief enthielt nur insofern eine Antwort auf ihre Bitte, „als sie darin auf eine feine Weise sagt, daß die Sache an Hanstein liege, was ich nun freilich schon wußte“. An diesen hatte Charlotte erst von ihren Vorhaben geschrieben, als der

Brief schon abgegangen war. Hanstein mißbilligte den Schritt in einem Schreiben aufs Höchlichste, weil er gegen seine und ihre Ehre verstoße; als aber Charlotte nun zwei Posttage ohne hierauf zu antworten verstreichen ließ, da traf Hanstein in Holzminden ein. Er war „so voll Liebe und ohne Vorwurf und alles, alles Bittere wischte seine Nähe und Zärtlichkeit weg. Er gestand mir dann, daß es nur an ihm sei zuzustimmen, daß aber doch noch etwas dazwischen wäre, was er mir durchaus nicht sagen könne, bis wir vereinigt wären, wo ich ihm gewiß dafür danken würde. Er drang mir dann noch das Versprechen ab, daß ich bis Johanni (1802) nichts für mich unternehmen und so lange noch Geduld haben wolle. . . . Warum nun abermals dreiviertel Jahre die Entscheidung hinausgesetzt? Und wenn es dann wirklich wäre, ich wollte kein Wort dawider sagen. Wie kann ich aber einen solchen Glauben haben, nach Allem was ich erlebt habe? Ist es mir zu verdenken, daß ich diese demüthige Unterwerfung unter den Willen eines Menschen nicht mehr so leicht nehmen kann? Daß es mich schmerzlich erbittert, wenn ich mir vorkomme, wie ein Spiel, und durch die gewaltsam hervorgerufene Verstimmung wie ein Instrument erscheine, dem unter diesen Umständen keine reine Harmonie zu entlocken ist. O Gott, nach dem meine Seele schmachtet, meine Vernunft und meine Seele arbeiten widerstreitend in mir! Bei der ersteren steht Hanstein's Sache schlecht, bei dieser findet er so lange ich lebe, Fürsprache und unendliche Liebe — ich kann die seinige nicht bezweifeln, unmöglich! mein Herz empfindet sie; — aber meine Vernunft wird sein Feind, und ich bin das Land, das unter diesem Kriege

zu Grunde geht. Hätte ich doch von beiden weniger, so lebte ich ruhiger und vielleicht wie andere Menschen. Meine Vernunft sagt mir, daß ich im Grunde außer mir selbst keine feste Stütze habe, daß ich mich genau genommen an mich selbst halten muß, daß ich Schritte zu meinem Fortkommen in der Welt, zu meinem Unterhalt thun muß, daß ich, um dieses thun zu können, die Verhältnisse der Liebe aufgeben muß — mein Herz kann es nicht! O Gott, meine Tine, wo soll ich mit diesem Gefühle hin, wenn ich dies einzige Wesen nicht mehr dafür habe — ich muß sterben. Ihr Alle könnt meine Liebe nicht begreifen. — Das Gefühl des Ueberflüssigseins ist nicht für mich! Sieh', dieser gewaltsame Kampf reibt mich auf, meine Nerven werden reizbar — nicht durch meine Schuld — ich arbeite meinen Empfindungen immer entgegen — sondern durch die Umstände . . . Wie ich hineingekommen bin! Es scheint so egoistisch und ist's doch nicht. Mich dünkt ich könnte noch ein Buch darüber vollschreiben und hätte Dir doch nichts gesagt. Vergieb, Du Liebe, meine unerträgliche Weitläufigkeit! Du hättest mich nichts fragen sollen".

Ich mag hier nicht die Weiterentwicklung dieses traurigen Liebeshandels in seinen einzelnen Wendungen bis zur Peripetie ausführlich darlegen. Es sind der retardirenden Momente zu viel in ihm. Aber interessant, spannend und ergreifend ist er doch in allen Einzelheiten. Man mag die Briefe Charlottens selbst nachlesen, in denen, obwohl die Zweifel an der Ehrlichkeit der Schwüre Hanstein's sich immer stärker und unwiderstehlicher Luft machen mußten, doch noch immer der volle Strom reinster, aufopferungsfähigster Hingebung

und Liebe dahinrauscht. Vereinzelt klingen gellende Töne scherzhaften Humors aus dem Gewirre der einander bekämpfenden Empfindungen hervor, welche an Ausbrüche Shakespeare'scher Gestalten von selbst erinnern. Wir lauschen hier den lautesten wie leisesten Regungen eines Herzens, das uns wirklich etwas zu verrathen hat und das, was es uns kündet, momentan in die reinste, durchsichtigste und edelste Form zu gießen vermag. Wir irren gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß ein großer Theil des Reizes, welchen der Briefwechsel mit Charlotte für W. v. Humboldt hatte, in diesen Selbstbekenntnissen Charlottens lag, in denen sie, wie die Blume im Dufte, ihr innerstes Leben aushauchte.

Und fast macht Hanstein, von dem mir auch ein Brief im Original vorliegt, den Eindruck des unpersönlichen, bewußtlosen Fatums. Man sieht durchaus nicht, was den Mann, der inzwischen zum Oberstlieutenant vorgerückt war, abhalten konnte, seinen Schwüren die That folgen zu lassen, oder Charlotte, wie sie ihm seit 1803 wiederholt anbot, freizugeben. Schnöde Berechnung kann nicht den Ausschlag gegeben haben. Ich habe einmal daran gedacht, ob Hanstein's Schwester vielleicht gegen die Ehe gewesen sei. Diede scheint in seinem Hasse gegen Charlotte auch nicht geruht zu haben. Diese selbst spricht von „räthselhaften, geheimen, erst spät enthüllten Intriguen und Feindschaften, durch die ihr ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten geblieben sei". Ganz Sicheres kann ich nicht ersehen. Jedenfalls stand Hanstein tief unter Charlotte, und es hat sich hier die alte Erfahrung bestätigt, daß so oft geistig bedeutende Frauen ihre Herzen an Männer wegwerfen, die ihnen durch

irgend eine Aeußerlichkeit imponiren, ihrer sonst aber nicht werth sind. Sind doch gar häufig derbe, um nicht zu sagen rohe Söhne des Mars feingebildeten und gefühlsseligen Frauen am Gefährlichsten. Doch wer will Gesetze ergründen, nach denen Eros die Herzen des schwachen, und doch so starken Geschlechts verwundet? Hier hatte er ein starkes Herz tief getroffen.

Nachdem Charlotte im Frühjahr 1803 sich des längeren Besuchs einer treuen Freundin aus Cassel erfreut und mehrere Sommerwochen in Lage zugebracht hatte, wo sie für ihre verreisten Geschwister den Haushalt besorgte, erwiesen sich die Versprechungen Hanstein's wieder als reine Täuschungen. Die Schwester Christine schrieb nun bei passender Gelegenheit auf Betreiben Charlottens an Hanstein, der ihr antwortete, „daß er in Ewigkeit sein Versprechen nicht brechen werde". Endlich mußte ein Entschluß gefaßt werden. Das kleine Vermögen Charlottens schrumpfte immer mehr zusammen, da sie mit den Zinsen nicht auskam. Noch schlimmer war es, daß ihr Gesundheitszustand immer bedenklicher wurde, „das Hangen und Bangen in schwebender Pein" durch so viele Jahre hindurch hatte ihr Nervensystem zerrüttet. Obwohl der Aufenthalt in Holzminden ihr seiner Ruhe und der vielen guten Leute wegen, die sie dort gefunden, sehr zusagte und wohl that, so rieb doch ihre Leidenschaft für Hanstein und die Ungewißheit ihrer ganzen Lage den sonst kräftigen Körper auf. Sie erzitterte bei der geringsten Gemüthsbewegung, konnte nichts mehr festfassen und halten. Muth und Lust, einen Lebensplan zu machen, brachen immer mehr zusammen. Sie konnte sich nicht aufraffen und eine ihr angetragene gute Stelle

als Erzieherin annehmen. Da beschloß sie, abermals von Hanstein getäuscht, im Anfang August 1804 nach Braunschweig überzusiedeln und dort Verdienst durch Handarbeiten zu suchen. Der Gedanke, daß sie dann ihrem Berather Ewald in Bremen näher sei, hatte bei diesem Entschlusse mit gewirkt.

Es war keine glückliche Idee von Charlotte, nach dieser Stadt zu gehen. Obwohl sie dort einige bekannte Familien hatte, und der Ertrag für ihre Arbeiten sich immer mehr steigerte, so daß sie glauben durfte, ein anständiges Auskommen zu finden, fühlte sie sich doch tief unglücklich in Braunschweig. Die Frauen mit denen sie in Berührung kam, fand sie ungebildet und herzlos. Nur bei einzelnen Männern stieß sie auf theilnahmvolles Verstehen ihrer Lage. Hier und da, wo man ihr anfänglich freundlich entgegengekommen war, zog man sich wieder zurück, sobald man Erkundigungen über ihre Vergangenheit eingezogen hatte. Das beleidigte und kränkte Charlotte tief, die sich außer ihrer Liebe zu Hanstein nichts Schlechtes bewußt war. Aber dieser erkaltete immer sichtbarer, nachdem er anfänglich noch nach Braunschweig hin sie seiner unverbrüchlichen Treue und heißer Liebe versichert hatte.

Da kam das Gefühl der ganzen Halt- und Zwecklosigkeit ihres Daseins über sie. Die Frage: Wozu Alles das? kam über sie in schlaflosen, nur von Thränen belebten Nächten. Der feste Glaube ihrer Jugend, das sichere Vertrauen auf eine göttliche Leitung ihrer Geschicke schwand immer mehr dahin. Als sie in einer ruhelosen Nacht die Frage: „Warum Alles das?“ wieder in ihrem geängsteten Gemüth wälzte, griff sie zur Bibel und der

erste Blick, den sie hinein warf, fiel auf die Worte Maleachi 2, V. 4: „Warum das?“ Es kam wie eine Gottesoffenbarung über sie, und sie schlug das heilige Buch nochmals auf und ihre Augen ruhten auf den Worten: „Denn der dich gemacht hat, ist dein Mann.“ Und sie las das ganze 54. Kapitel des Jesaja mit seinen trostvollen Verheißungen an „das verlassene und von Herzen betrübte junge Weib, das wie verstoßen ist“, unzähliche Male sich vor.

Aber der Trost, der ihr hiermit doch mehr äußerlich wurde, als daß er aus den Tiefen ihres Herzens aufgestiegen wäre, vermochte sie nicht dauernd auf diesen lichten Höhen der Zuversicht zu erhalten. Sie befand sich noch dazu wiederholt jetzt in Geldverlegenheiten. Die Unruhe der Zeit erschütterte überall den Erwerb und sonst gesicherte Einnahmen. Die unglückliche Liebe zu Hanstein konnte nicht ersterben, der Körper wurde immer hinfälliger Sie schreibt: „Ach meine theuren Geschwister, wie habe ich für diesen Mann gelebt; jedes Atom meines Verstandes war eine Rücksicht auf ihn, jedes kleine Talent, das ich übte, war für ihn und nach so vielen schmerzvollen verlorenen Jahren sehe ich mich aller Bestimmung des Lebens entrückt; die schmerzvolle Vergangenheit reiht die geängstigte Fantasie an die freudenlose, peinliche Gegenwart und diese wieder an die öde, todte, liebeleere Zukunft, die mein gefühlvolles, weiches, liebebedürftiges Herz schreckt wie ein offenes Grab .... Rathet nur, was soll ich thun! ... Die Angst meines Herzens läßt mir keine Ruhe und Rast und meine verweinten, oft übernachteten Augen lassen auch keine Arbeit zu, und dann ist es mir, als riefe mir Jemand zu: Wozu? und ich

werfe mich auf das Kanapee und ich kann nicht wieder aufhören zu weinen." Einem ihr befreundeten Mann klagt sie ihre Noth, ihre Unschlüssigkeit. Er antwortet ihr, nachdem er Hanstein's letzten Brief gelesen, mit einem gemischten Ausdruck von Theilnahme, Kälte und Ruhe: „Ich glaube mit dem Abbrechen das ist nichts; ihr Herz bricht eher als Sie sich von dem Manne losreißen."

Und nun beschließt Charlotte nicht völlig mit Hanstein zu brechen, sondern in einer „freundschaftlichen Verbindung mit ihm zu bleiben". Auf die Aufforderung einer ihr nahe stehenden Familie hin reist sie 1805 im Spätherbste nach Cassel. Die Reise wirkte wohlthätig; sie faßte wieder Hoffnung. Ihr ganzes Dasein schien sich zufriedenstellender zu gestalten. Das hielt sich bis zum Sommer des folgenden Jahres. Aber neue Enttäuschungen, neue Qualen harrten ihrer. Da beschloß sie ihrem Leben ein Ende zu machen.

„Ich fürchte nichts mehr", schreibt sie am 18. December 1806 und 15. Januar 1807 ihren Geschwistern, auch den Schmerz des Todes nicht .... Aber wunderbar hat Gottes erbarmende Vatergüte mich wieder gestärkt und meine Hand von meinem Leben gezogen." Sie konnte die Ursache „eines unaussprechlichen Jammers nicht sagen — es ist zu viel, ich mag es dem Papier nicht anvertrauen." Wir erfahren nicht, was die Ursache dieses Kummers war. Wir müssen dieselbe doch wohl in ihrem Verhältnisse zu Hanstein suchen, da dieses ihr ganzes Sein beherrschte und ihr Herzeleid noch im December 1807 fortbestand, nachdem wenigstens ihre äußere Stellung sich durch einen merkwürdigen Glücksfall vorübergehend gebessert hatte.

Im Sommer 1807 hatte sie ihren Geschwistern zu schreiben, sie habe sich wieder so ohnmächtig und niedergeschlagen gefühlt, daß sie geglaubt habe, vergehen zu müssen. Sie habe Trost in der Bibel gesucht und dort gefunden; auf skeptische Aeußerungen eines Bekannten hin sei sie durch eine Gellert'sche Ode in ihrem Vertrauen auf das Wort Gottes und dessen Verheißungen gestärkt worden. Als sie in Sinnen und Nachdenken hierüber gelegen habe, sei ihr die Gewißheit geworden, Gott werde ihr auch ein äußeres Zeichen geben, daß er sie nicht verlassen wolle. Ungesucht und plötzlich sei da der Gedanke in ihr aufgetaucht, ein Loos in der Lotterie zu nehmen. Sie thut das, obwohl man sie freundlich aufmerksam macht, daß schon fünf Classen gezogen seien und das ganze Loos dreißig Thaler koste. Nichtsdestoweniger läßt sie sich nicht abbringen und — gewinnt zweitausend Thaler. Die frohe Zuversicht, von Gott ein Zeichen der Erhörung erhalten zu haben, belebte Charlotte jetzt stärker und nachhaltiger als die hierdurch gewonnene Aussicht auf eine relativ gesichertern äußere Zukunft. Da man damals die Braunschweigischen Landesobligationen für ein ganz sicheres Papier ansah, das sechs Procent Zinsen abwarf, legte sie nicht nur ihren Gewinn sofort in diesen Papieren an, sondern machte auch noch 1600 Thaler in ihrer Heimath flüssig, um für dieselben gleichfalls Braunschweigische Papiere zu kaufen. —

Aus dem Sommer und Herbste 1807 sind uns keine weiteren Briefe Charlottens erhalten. Sie war auf dringende Einladungen ihrer Freunde in Cassel und Holzminden gewesen, hatte aber auch keine dauernde Stärkung ihres zerrütteten Nervensystems gefunden. Denn

im December hören wir wieder, daß nur durch ein, wie sie meinte, unmittelbares göttliches Eingreifen in ihre Lebensgeschicke sie vor dem Selbstmorde bewahrt worden sei. Auch jetzt war es wieder eine Bibelstelle, Jesaja 41, V. 10: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott; ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit“, durch welche, wie sie schreibt, „die Hand von meinem Leben im eigentlichsten Sinne abgezogen ward“. Charlotte war damals sicher, daß sie, indem sie ihrem Leben auf gewaltsame Weise ein Ende mache, kein sündhaftes Werk thue. Sie sagt ausdrücklich: „Der Tod war in meiner Seele beschlossen, vor Gottes Augen beschlossen, und mein Inneres sagte mir nicht auf die fernste Art, daß das Unrecht sei. Unter Gebet und Todesschmerzen im Herzen fühlte ich, daß ich jetzt sterben durfte; mehr als die menschliche Natur, wenigstens die meinige, zu tragen vermag, war mir auferlegt, und mein himmlischer Freund sah, daß unter kindlicher Unterwerfung, fern von allem Murren, dies unglückselige Herz brechen mußte.“ Charlotte wollte nur noch einige nöthigen Vorbereitungen beendigen und hoffte ein Mittel gefunden zu haben, das vielleicht den gewaltsamen Tod nicht verrathe und ihr nicht allzugroße Schmerzen bereite; da fiel ihr Auge auf jene Stelle, eine ohnmachtähnliche Schwäche überfiel sie und sie war vor dem Selbstmord auch für dieses Mal behütet. Ihr körperliches Befinden besserte sich hierauf sichtlich und im Januar fühlte sie sich wieder so gesund, wie seit vielen Jahren nicht.

Sie konnte schreiben: „Ohne alle Wünsche, das kann ich in Wahrheit sagen, erfüllt himmlische Ruhe mein

Herz. Diese Ruhe soll, hoffe ich, nichts wieder zerstören, wenn auch die trübe Zukunft, welche für den größten Theil Europa's in Bezug auf Verwandte, Freunde, Bekannte in ängstlichem Scheine dämmert, ein theilnehmendes und gefühlvolles Herz oft sehr wehmüthig machen muß." Aber als ob es für dieses schon so gequälte Herz hienieden keine Ruhe geben solle, wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug in den mühsam errungenen Frieden die Nachricht von der Verheirathung Hanstein's hinein. Es ist charakteristisch für Charlotte, wie sie das Ereigniß, das sie trotz alles Vorausgegangenen doch in den Wurzeln ihres Daseins treffen mußte, ihrer Schwester mittheilt. Vor mir liegt der acht Quartseiten lange Brief vom 10. März 1808.

Sie beginnt anscheinend ganz launig mit Danksagungen dafür, daß ihre Schwester Christine, „wie ihr gerathen war", sie zur Gevatterin für ihr erstes Töchterchen gebeten hatte, und ersucht sie die damit verbundenen Geschenke ja nicht „knauserig" an die betreffenden Personen zu vertheilen. Dann spricht sie über sich, ihre Schwester Dorothea, mit der sie etwas gespannt war, und fährt dann fort: „Die Stelle deines Briefs, wo Du Deine Lebensliebe äußerst, hat mich unaussprechlich gerührt — ach könnte ich Dir doch meine Jahre zulegen, meine sehr geliebte Schwester! Ich kann mir keine Vorstellung davon machen, wie dem zu Muthe ist, der mit so süßen Banden an das Leben gefesselt ist. Fiele doch ein Funken dieser Lebenskraft in meine Seele! Du kannst nicht glauben, wie es die Kräfte verzehrt, wenn man so krank an Lebenssattheit ist. — Daß ich Dir noch etwas Wichtiges, etwas Herzzerreißendes zu sagen habe, das

ahnest Du schon, siehst mich um den Brei gehen, weil ich mich fürchte vor den schrecklichen Berührungen — o Du wirst es nicht fassen. — H. hat sich mit einer andren verheirathen können."

Erst fünf Tage später kann sie weiter schreiben: „Ich hoffe heute etwas ruhiger und stärker zu sein. Doch will ich da Du in der Einen Zeile genug erfahren hast, nichts weiter erzählen. Ihr werdet mit Erbarmen fühlen, wie meine Ruhe aufs Neue erschüttert ist; ich war auf diesen Schlag nicht gefaßt; nie hätte ich das einen Augenblick für möglich gedacht; mein Leben hätte ich darauf gesetzt, daß das nie geschehen könnte — nie habe ich etwas Aehnliches gefühlt als bei dieser Nachricht, ich glaubte wirklich es sei die letzte Stunde meines Lebens, mein Gefühl, mein Zustand war entsetzlich."

Ein Strom von heißen Klagen entquillt dem tödtlich getroffenen Herzen. Und doch ist die herbste Klage die: „Ach, ich fühle es zu tief und zu stark, daß ich ein halbes Menschenalter mit seinen Ansprüchen und Freuden geopfert habe, um es nun zu betrauern, daß ein edler Mann (Du weist, er war es!) sich selbst überlebt hat! das ist mein Schmerz! nicht, daß ich ihn verloren habe — obgleich ich jetzt glaube, daß ich tief im Herzen die Hoffnung, mir selbst unbewußt, genährt habe, er werde einst als mein Freund mit erhöhter Achtung zurückkehren." —

Es ist gewiß ein merkwürdiger Zug im Leben Charlottens, daß es sie, man möchte fast sagen, mit magischer Gewalt nach Cassel zurückzog. Eine gewöhnliche Frau würde den Ort, wo ihr geschiedener Mann lebte, wo ihr treuloser Verlobter sich so eben verheirathet hatte, wenn

er auch wohl bald darauf ins Feld zog, wie eine Unglücksstätte gemieden haben. Anders Charlotte! Obwohl sich ihr verschiedene Gelegenheiten darboten, in annehmbare Stellung zu kommen — eine ihr in Hamburg angetragene sehr vortheilhafte lehnte sie nur ab, weil der Herr des Hauses in einem schlechten Verhältnisse zu seiner Frau lebte und sie dadurch möglicher Weise in eine zweideutige Stellung kommen könne —, beschloß sie auf das Andringen ihrer Casseler Freunde, dorthin überzusiedeln. Braunschweig, welches der Mann, der ihr dort am Nächsten gestanden hatte, ein Rath Linker, eben verlassen, hatte sie nie geliebt; jetzt war es für sie ein unerträglicher Aufenthaltsort geworden. So entschied sie sich für Cassel, um womöglich an einer Schule mitzuwirken, welche eine ihrer Freundinnen, eine Frau Vollmer, dort errichtet hatte. Das geschah nun freilich nicht. Sie fühlte keinen Beruf zum Lehren in sich. Den Lebensunterhalt sich zu erwerben konnte aber im damaligen Cassel einer Frau nicht schwer erscheinen, welche ein so ausgezeichnetes Geschick für das Anfertigen von Blumen und Ballgarnituren besaß wie die kunstgeübte Charlotte. Drängte doch damals in der Hauptstadt des Königs Jerôme Napoleon ein Ballfest das andere. Außerdem hatte Charlotte ein Logis genommen und ausmöblirt, welches über ihre Bedürfnisse hinaus ging; und sie fand leicht Gelegenheit, den überflüssigen Raum an jüngere Leute, namentlich Officiere, zu vermiethen, welche ihre Freunde ihr zuwiesen und zu denen sie in ein fast mütterliches Verhältniß trat. Ich könnte eine Reihe wohlbekannter Namen aus guten hessischen Familien nennen, deren Träger damals bei Charlotte wohnten. Mit dieser

Nachhilfe würde sie ihr gutes Auskommen gefunden haben, wenn sie noch die Zinsen von ihren in Braunschweig'schen Papieren angelegten Capitalien bezogen hätte. Aber diese waren verloren gegangen. Napoleon hatte die Staatsschuld Braunschweigs nicht anerkannt und Charlotte damit ihre festen Einnahmen verloren.

Anfänglich scheint dieser Verlust ihr nicht allzunahe gegangen zu sein, da sich ihr Leben in Cassel viel befriedigender für sie gestaltete, als der traurige Aufenthalt in Braunschweig. Zu den alten Freunden erwarb sie bald neue, welche zum Theil die ihrige weit überragende Lebensstellungen einnahmen. Mit ihrem Vetter, dem Grafen Reinhard [1]), den Kaiser Napoleon zur Ueberwachung seines Bruders nach Cassel geschickt hatte, scheint sie freilich keine Verbindung angeknüpft zu haben. Dagegen traten Mitglieder des diplomatischen Corps, höhere Militärs und deren Frauen in intimen freundschaftlichen Verkehr mit der in so unscheinbaren Verhältnissen lebenden Frau. Ihr Geist, ihr Geschmack, ihre ungewöhnlichen Lebensgeschicke, mit einem Worte: ihre ganze Persönlichkeit hatte etwas sehr Anziehendes für alle gebildeten Menschen, die mit ihr in Berührung kamen.

Unter den Charlotte zunächst stehenden Familien ragte die des Legationsrathes bei der russischen Gesandtschaft in Cassel, H. Ch. G. von Struve hervor. Dieser deutsch-russische Diplomat, in Regensburg 1772 geboren, in Holzminden erzogen und besonders in Erlangen gebildet, war seit 1796 an verschiedenen deutschen Höfen als Legationssecretär thätig gewesen und hatte sich 1801

[1]) Graf Reinhard war von mütterlicher Seite ein Enkel des Herborner Professors Hildebrand.

in Braunschweig mit Elisabeth Wilhelmine Sidonie, einer Tochter des Reichsgrafen Oexle von Friedenberg verheirathet. Wie Charlotte mit Herrn und Frau von Struve bekannt geworden ist. läßt sich nicht nachweisen, Berührungspunkte gab es nach dem soeben Berichteten genug für beide und es ließen sich allerlei Vermuthungen wagen, die aber vielleicht alle fehl gehen. Wir treffen sie, nachdem Struve 1809 als Legationsrath nach Cassel versetzt war, in den engsten Beziehungen zu einander. Beziehungen, welche sich bis zum Tode der Frau von Struve (1837), ja über den Tod derselben hinaus durch die Freundschaft Charlottens mit der Tochter der Freundin, der unter dem Schriftstellernamen „Therese" bekannten Frau Generalconsul Therese von Bacheracht, forterhalten haben. Eine Andere befreundete Familie, mit der Charlotte damals verkehrte, war die des hannoverschen Obersten von Greven. Mit dessen Frau, einer geborenen von Stockhausen, und deren Tochter hat Charlotte in einem auf Grund vielfacher geistiger Berührungspunkte beruhenden Freundschaftsverhältnisse bis in ihre höchsten Jahre gestanden. Eine Zeitlang verkehrte Charlotte auch viel mit einer Frau von Heinemann, der Gemahlin des Kommandeurs der westphälischen Artillerie. Doch war dieser Umgang mehr ein äußerlicher, während die innigsten Beziehungen zwischen ihr und Marie der Tochter ihrer Freundin Vollmer bestanden. In den Briefen an die Schwestern findet man die treffendsten Porträts von allen diesen Freunden und Freundinnen von der sicheren Hand Charlottens gezeichnet.

Könnte das Leben Charlottens in Cassel auf den ersten Blick, namentlich im Verhältnisse zu den in Braun-

schweig durchlebten furchtbaren Tagen und Nächten, als ein ruhiges oder gar glückliches erscheinen, so müssen wir dem doch auf das Bestimmteste widersprechen. Sie hat in Cassel noch Schlimmeres erleben müssen, als in Braunschweig, ehe ihr unruhiges Herz zu dem über den Gegensätzen der Welt ruhenden Frieden gelangt ist. Man begreift vollkommen ihre Klagen, daß ihr Alles, was sonst den Menschen Freude zu bereiten geeignet sei, zum Bösen sich verkehre; daß sie bestimmt erscheine, alle Leiden und Schmerzen dieses Lebens bis zur Neige zu kosten und, daß sie sich mit Hiob vergleicht. —

Bei der immer precären Stellung, in der Charlotte lebte, und der fascinirenden Anziehungskraft, die sie, obwohl körperlich verblüht und durch Krankheit fast aufgerieben, wie sie wenigstens selbst sagt, doch immer noch auf Männer ausübte, konnte es nicht ausbleiben, daß sich ihr auch unsaubere Elemente nahten. Nicht als ob sie ihnen gegenüber einen Augenblick geschwankt hätte. Aber die Versuchung nahte sich ihr in einem uns durch sie selbst vollkommen bekannten Falle einerseits in so verlockender und andrerseits so unsicherer, nebelhafter Gestalt, daß sie längere Zeit mit ihr zu kämpfen hatte.

Mit einem Herrn, der als sehr reich, wenn nicht als der wohlhabendste Mann des Königreiches galt, war Charlotte auf Empfehlung von Freunden zur Abwicklung ihrer unglücklichen Braunschweigischen Geldverhältnisse in Beziehung gekommen. Derselbe hatte sich ihr gegenüber sehr coulant und aufrichtig theilnehmend benommen. Er bot ihr zur Stärkung ihrer Gesundheit einen Aufenthalt auf einem seiner Güter ja das Gut selbst an, was sie ablehnte. Später wollte er sie seinem Hauswesen in

Cassel vorstellen, das bisher von einer Hofräthin X. X. geleitet worden war, da der Herr nicht ständig in Cassel wohnte. Er bat Charlotte auf die zarteste Weise, ihm dieses Ansuchen nicht abzuschlagen und versprach sie dagegen für alle Zukunft sicher zu stellen. Ihre Casseler Freunde fanden die Bedenklichkeiten übertrieben, welche Charlotte diesem Antrag entgegenstellte. Aber als Frau von Struve ihr gesagt hatte: „Thun Sie es nicht, es führt das Lagen und Verhältnisse herbei, die ein Gemüth, wie das Ihrige nicht trägt", da war die „unsagbare Angst", die sie bis dahin erfüllt hatte, von ihr genommen, und sie sagte nun entschlossen: Nein. Wie richtig die welterfahrene Frau gerathen hatte, entwickelt Charlotte nach einem Auftritte, den sie darauf mit dem Herrn hatte, selbst meisterlich.

Tiefer als diese Beziehung, die doch mehr als drei Jahre gedauert hat, regte Charlotte das Verhältniß zu einem viel edleren Manne auf, der sie aufrichtig und innig geliebt, dann aber doch auch verlassen hat, freilich nicht, ohne daß hier Charlotten ein großer Theil der Schuld trifft.

Im December 1809 traf ein hochgewachsener, blasser, kranker, höherer Officier mit einem Empfehlungsbriefe eines ihrer Hausgenossen, der nach Marburg commandirt war, bei Charlotte ein. Herr von M., der mit der Tochter einer Freundin Charlottens verlobt war, bat seine mütterliche Freundin, den Reconvalescenten, Ferdinand Pleßmann, mit dem er in holländischen Diensten gestanden hatte, und der jetzt aus Spanien, wo er eine tiefe Brustwunde erhalten habe, heimkehre, in seine leere Stube einziehen zu lassen. Mitleidig, wie Charlotte

war, nahm sie den Fremden auf und pflegte ihn acht Tage lang bei Tag und Nacht, als sein Leben zu Ende zu gehen drohte. Pleßmann, der ursprünglich sich nur wenige Tage in Cassel hatte erholen und dann nach Magdeburg weiter reisen wollen, blieb nun in Cassel und befand sich bald unter der sorgfältigen Pflege Charlottens viel wohler. Sein Freund von M. kam nun auch von Marburg zurück und wohnte mit ihm zusammen. Pleßmann fühlte sich im Mai 1810 wieder gesund, trat von Neuem in den Dienst und verließ das Haus Charlottens. Doch blieb er in enger Verbindung mit ihr. Bald brachen die Wunden, welche er in siebenzehn Feldzügen davon getragen hatte, wieder auf. Er wurde nochmals gerettet, 1811 Commandant der Gardecavallerie und später Oberst des ersten Westphälischen Linien-Infanterieregiments. Als solcher hat er die Belagerung Danzigs 1813, freilich fast immer krank[1]), mitdurchgemacht, war dann 1814 in preußische Dienste getreten; und organisirte im Frühjahr 1814 ein Regiment in Berlin.

Weiter vermag ich das Leben des Mannes nicht zu verfolgen, der das Herz Charlottens abermals für Jahre in leidenschaftliche Aufregung versetzt hat.

Ich will die Entwicklung des Romans, der sich zwischen Charlotte und Pleßmann abspielte, hier nur mit den Worten wieder geben, die Charlotte im März 1814 an ihre Schwester Dorothee gerichtet hat, obgleich

---

[1]) Friccius, Belagerung Danzigs, S. 156. Charlotte schreibt den Namen von Pleßmann. Ist das richtig, so muß Pleßmann in den Adelstand erhoben worden sein. Denn zu der im vorigen Jahrhundert nobilitirten Familie gehört er nicht.

uns ein viel detaillirter Bericht vorliegt, den wir unter den Briefen bringen. Charlotte schreibt:

„Auf dem gewundenen Pfade, der mich durch das Leben führt, begegnete ich vor einigen Jahren einem Manne, der mich als ganz junges Mädchen einmal in Meinberg (einem lippischen Badeorte) gesehen hatte; ich mochte damals vielleicht sechzehn, er achtzehn Jahre alt gewesen sein. Er hat lange das Bild des jungen Mädchens liebend in seinem Herzen getragen, später in Holland mit einem ähnlichen festere Bande geknüpft, die aber bald wieder zerrissen wurden. Wunderbar genug trafen wir nach langen Jahren wieder zusammen, nachdem jedes auf ein ernst bewegtes Leben zurückblicken konnte. Die Jugenderinnerung erwachte bei ihm; er erkannte mich wieder, die ehemalige Neigung erwuchs zu glühender Leidenschaft, die sich allein in dem rührenden Verlangen aussprach, mir meine abgemarterte Ruhe zu ersetzen.

„Ich kränkelte damals immerfort; es war gegen meinen Charakter, das Schicksal eines Mannes an mein welkendes Leben zu binden, dem ich außer meinem verständigen, veredelten Herzen nichts bieten konnte: keine Jugend, keine Schönheit, kein Vermögen, ja leider auch keine Gesundheit. Letzteres fühlte er selbst schmerzlich, für das Andere hatte der gütige Mann keinen Sinn, er, der so hohe Ansprüche machen, unter allen Classen wählen konnte. Ich kenne geistreichere, gebildetere Männer genug, ich kenne aber kein Herz, in dem mehr Menschenliebe, mehr Güte, mehr Großmuth wohnte. Ich habe nie einen Menschen gefunden, der auf mich und ich wieder auf ihn so wohlthätig gewirkt hatte. Seine

Gefühle theilten sich mir unmerklich mit, aber ich erkannte sie nicht und fand es unedel, den Mann zu binden. Ach unselige Mißverständnisse trennten uns und warfen sich zwischen uns.

„Begreifst du, Liebe, wenn ich Dir sage, daß alle meine Lebenskräfte in diesen gewaltsam aufgerissenen Wunden meines Herzens verbluten, daß unwiderbringlich meine Jugend verloren ist bei dem brennenden Seelenschmerz, weggewiesen zu haben, was mir die Vorsehung wunderbar und gütig zum Ersatz für so große und viele Leiden zugeführt hatte? Meine vertrauten Freunde hoffen noch immer; doch mein Verstand ist klar genug, um mir mit unerbittlicher Strenge zu sagen, daß man für Hoffnungen jung sein muß. Aber daran hängt meine Seele, jenes unselige Mißverständniß aufgeklärt zu sehen und nichts Anderes kann mir die ersehnte Ruhe zurückgeben.“

Als Charlotte dieses schrieb, war sie schon längst nicht mehr in Cassel, sondern wieder in Holzminden. Nur auf großen Umwegen war sie dorthin gelangt.

Im Jahre 1811, als Pleßmann sich von Charlotte abgewendet hatte, fiel sie in eine furchtbare Krankheit. Es ist aus ihrer Beschreibung nicht zu ersehen, wie man dieselbe benennen soll. Sie war jedenfalls nervöser Art und mit Momenten von Bewußtlosigkeit durchsetzt. Ihr Nervensystem schien ganz zerrüttelt zu sein; sie hatte sich auch in ihrem Gesicht ganz verändert. Ihren Freunden konnte die Schwermuth, welche nach der Krankheit folgte, nicht entgehen; sie fürchteten, daß sie sich ein Leids anthun werde. In der That hat sie derartiges wieder geplant. Doch wollte sie nichts Gewaltsames vornehmen, sondern nur „ihrer Schwäche etwas nachhelfen“. Das

sollte aber erst geschehen, wenn ein schweres Geschäft erledigt sei: „meine Papiere durchzusehen, zu ordnen und die noch fehlenden Jahre meiner Vergangenheit an die schon aufgezeichneten zu reihen und dann das Ganze zu meiner Rechtfertigung nach meinem Tode zu deponiren. Das habe ich noch vor mir[1])." Ihre Freunde drangen nun in Chrrlotte, sich solchen verzweifelten Gedanken nicht hinzugeben; sie nahmen ihr das Versprechen ab, für ihr Leben zu sorgen. Gerührt von so viel Liebe, ergab sie sich in ihr Geschick, weiter zu leben. Ein großer Verlust für sie war es, daß damals die Familie von Struve Cassel verlassen mußte[2]). Doch auch die übrigen Vertrauten ließen es nicht an Theilnahme fehlen. Da Charlotte jetzt wieder ganz auf ihrer Händearbeit angewiesen war, denn alle ihre Hausgenossen waren in den Krieg gezogen, mußte sie suchen zu schaffen. Aber nichts gelang ihr recht; sie plante Allerlei, aber all ihr Mühen war fruchtlos. Ein ganzes Jahr „hat sie mit vergeblichen Suchen verloren". Im Frühjahr 1813

---

[1]) Von diesen Papieren ist nach ihrem Tode nichts gefunden worden. Wahrscheinlich liegen aber diese älteren Aufzeichnungen der an Humboldt geschickten Selbstbiographie zu Grunde. Ich glaube annehmen zu sollen, daß dieselben viel weiter geführt worden ist, als aus den jetzt vorliegenden Briefen Humboldt's hervorgeht. Charlotte hat bei der Ueberarbeitung der Briefe Humboldts an sie alle Stellen gestrichen, die sich auf ihr Leben seit der Verheirathung bezogen. In dem unten mitgetheilten ausführlichen Briefe' haben wir sicher ein Fragment jener Lebensaufzeichnung vor uns.

[2]) Struve wurde nach Petersburg berufen und ging dann als Privatmann nach Altona, von wo er 1813 die Erhebung Norddeutschlands gegen Napoleon aufs Wirksamste vorbereiten half.

kamen ihr daher wieder Selbstmordsgedanken. Sie hatte Alles jetzt vorbereitet, möglichst unbemerkt aus diesem Leben zu scheiden. Da wurde sich durch einen Zufall, den Besuch einer Freundin, abgehalten zur That zu schreiten. Sie raffte sich nochmals auf und beschloß nach Braunschweig zu gehen, um womöglich einen Theil ihres dort angelegten Vermögens zu retten. Obwohl ihr angesehene Leute dort hilfreich zur Seite standen, — war doch Frau von Struve eine Braunschweigerin und hatte dort noch sehr angesehene Verwandte und Freunde — so war doch keine Aussicht dazu vorhanden. Da brach Charlotte in schwerer Krankheit zusammen. Kaum von ihr etwas genesen, wendet sie sich in ihrer Noth an ihren Freund Merle nach Karlshafen, und schildert ihm ihre Lage. Sofort reiste der treue Mann nach Braunschweig, bezahlte die Schulden, welche Charlottens Krankheit verursacht hatte (150 Thaler), und nahm die noch immer elende Frau in Decken verpackt mit nach Karlshafen. Hier, unter der vorsorglichen Pflege von Merle und dessen Frau, erholte sich Charlotte und blieb bis Ende des Jahres 1813 bei diesen Freunden. Dann verließ sie Karlshafen und reiste zu einer Freundin, einer Frau Schottelius, nach Holzminden.

In diesem kleinen Städtchen, in dem sie vor nun zwanzig Jahren so oft und so lange sehnsüchtig auf einen Brief Hanstein's gewartet hatte, der das erste Unterpfand zur Wiederherstellung ihrer Ehre vor der Welt enthalten sollte, hier, wo sie jetzt im Stillen noch auf eine Rückkehr Pleßmann's zu ihr hoffte, kam sie auf die Idee, sich an einen anderen Jugendfreund zu wenden und diesen um seine Vermittlung in ihrer Geldangelegen-

heit zu bitten. Von Holzminden aus schrieb sie am 18. October 1814 an den damals auf dem Wiener Congresse das Königreich Preußen vertretenden Wilhelm von Humboldt den Brief, der ihren Briefwechsel mit dem „unvergessenen und unvergeßlichen" Jugendfreunde eröffnet. Hatte sich Pleßmann des sechszehnjährigen Mädchens, das er nur ein Mal gesehen hatte, lange Zeit liebend erinnert, so durfte Charlotte hoffen, daß sie auch Humboldt, dem sie das durch alle Stürme des Lebens wie einen Talisman hindurchgerettete Stammbuchblatt vorlegen konnte, das ihn an drei glückliche Jugendtage erinnern mußte, nicht ganz aus dem Gedächtniß entschwunden sein werde. Und sie hatte sich wahrlich nicht getäuscht! Als sie in der Mitte November den Brief erhielt, der ihr Humboldt's Versicherung brachte, „daß der Mensch dem Menschen nie genug traut", und nun Rath und Hilfe für sie kam, wer will ihr Entzücken und ihre Seligkeit ausmalen? Erst wenn man das Leben Charlottens kennt, wie es hier zum ersten Male erzählt ist, wird man den Inhalt der Worte und das Gewicht derselben vollkommen zu würdigen im Stande sein, die sie in der Einleitung zu den Briefen Humboldt's an sie niedergeschrieben hat, daß ihr ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten geblieben sei, die sie aber doch gesegnet habe, „da nichts anders sein durfte, als es war, sollte ich der segensvollsten Theilnahme des edelsten Freundes theilhaftig werden".

Man möge mir hier eine Bemerkung darüber gestatten, in welcher Weise diese Erzählung des Lebens Charlottens zwei sehr augenfällige Eigenthümlichkeiten im Verfahren Humboldt's gegen seine Freundin aufhellt.

Nicht nur mir, sondern wohl Allen, welche die Briefe Humboldt's mit Aufmerksamkeit gelesen haben, wie den Literarhistorikern A. Vilmar, R. Haym u. A., und anfänglich natürlicher Weise auch Charlotten selbst ist der imperative Ton, mit dem er ihr Leben zu regeln unternimmt, aufgefallen. Es wird von ihr Gehorsam, fast willenlose Unterwerfung auf der einen Seite verlangt, während auf der anderen der Briefschreiber nicht müde wird, seiner Freundin seine unverbrüchliche Liebe und Theilnahme zu versichern und alle Besorgnisse Charlottens in dieser Beziehung zu zerstreuen. Das Eine wie das Andere erscheint jetzt nur zu natürlich. Denn wenn Humboldt, der seit 1814 das Leben Charlottens mindestens so genau kannte, wie wir es jetzt übersehen können, auch nicht wohl zu fürchten hatte, daß seine Schutzbefohlene von Neuem so unvorsichtig handeln werde, wie sie dieses in der Vergangenheit wiederholt gethan hatte, er, der welterfahrene Mann, durfte sich doch nicht verhehlen, daß Charlotte in Folge des phantastischen Zuges ihres Wesens sich, und vielleicht auch ihn, doch noch in unangenehme Verhältnisse werde verwickeln können. Humboldt wollte der Frau, die sich und ihr Schicksal ihm erschlossen hatte, etwas von dem nüchternen, Hohes wie Niedriges mit klarer Verstandesschärfe behandelnden Geiste abgeben, den er, „der Alles konnte, was er wollte", besaß. Darum befahl er Charlotten bestimmt Dieses oder Jenes, nicht aus Lust am Befehlen, wie es hier und da scheinen könnte, sondern um ihr erziehend Positives mitzutheilen. Bei jeder Erziehung wirken aber bestimmte Befehle besser als lange, motivirte Anweisungen, die in manchen Lebenslagen häufig noch dazu mehr verletzen

müssen, als einfache Gebote. Das wäre auch hier der Fall gewesen.

Hatte aus der Erzählung ihres Lebens sich für Humboldt die Nothwendigkeit so mit seiner Freundin zu verfahren ergeben, so war er aber auch durch sie darüber aufgeklärt worden, wie eine Frau, die so Furchtbares erfahren hatte und so oft und so schmerzlich getäuscht und hintergangen worden war, zu immer neuen bangen Zweifeln an dem Fortbestehen seiner Freundschaft geführt werden mußte. Diesen entgegenzutreten, das stets unsicher auf- und abwogende Herz Charlottens zu beruhigen, ihm den normalen Pulsschlag wiederzugeben, es durch Arbeit vom Brüten abzuziehen und durch Stärkung des Vertrauens gesunden zu machen, alle diese Heilmittel können wir erst jetzt recht würdigen. —

Humboldt befahl bekanntlich seiner Freundin nach Göttingen von Holzminden überzusiedeln. Er wollte sie in neue Verhältnisse bringen und der Pflege tüchtiger Aerzte, an die er sie empfahl, anvertrauen. Charlotte gehorchte und ließ sich durch Bekannte eine Wohnung in einem Garten vor dem Weender Thore besorgen. Mit neuem Lebensmuthe bezog sie dieselbe im Mai 1815. Jetzt gesundete sie rasch, da die Aerzte sich ihrer sorglich annahmen. Das Beste wird freilich ihre ausgezeichnete Natur und die allgemeine Besserung ihrer Verhältnisse vollbracht haben. Denn nicht nur Humboldt nahm sich ihrer an, der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig überwies ihr einstweilen eine größere Geldsumme und schrieb ihr mehrere eigenhändige Briefe, in denen er versprach, für ihre Zukunft zu sorgen, sobald er aus dem Felde zurückgekehrt sei. Der Ton dieser Briefe,

von denen mir einer vorliegt, läßt keinen Zweifel an dem Ernst der Versprechung aufkommen. Charlotte durfte also das Beste für die Zukunft hoffen und freute sich wieder ihres Lebens. Sie nannte das erste in Göttingen verbrachte Jahr das schönste ihres Lebens. Sie lebte zwar einsam in ihrer Gartenwohnung, aber doch in der besten Gesellschaft. Denn sie suchte durch gute Lectüre Lücken ihrer Bildung auszufüllen. Sie studirte Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", las eifrig Goethe und andere deutsche Klassiker. Ihr reger Geist fand an ihnen nicht Genüge. Die klassischen Schriftsteller des Alterthums, die sie in guten Uebersetzungen las, erweiterten ihren Gesichtskreis. Vor Allem hat sie sich mit Plato und Plutarch beschäftigt, doch auch Cicero und Seneca gelesen.

So verfloß ihr das erste Göttinger Jahr rasch und angenehm. Welche Anziehung die damals schon fünfundvierzig Jahre alte Frau aber immer noch selbst auf verwöhnte, junge Männer ausübte, dafür läßt sich ein sehr merkwürdiger Beleg anführen.

In das Haus, welches Charlotte vor dem Thore bewohnte, war ein junger, vornehmer Engländer gezogen, der sich auf diese Weise dem Verkehr mit rohen Landsleuten besser entziehen zu können hoffte. Er gehörte der Familie Stapleton an, war der Mündel des englischen Premiers Lord Castlereagh und mit George Canning, dessen Sekretär und Biograph ein Stapleton war, verwandt. Der gutmüthige, leichtsinnige Mensch hatte sich wiederholt von seinen Landsleuten zum Spiel und anderen Thorheiten verleiten lassen. Doch hatte er auch bessere Gelegenheiten gefunden, um sein Geld los zu werden.



Auf einer Auction kaufte er einmal eine Menge Bücher, die er dann einem armen Studenten schenkte, dessen Lebensglück er dadurch begründete. Ein anderes Mal kam er zu einer Zwangsversteigerung einer dürftigen Familie und kaufte nicht nur deren kleines Haus, sondern auch alles Hausgeräth an und schenkte es den alten Besitzern als ihr Eigenthum zurück. Dieser junge Mensch begegnete eines Tages Charlotten in der Nähe ihrer Wohnung und strich so nahe an ihr vorüber, daß sie ausweichen und in die Gosse treten mußte, wobei ihr weißes Kleid beschmutzt wurde. Dessen schämte sich doch der wohlerzogene Engländer und ließ sich am folgenden Tage bei Charlotte melden, um sich zu entschuldigen. Diese nahm ihn an und bald war sie die Vertraute seines Herzens. Er beichtete ihr nach und nach, wie er ein verkehrtes Leben in Göttingen führe und von dort fort müsse, wenn er besser werden solle. Charlotte durchschaute die Lage des jungen Menschen ganz klar, faßte sich ein Herz und schrieb an seinen Vormund, den Lord Castlereagh, einen ausführlichen französischen Brief. Dieser sah die Richtigkeit ihrer Auseinandersetzungen und Gründe ein, antwortete sofort wiederholt verbindlichst, und der junge Mann wurde nach Heidelberg geschickt. Was aus ihm geworden, ist nicht sicher zu ermitteln gewesen. Nach einer Version soll er in einem Duelle geblieben sein.

So angenehm und geistig fördernd das Leben in Göttingen war, es konnte doch nicht von allzu langer Dauer sein. Denn nachdem der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig bei Quatrebras gefallen war und sein Nachfolger keine Miene machte, die Versprechungen

des Vaters einzulösen[1]), mußte Charlotte wieder daran denken, sich ihren Lebensunterhalt wenigstens theilweise durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben. Humboldt konnte sie doch nicht ganz zur Last fallen wollen. Ihr Entschluß, wohin sie sich zu wenden und was sie zu ergreifen habe, wurde wieder durch ihre Casseler Freunde bestimmt.

Diese hatten sie wiederholt dringend eingeladen, sie von Göttingen aus zu besuchen. So entschloß sie sich, im Frühjahr 1817 nach Cassel zu vorübergehendem Aufenthalte zu reisen. Aber zu der einen Woche, welche sie bei ihrer alten Freundin, der Frau D., zubringen wollte, kam eine nach der andern; auf Zureden nahm sie dann ein Logis auf Monate und endlich beschloß sie, sich wieder ganz in Cassel niederzulassen. Sie schreibt über diese Wahl: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich mich hier wieder gewöhnen würde; ich fürchtete, Erinnerungen würden mich vielfach ergreifen und zerstören. Aber es geht. Ist es, daß die Zeit eine allmächtige Gewalt übt, oder lernt der Mensch tragen, oder stumpft sich unser Gefühl ab? Wie dem sei, es geht. Und dann hat Cassel für mich Vorzüge, die kein anderer Ort bietet. Ich kenne hier Alles genau; man kann nirgends wohlfeiler leben als hier, zurückgezogen ohne isolirt, beschränkt ohne deshalb gering geschätzt zu sein. Dann die schöne Natur und der Stamm alter, treuer, bewährter Freunde, Lebenserleichterungen, die mir nicht leicht ein anderer

[1]) Später schickte Charlotte auf den Rath Humboldt's die Briefe Friedrich Wilhelm's an dessen Sohn Karl, der sie verbrannte, und auf das Gesuch Charlottens, ihr wenigstens ihr Eigenthum zurückzugeben, gar keine Antwort gab.

Ort so gleichzeitig vereint darbietet. So suche ich meine Neigungen und meine Lage so gut in Harmonie zu bringen, wie es geht. Da habt ihr mein äußeres Leben! Das innere, wo überhaupt inneres Leben ist, bewegt so Vieles, daß sich davon sehr Vieles oder auch Nichts sagen läßt. Diese vier letzten Jahre waren abermals so gehaltvoll, wie das ganze Leben der meisten Menschen oft nicht ist. Mein Schicksal bleibt nie im gewöhnlichen Geleise, und was an Anderen als eine unbedeutende Erscheinung vorüberzieht, wird für mich zur tief eingreifenden Begebenheit. Die bedeutendsten Verhältnisse entstanden, schöne Hoffnungsstrahlen fielen beleuchtend auf meinen dunkelen Lebenspfad und verschwanden wieder in Nebel und Nacht".

Im weiteren Verlaufe dieses Briefes gedenkt dann Charlotte, ohne einen Namen zu nennen, eines „einzig einzigen Freunden", der ihr den Druck des Lebens erleichtert habe und erwähnt verschiedene Lebenspläne, um dann zu schließen: „So geht über die Täuschung des Lebens das Leben selbst dahin und das einzig Sichere, das Grab, kommt heran. Daß ich bei aller liebevollen Fürsorge meiner Freunde der Sorge nicht entronnen bin, darf ich wohl hinzusetzen; ich wünschte, daß es nicht so wäre. Das Arbeiten für ein Leben, das wie eine schwere schicksalsvolle Kette stets auf mir lag, hat so wenig Reiz für mich, meiner inneren Natur widerstrebt dieser Zwang. Allein ich muß noch sehen und erwarten, was Gott will".

Charlotte hat noch lange Jahre, fast dreißig Jahre lang, ihres Lebens Bürde getragen. Denn erst am 16. Juli 1846 hat ihr Herz zu schlagen aufgehört.



Ich werde meinen Lebensbericht über diese Zeit kurz fassen dürfen. Denn für einen Theil derselben, bis zum Tode Wilhelms von Humboldt (14. April 1835), liegt in Humboldt's Briefen das Leben Charlottens mittelbar vor. Dasselbe war ja jetzt auch ein verhältnißmäßig ruhiges und einförmiges geworden. Wäre das Köstlichste des menschlichen Daseins Mühe und Arbeit, dann würden wir Charlottens Leben von jetzt an nur zu preisen haben. Denn sie hat noch viel arbeiten müssen. Aber es lohnte sich jetzt doch auch besser. Sie erwarb sich nach und nach eine große Geschicklichkeit im Blumenmachen, so daß ihre nach natürlichen Vorlagen Geranien, Rosen u. s. w. gearbeiteten Ballguirlanden selbst auf den Hoffesten von St. Petersburg beim Kaiser Alexander I. Aufsehen erregten und den besten Pariser Blumen vollkommen gleich gestellt wurden. Schon im Winter 1817 konnte sie sich ein Mädchen, später mehrere, zur Hilfe nehmen und daran denken, ihre Producte, die bisher unter der Hand verkauft worden waren, nun an Kaufleute abzusetzen und ein ordentliches Geschäft zu gründen. Leider war aber wenig Geschäftsgeist in ihr. Sie dachte zu nobel den Verkäufern ihrer Waare gegenüber, ängstigte sich darüber, ob diese nicht durch sie geschädigt würden und forderte daher zu wenig für ihre Arbeiten. Aber trotz alledem hat sie, nach einer gelegentlichen Angabe, doch allmälig an 8000 Thaler aus verkauften Blumen eingenommen. Freilich genügte das nicht, ihr Leben zu erhalten und die Schulden, ungefähr 600 Thaler, die sie zu verschiedenen Zeiten hatte machen müssen, vollständig abzutragen. Das Höchste, das sie aus dieser Erwerbsquelle, der Humboldt noch bis zu

seinem Tode jährlich hundert Thaler und ausnahmsweise auch noch extraordinäre Zuschüsse in der zartesten Weise hinzufügte, für sich verwendete, war die Ausgabe für eine ihren Neigungen und Wünschen ganz entsprechende Wohnung. Sie hat Jahre lang im sog. Keil'schen Garten, vor dem Holländischen Thore ein Gartenhaus bewohnt; später als dieser Garten bebaut wurde, in einem andern vor dem Wilhelmshöher Thore, an der heutigen Ulmenstraße. Hier zog sie Blumen und feine Gemüse, welche sie verschenkte. Sie fand dabei die nöthige körperliche Bewegung neben ihrer Arbeit, die sie zum Sitzen nöthigte, und erfreute sich der ländlichen Ruhe und Einsamkeit, der ihr Gemüth zur Einkehr in sich immer mehr bedurfte. Da sie von dem Umgang mit ihren alten Freunden genug für ihr liebebedürftiges Herz hatte, suchte sie ihren Verkehr nicht zu erweitern, wußte sich vielmehr gegen neue Bekanntschaften abzuschließen. Zu ihren vertrauten Freunden gehörte damals der bei den Casselern noch heute unvergessene edle Oberbürgermeister Schomburg († 1840), um nur Einen zu nennen. Wiederholt klagt die Frau, die ihren Besuchern nichts als ihre Unterhaltung zu bieten im Stande war, in ihren Briefen darüber, daß sie sich kaum ihrer Gäste und der durch sie herbeigeführten Störungen in ihrem Arbeiten erwehren könne. Es ist die Summe ihres Lebens, das sie in Cassel bis zu ihrem Tode führte, was sie schon 1818 in folgenden Zeilen an ihre Schwester zusammenfaßt: „Ich genieße überall, wo ich lebe, das Glück geliebt zu sein, und habe die Erfahrung gemacht, daß äußeres Glück oder Unglück, Reichthum oder Armuth es nicht ist, was uns geliebt oder geehrt macht, sondern

wir selbst es sind. Aus den vielen Ressourcen in mir, woraus, wie du meinst, Sorgenlosigkeit und Unabhängigkeit zu schöpfen sei, schöpfe ich leider keine Sorgenlosigkeit, sondern nur sorgenvolles Brot, auf welches größtentheils die Thränen fallen, wennschon ich gewöhnlich bis Mitternacht arbeite. Meine Freunde beurtheilen mich darin richtiger; ich klage ihnen übrigens so wenig wie Dir vor, und jede Erleichterung des Lebens, die mir wird, ist freie Handlung ihres Charakters, ihres zum Theil himmlischen Gemüthes. Ohne Freunde wäre ich schon lange zu Grunde gegangen. Denn es ist ganz unmöglich, das sagt Jeder, der es versucht hatte, daß ein feines nicht zum Handwerk und unter Handwerkern erzogenes Frauenzimmer sich alle Lebensbedürfnisse erwirbt".

Einige besondere Lichtpunkte hat das einsame Leben Charlottens in dieser Zeit jedoch auch gehabt. Schon im Jahre 1819 konnte sie daran denken, eine Reise nach Süddeutschland zu machen. Hierbei suchte sie in Hanau alte Freunde aus Cassel, eine Familie R. auf und sah in Frankfurt ihren wiedergewonnenen Freund Wilhelm von Humboldt. In Karlsruhe besuchte sie ihren treuen Gönner und Beschützer Ewald und traf in Stuttgart mit Frau von Struve zusammen. Leider besitzen wir über diese Begegnungen keine brieflichen Nachrichten Charlottens, die für die ersten Jahre ihres Casseler Aufenthalts überhaupt verstummen. Daß ihr Wiedersehen mit Humboldt aber ein beiderseitig nur erfreuliches war, dürfen wir aus der Thatsache mit Sicherheit erschließen, daß Humboldt, sobald er sich aus allen Staatsgeschäften zurückgezogen hatte, den regelmäßigen Brief-



wechsel mit seiner Freundin begann, der ihren Namen zuerst in weitere Kreise getragen und ihr ein unvergängliches Andenken erworben hat.

Zweihundert und zwei Briefe, von denen aber nur hundertdreiundfunfzig und ein Theil von diesen nur sehr gekürzt, zum Abdruck gekommen sind, hat Humboldt bis zur vollkommenen Erschöpfung seiner Kräfte an seine Freundin geschrieben. Man kann sich keine größere, rührendere Treue denken, als Humboldt hierbei entwickelte. Damit Charlotte die Briefe lesen könne, gewöhnte er sich das Schreiben mit lateinischen Lettern an, damit er die Feder sicherer führe, klammerte er die Beine an die Füße seines Schreibtisches, um dem zitternden Körper dadurch einen festeren Halt zu geben!

Merkwürdig ist dabei, wie er die Existenz dieses Briefwechsels und dessen Inhalt nicht nur vor seinen Angehörigen, sondern selbst vor seinem Privatsecretär vollkommen geheim hielt. Der Secretär durfte nicht einmal die Adressen der Briefe schreiben. Humboldt hatte sich, wahrscheinlich von einem Lehrer aus der Nähe Tegels, Couverte mit der Adresse Charlottens beschreiben lassen und in diesen Couverten, welche er immer vorräthig hatte und auf seinen großen Reisen mit sich führte, verschickte er seine Schreiben an seine Freundin. Es muß für Humbold ein großer Reiz in dem Geheimhalten dieser Correspondenz gelegen haben; ein Reiz, der so groß für ihn war, daß er das Geheimniß über seinen Tod hinaus ausgedehnt sehen wollte. Denn nur daraus vermag ich zu erklären, daß er, als er seinen Tod herannahen fühlte, nicht durch ein Legat an die Sicherstellung seiner Freundin gedacht hat. Er sowohl als Charlotte

hatten geglaubt, daß sie vor ihm sterben werde, und Humboldt mochte wohl die Angst und Sorge seiner Freundin nicht noch vergrößern, indem er ihr Anordnungen für seinen Tod mittheilte. Aber Humboldt hätte doch auch ohne eine derartige Mittheilung in seinem letzten Willen für seine Schutzbefohlene sorgen können. Wahrscheinlich hat er das nur nicht gethan, um den Seinigen Charlotten nicht in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen, nachdem er so lange seine Beziehungen zu ihr so streng geheim gehalten hatte. Es lag vielleicht anderweitiger Anlaß hierzu vor. Die Art, wie er vor seinem Tode alle seine nächsten Angehörigen das Sterbezimmer verlassen ließ, um an Karl Schulz die Anzeige von seiner Erkrankung für Charlotte genau zu dictiren, macht es mir doppelt wahrscheinlich, daß er ihr nur um sein Verhältniß ganz im Dunkeln zu halten, nichts vermacht hat. Aus „Läßigkeit“, wie Gutzkow will, hat er sie gewiß nicht übergangen.

Wer will deshalb mit dem großen Manne rechten? Aber für Charlotte hat er auf diese Weise nicht wohl gesorgt. Hätte sie durch ihrer Hände Arbeit sich in den letzten Jahren etwas zu ersparen vermocht, so würde sie wohl ihrem Greisenalter ruhiger haben entgegen sehen können; das war aber nicht möglich. Schwere Krankheitsanfälle hatten ihr ein gleichmäßiges, ununterbrochenes Arbeiten unmöglich gemacht. Sie sah sich deshalb nach dem Tode ihres Freundes drückenden Sorgen ausgesetzt. Um diese zu mildern und bei Charlotten den Schein zu erwecken, als habe Humboldt noch über seinen Tod hinaus für sie gesorgt, traten einige ihrer nächsten Freundinnen, an deren Spitze die schon genannte Frau General-

consul Therese von Bacheracht stand, zusammen und ließen ihr anonym eine regelmäßige Unterstützung zukommen. Aber alle diese Freundinnen waren nicht wohlhabend, und Charlotte bemerkte gar bald die fromme Täuschung. Sie vermochte sich nicht dabei zu beruhigen, und das um so weniger als sie doch bei vollkommener Arbeitsunfähigkeit nicht ganz davon leben konnte. Auch ihre Schwestern, welche sie gelegentlich unterstützt hatten, so weit das ihre beschränkten Mittel erlaubten, konnten nicht durchgreifend helfen. Und alles, was mit Geld zusammenhing, schlug bei dieser Frau fehl. Sie hatte sich auf dem alten Casseler Friedhof für dreißig Thaler eine Stätte erworben, an der sie ruhen wollte, und sich mit hundert Thalern in eine Begräbnißkasse eingekauft, welche die Kosten ihres Leichenbegängnisses bestreiten sollte. Siehe da, es wurde der Todtenhof geschlossen, auf dem sie bestattet sein wollte, und die Sterbecasse machte Bankerott, so daß Charlotte auch diese mühsam ersparten Summen verlor.

Da faßte die Frau den Entschluß, die Briefe Wilhelms von Humboldt, welche ihr so viel Labsal gebracht hatten und jetzt fast ihren einzigen werthvollen Besitz bildeten, an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu senden und diesen ihr als hochherzigen Menschenfreund geschilderten Monarchen um eine Pension zu bitten. Dies geschah am 28. November 1843. Längere Zeit erhielt sie keine Antwort auf ihr Gesuch. Sie wendete sich deshalb am 27. März 1844 an die Königin Elisabeth und erhielt nun unter dem 6. April eine gnädige Antwort der Königin, in der diese die Verzögerung der Antwort mit ihrer Krankheit erklärte und Charlotten mit-

theilte, daß der König ihr die erbetene Summe von 300 Thaler in Gold anbei übersende und ihr eine Jahrespension aussetze.

Jetzt erst fühlte sich Charlotte ganz geborgen und konnte ihrem Ende leichteren Herzens und dankbar entgegen sehen.

Die Zahl ihrer Casseler Freunde hatte sich unterdessen auch gelichtet. Aber Kinder und Kindeskinder von ihnen umgaben und unterstützten jetzt die Greisin, deren tiefste Herzensangelegenheit fortan die Ordnung ihrer Papiere, vor Allem die Herausgabe der Briefe W. von Humboldt's bildete. Sie hatte diesen ihren Schatz ursprünglich ihrer Freundin Therese von Bacheracht, mit der sie Jahre lang in ununterbrochenem Briefwechsel gestanden, als Ersatz für ihre Zuwendungen, bestimmt. Aber die Richtung, welche Therese als Schriftstellerin, und seit 1841 als Verehrerin und intime Freundin Karl Gutzkow's[1]) genommen hatte, sagte ihr nicht zu, und so entstand in den letzten Lebensjahren eine Spannung zwischen beiden Frauen, die auf die verschiedenen Aeußerungen Gutzow's über Charlotte nicht ohne Einfluß geblieben ist. Charlotte wendete sich deshalb kurz vor ihrem Tode direct an A. von Humboldt und bat ihn, sich der Veröffentlichung der Briefe seines Bruders, so wie sie dieselben redigirt hatte, zu unterziehen, die aus dem Verkaufe des Manuscriptes gelöste Summe aber an die ihm persönlich bekannte Frau von Bacheracht zu geben. Nach einigem Schwanken erklärte sich der große

---

[1]) Siehe hierüber vor Allem Karl Frenzel in Westermann's illustrirten Monatsheften Bd. 46, S. 21.

Gelehrte zu diesem Dienste bereit. Aber sein zweiter Brief traf Charlotten schon nicht mehr am Leben, so daß erst ihre Casseler Freundinnen D., denen Charlotte das Wenige, das noch zu verschenken war, als Andenken hinterlassen hatte, diesen letzten Willen Charlottens ausführen und die Briefe an A. von Humboldt senden konnten [1]).

An einem Julitage des Jahres 1846 hatte sich Charlotte in ihrem Zimmer schwer verletzt. Sie war auf den Saum ihres Kleides getreten, und umgefallen. An den Folgen dieses Sturzes ist sie in der Nacht vom 16. Juli gestorben. Ihre Freunde haben sie ehrenvoll begraben. Sie ruht auf dem neuen Friedhofe zu Cassel in dem Erbbegräbnisse ihrer Freundinnen.

Um ein altes, verwittertes Kirchlein eines niederhessischen Walddorfs lag noch vor einem Menschenalter der Friedhof der kleinen Gemeinde. Einfache Holzkreuze, mit entblätterten Buchsbaumkränzen behangen, und einige wenige sich schon senkende Leichensteine trugen die Namen der hier ruhenden, sonst namenlos Geschiedenen. Aber auch Rosen, Schwertlilien, Nachtviolen, Goldlack, Rosmarin, Agleien, und was sonst für Blumen die kleinen Gärten der Bauern hergeben, standen auf den flachen Grabhügeln und kämpften mit Nesseln und anderm üppig wuchernden Unkraut um ihr Dasein.

[1]) Vergleiche den Brief A. von Humboldt's an Varnhagen von Ense, dessen Ton wenig zu dem an Charlotte gerichteten stimmt, in der bekannten Sammlung Nr. 133, und K. Gutzkow, Rückblick auf mein Leben, S. 265, und Deutsche Revue, I, S. 127.



Da kam die neue Zeit; ein neuer Friedhof vor dem Dorfe wurde angelegt, der alte eingeebnet, mit Gras besäet und dem Schulmeister des Ortes zur Benutzung überwiesen. Einige Jahre waren seitdem vergangen, als ich an einem Abend des Frühsommers den Lehrer des Dorfes mit einem Bündel Stäbe unter dem Arm mitten durch das hohe Gras schreiten sah. Nachdem er, an einem bestimmten Punkte angekommen, die reifen Grashalme auseinandergebogen hatte, steckte er seine Stäbe in einem kleinen Kreise in die Erde. „Was soll das?" fragte ich ihn. — „Wissen Sie nicht mehr," entgegnete er, „daß hier das Grab der schönen Tochter des alten Pfarrers, mit dem großen Rosenbusche darauf, lag? Als sie den Friedhof einebneten, rissen sie auch diesen aus, und mehrere Jahre schien er eingegangen zu sein. Da sah ich dieses Frühjahr, daß ein neuer Schoß aus der Erde sich hob. Morgen soll hier das Gras gemäht werden; da will ich diesen Schoß vor den Sensen schützen."

Abermals waren einige Jahre vergangen, als mein Auge von Neuem über den Friedhof schweifte. Es war wieder Sommer und siehe! ein großer dunkelgrüner Rosenstrauch, aus dem ungezählte weiße Rosen hervorleuchteten, bedeckte einsam die Grabstelle. —

Manches Mal habe ich, während ich diese Zeilen niederschrieb, jenes braven Schulmeisters gedacht und gewünscht, daß ein ähnlicher Erfolg in den Herzen meiner Leser aus dem hier erneuerten Andenken an die schöne und hochbegabte, schwergeprüfte und reich gesegnete Pfarrerstochter aus Lüdenhausen erblühen möge.

Briefe von Charlotte Diede.

1.

Meine lieben Dortchens![1])

Holzminden, 1. Oct. 1795.

Ich weis nicht ob Ihr meinen letzten Brief vom 25. Sept. durch Bühring schon habt. Ich schreibe schon wieder, weil mich die Idee und der Wunsch beschäftigt, noch eine Reise ins Lippische zu Euch zu machen und Mamsell Luise mich dazu antreibt es doch auszuführen, weil sie mit mir will, um die R. Koelern in Detmold, ihre Cousine, zu besuchen. — Sagt mir deshalb gleich den Donnerstag, ob ich auf vierzehn Tage oder drei Wochen zu Euch kommen darf. Ich kann mir unmöglich vorstellen, daß der Vater nach vier Jahren sich noch erzürnen sollte, wenn ich komme, und gesetzt er machte auch im Anfange ein bös Gesicht, so wird sich doch das verlieren; einen kleinen Besuch wird er mir ja doch erlauben, ich habe ja warlich nicht die entfernteste Idee bey ihm bleiben zu wollen. Ich rechne ohngefehr sechs Wochen im Lippischen zu bleiben.

.... Ich verlange so sehr Euch alle meine Lieben wieder zu sehen, und daß Ihr her kommt, darauf kann ich nicht rechnen, das sehe ich wohl. Bin ich erst einmal bei

---

[1]) Gemeint ist die Schwester Dorothea und eine Cousine.

Euch gewesen, so kann ich mehr kommen; denn die Entfernung ist nicht so groß, und bin ich einmal ganz von Euch entfernt, dann hilft mir meine Reue nicht, die Zeit nicht benuzt zu haben. Ich bin so unabhängig wie nie vorher, und wie ich es gewiß nicht immer bleibe; warum soll ich nicht davon profitiren? Ich bitte Euch mir gleich zu antworten. Ihr könnt es ja ganz ignoriren beym Vater — doch Ihr kennt ihn besser als ich; macht nur, daß ich die Freude habe Euch zu sehen, und meinen guten Vater einmal wieder zu sehen. — Denkt nur wie untröstlich ich sein würde, wenn wir ihn verlören, ohne daß ich ihn wieder gesehen hätte. — Daß ich in den ersten drei Wochen kommen kann, glaube ich nicht. Sobald ich aber Eure Antwort habe, richte ich mich danach ein; nur nach N.(eelkirchen) und nicht nach Lüd.(enhausen) habe ich keinen großen Trieb.

Ich bat Dich gutes Cousinchen in meinem letzten Briefe, wenn Du Dein Geld still im Kasten liegen hast es mir noch einmal zu leihen. Gewiß werdet Ihr Euch wundern, daß ich kein Geld mehr habe. Aber ich kann Euch das schriftlich nicht alle vorseilen; ich habe manch ungewöhnliche Ausgabe gehabt und hatte vorgezehrt, ich denke mir aber wieder zu helfen und es wieder einzubringen. Willst und kannst Du es, so thust Du mir einen großen Gefallen und ich bitte Dich dann es mir mit nächster Post zu schicken. Ich würde und könnte Dich nicht darum ansprechen, wenn Du es mir nicht angeboten und ich nicht so schlöße, daß Du es noch nicht gebrauchen willst.

Adiö meine theuern geliebten Freunde! Wenn Ihr mich lieb habt, so antwortet mir gleich, und macht, daß

ich Euch sehe. Laßt uns noch eine Zeitlang fest zusammenhalten, traurig genug, daß das zärtliche Verhältniß doch aufhören wird, wenn jeder sein eigenes Haus hat.[1]) O behaltet mich lieb, ich kann Liebe nicht entbehren; und liebe Euch von ganzem Herzen.

Daß doch der Bruder dem Vater zuredet!

Charlotte.

2.

An die Schwester Christine und den Schwager, den Pfarrer Melm.

Holzminden, 16. Aug. 1801.

. . . . Was mich anbelangt, so habe ich meine Reise, die ich gleich damals machte, so weit ganz vergnügt zurückgelegt, jedoch so wenig über irgend etwas Bestimmung bekommen, als ich es vorher hatte. Das hat denn, wie Du denken kannst, meine Seele mitunter sehr betrübt bey meiner Situation, und mich endlich nach langem Ueberlegen zu dem Entschluß gebracht, mich selbst an die Gräfin zu wenden, und diese um Entscheidung zu bitten; diese Woche will ich schreiben. Es geschieht ohne Wissen Hansteins, denn er würde es nicht zugeben; ich weiß, Du wirst mit mir Gott danken, daß ich endlich diesen Entschluß gefaßt habe. Er leite alles zu meiner Ruhe! Ich glaube bey diesem Schritt resignirt

---

[1]) Charlotte dachte wohl dabei an die bevorstehende Verheirathung der Schwester Christine mit dem Pfarrer Melm, die ihrer Cousine und wohl auch an ihre eigene.

zu sein, wenn mich nicht, ohne daß ich es selbst recht weiß, die Hoffnung eines guten Ausgangs täuscht.

Gern hätte ich mit Euch beiden alles überlegt, da ich jedes Wort in ihr abwägen muß, weil die Sache einmal sehr delikat ist, indem ich vielleicht, was Gott verhüten wolle, meinem lieben Hanstein schaden, oder etwas sagen kann, was seine oder meine Ehre compromittirt, wie es denn überhaupt entsetzlich genug ist, sich an die Maitresse des Fürsten wenden zu müssen. Aber was bleibt mir? Zwingt mich nicht Selbstpflicht wenigstens für mein Fortkommen zu sorgen, und kann ich, so lange ich hier nicht entschieden bin, irgend einen bestimmten Entschluß für meinen Unterhalt fassen? Ach, Du glaubst nicht, wie viel mein Herz unter allem leidet, und wie ich Gott so oft angerufen habe, doch hier meinen Verstand das Beste sehen zu lassen; so vorsichtig ich auch glaube, jedes Wort gewählt zu haben, so quält mich doch am meisten die Furcht, vielleicht den Regenten dadurch zu irgend einer Ungnade gegen ihn zu reizen und dies würde mich unglücklicher als alles machen. Deshalb hätte ich gern mit Dir und Deinem Manne gerathschlagt, wenn das nur nicht schriftlich so weitläufig wäre. Sag niemanden etwas davon, denn im Ganzen fühle ich selbst etwas ehrenrühriges darin. Sobald ich der Gräfin Antwort habe, solst Du diese sowol wie meinen Brief lesen. Hanstein denke ich aber in etwa drei Wochen davon zu sagen, und meinen Brief ihm zu schicken, vielleicht könnte ihn die Gräfin darauf anreden, und dann würde es ihn zu sehr überraschen. Daß — es komme nun wie es wolle — ich meine und seine Liebe nicht aufgeben kann — das wird niemand leichter be-

greifen als Du, meine Herzens Tine — meine Subsistenz ist nur zu sehr in die seinige verwebt — ich kann ihn und seine Liebe nicht entbehren, was hätte ich anderes davon als Grabes Leere, ehe ich darin läge; nur seine Frau sein oder alle Hoffnung dazu aufgeben und dann für meinen Erwerb sorgen. . . .

3.

An die Schwester Christine.

Holzminden, d. 18. Nov. 1801.

. . . . Von meinem Leben willst Du wißen? Das ist sehr einförmig, einfach, gar nicht unangenehm, denn ich bin freier wie tausend Menschen es nicht sind, genieße, was mir eigentlich bei meiner Verwöhnung und Seelenstimmung ganz unschätzbar geworden ist, so viel Ruhe und Stille und habe was der gemeine Mann einen guten Tag nennt. Wenn ich sehe, wie andere, auch die glücklichsten Frauen sich unter häuslicher Last quälen müssen, die nie aufhört — so wäre ich wol sehr undankbar, wenn ich diese glückliche Saite meines Schicksals nicht anschlagen wollte. Besonders auch, da ich durch diese fast ununterbrochene Stille um mich, wenn ich keine Langeweile haben will, — die mich wirklich nie quält — mich selbst über manche Dinge mehr berichtigen lerne, und manche Lieblingssache der gesunden Vernunft und des Herzens für mich mehr durchdenken kann, wie es eine Frau so selten Zeit hat zu thun. Sieh, liebe Tine, diese Lebensweise versüßt wieder viel, aber hindern kann sie nicht, daß — ich mag alle meine Kräfte dagegen aufbieten — mein Gemüth nicht oft ent-

setzlich erschüttert wird, und daß meine Seele dadurch, und meine Gesundheit durch deren Einfluß sehr leidet.

.... Nun wirst Du auch wissen wollen, was meine Angelegenheit mit Hanstein betrifft. Ich schrieb, wie ich Dir schon glaube gesagt zu haben, nach langem Hin- und Herschwanken an die Gräfin, welche mir auch nicht lange darauf feiner und artiger antwortete, als ich es erwartet hatte und erwarten konnte. Ich lege Dir eine Abschrift meines Briefes und den ihrigen ein, den ich mir aber ja zurück erbitte. Da sie vorher immer Hansteins deutsche Briefe französisch beantwortet hatte, so beging ich nach meinem Gefühl keine Unschicklichkeit, indem ich ihr französisch schrieb, wodurch ich auch unsern ekelhaften deutschen Höflichkeiten ausweichen konnte, die für mich so viel demüthigendes haben. Du verstehst genug, um mein Französich zu lesen und wo es nöthig ist, wird Dir Dein Mann forthelfen. Es mag fehlerhaft genug sein, ich hätte gern jemand zu Rathe gezogen, aber es war nicht möglich, und ich tröste mich damit, daß die Gräfin es noch fehlerhafter schreibt.

Sobald ich meinen Brief abgeschickt hatte, benachrichtigte ich Hanstein davon aus Besorgniß, sie möchte ihn darüber anreden und er dann zu sehr überrascht werden. Er mißbilligte sehr diesen Schritt und zürnte auf mich, daß ich eine Handlung begangen hätte, die wider seine und meine Ehre sei, indeß äußerte er keine Besorgniß, daß es ihm schaden könne. Das letzte beruhigte mich, das erste verdroß mich recht sehr, da ich nach meinem Gefühl jedes Wort so ängstlich gewogen hatte, zuerst ob es ihn und dann meine eigene Ehre compromittire. Ich schrieb ihm zwei Posttage nicht, und

da — war er unerwartet hier, o Gott und so voll Liebe, ohne Vorwürfe, und alles, alles Bittere wischte seine Nähe und Zärtlichkeit weg. Er gestand mir dann, daß es ja nur an ihm sei zuzustimmen, daß aber doch noch etwas dazwischen wäre, was er mir durchaus nicht sagen könne, bis wir vereinigt wären, wo ich ihn dann gewiß dafür danken würde. Er drang mir dann noch das Versprechen ab, daß ich bis Johannis nichts für mich unternehmen und so lange noch Geduld haben wollte. Kurze Zeit darauf erhielt ich einliegenden Brief, der nur in so fern eine Antwort auf den meinigen ist, als sie darin auf eine feine Art sagt, daß die Sache an Hanstein liege, was ich nun freilich schon wußte.

Warum nun abermal dreiviertel Jahr die Entscheidung hinausgesetzt? Und wenn es dann wirklich wäre, ich wollte kein Wort dawider sagen. Wie kann ich aber einen solchen Glauben haben, nach allem was ich erlebt habe? Ist es mir zu verdenken, daß ich diese demüthige Unterwerfung unter die Willkür eines Menschen nicht mehr so leicht nehmen kann? daß es mich schmerzlich erbittert, wenn ich mir vorkomme wie ein Spiel, und durch die gewaltsam hervorgerufene Verstimmung, wie ein Instrument erscheine, dem unter diesen Umständen keine reine Harmonie zu entlocken ist? O Gott, nach dem meine Seele schmachtet, meine Vernunft und meine Seele arbeiten widerstreitend in mir; bei der ersteren steht Hansteins Sache schlecht, bei diesem aber findet er so lange ich lebe Fürsprache und unendliche Liebe; — ich kann die seinige nicht bezweifeln, unmöglich, mein Herz empfindet sie — aber meine Vernunft wird sein Feind — und ich bin das Land, das unter diesem Krieg

zu Grunde geht! Hätte ich doch von beiden weniger, so lebte ich ruhiger und vielleicht wie andere Menschen. Meine Vernunft sagt mir, daß ich im Grunde außer mir selbst keine feste Stütze habe, daß ich mich genau genommen allein an mich selbst halten muß, daß ich Schritte zu meinem Fortkommen in der Welt, zu meinem Unterhalt thun muß, daß ich, um dies thun zu können, die Verhältnisse der Liebe aufgeben muß — mein Herz kann es nicht! O Gott, meine Tine, wo soll ich mit diesem Gefühle hin, wenn ich dies einzige Wesen nicht mehr dafür habe — ich muß sterben! Ihr alle könnt meine Liebe nicht begreifen. — Denn das Gefühl des Ueberflüssigseins ist nicht für mich! Sieh, dieser gewaltsame Kampf reibt mich auf — meine Nerven werden reizbar, nicht durch meine Schuld — ich arbeite meinen Empfindungen immer entgegen — sondern durch die Umstände.

Wie ich hinein gekommen bin! es scheint so egoistisch und ists doch nicht — mich dünkt, ich könnte noch ein Buch hierüber voll schreiben, und hätte Dir doch noch nichts gesagt. Vergieb, du Liebe, meine unerträgliche Weitläufigkeit! Du hättest mich nicht fragen sollen[1]). —

4.

An die Schwester Christine.

Holzminden, 23. May 1802.

.... Recht gern, meine liebe Tine, will ich Dir in Deiner häuslichen Bedrängniß beistehen; nur

[1]) Das Original dieses Briefes trägt noch die deutlichen Spuren von Thränen, die den Augen Charlottens bei der Niederschrift dieser Zeilen entfielen.

werde ich das nicht halb leisten, was eine andere an meiner Stelle leisten würde. Ich bin aller häuslicher Geschäfte entwöhnt, mithin ängstlich und durch diese Aengstlichkeit vielleicht noch ungeschickter als ich es wirklich bin; denn mit dem wenigen, was ich für mich zu thun habe, komme ich doch zurecht. Sobald ich das geringste für jemand anders thun soll, bin ich so ängstlich, daß mir die Hände zittern; ferner kann mein empfindlicher Körper keine Art von Strapazen mehr aushalten. Fehlt mir nur eine Nachtruhe, so bin ich hinfällig, wüste und elend und jedes Leiden, das mein Herz mit ansehen muß, wirft mich noch mehr hin. Warscheinlich ist mein Körper durch den langjährigen Gram, den ich mich natürlich habe gewöhnen müssen in mich hineinzudrücken, auch oft durch die gewaltsamste Bewegung des Gemüths — ohne alle Anstrengungen — so entsetzlich reizbar und empfindlich geworden. Meine einsame, ruhige, so sehr stille Lebensart vermehrt diese Empfindlichkeit. Denn ohne daß ich es selbst will, gewöhne ich mich an ein System von häuslicher Ruhe, das ich nirgend haben kann als auf meiner Stube. Sieh, meine theure Schwester, mein Herz ist höchst willig Freude und Leid mit Dir zu theilen, aber ich halte es für Pflicht, Dir zu sagen, wie äußerst wenig ich Dir leisten kann. Kannst Du mich nun so brauchen, bin ich mit Leib und Seele zu Deinen Diensten.

In Rücksicht auf meine Lage, meine Hoffnung auf eine Entwickelung meines Schicksals ist noch durchaus nichts entschieden; doch glaube ich unerschütterlich fest entschlossen zu sein auf Johannis — eine Zeit, die sich vorig Jahr Hanstein selbst als die äußerste bestimmte —

meine Verbindung in so weit ganz aufzugeben, daß ich die Hoffnung auf seine Hand unterdrücke und unsere Correspondenz ganz abbreche — überzeugt dann, daß es sich nicht vollziehen kann, ohne daß sein ganzes äußeres Glück aufs Spiel gesetzt wird; denn seine Liebe kann ich nicht bezweifeln. Wäre ich reich, dann möchte es immer die übrigen Jahre meines Lebens so hingehen; ich hätte ja denn doch den süßen Trost, daß ich Einem Wesen das Liebste wäre; aber Selbsterhaltung befiehlt mir kalt und unerbittlich das Opfer. Mein lieber Hanstein wird in ein paar Tagen wieder herkommen — vielleicht zum letzten Mal — dann werde ich vielleicht hören, was mir so lange vorenthalten ist, — wenn ich nur nicht immer noch mehr hoffte, als ich selbst glaube! Wenn mich diese Zeit mit ihren Wirkungen nicht zu heftig angreift und Du willst es, so komme ich zu Dir — ist aber die Erschütterung ohnerachtet der langen Fassung zu heftig für meinen Körper, so darf ich nicht, denn was sollst Du mit einer an Leib und Seele kranken Gesellschafterin machen?

Die Vogtin[1]) besucht mich auf einige Wochen, vielleicht schon in acht Tagen, vielleicht die Tage nach Pfingsten. Es ist freilich einfältig, daß ich gezwungen bin, die Kosten ein wenig zu bedauern, außerdem freue ich mich aber kindisch auf den Besuch dieser mir immer lieben theueren Frau.

Sonst war ich das letzte halbe Jahr ziemlich wohl, und auch meine Seele genießt nach meinen Verhältnissen eine Ruhe, die freilich nicht von mir kommt und wofür

---

[1]) Eine Freundin von Charlotte aus Kassel.

ich Gott sehr dankbar bin; ich hoffe ferner auf Stärke und Beistand und den Genuß dieser für mich über alles kostbaren Seelenruhe. Meine Lage hat in der That viele Vorzüge und meine hiesige Lebensweise ist so sehr nach meinem Geschmack.

Ich danke Dir für die Nachrichten von Dortchen. Theile ihr doch meinen Brief mit und dann bitte ich sie inständig mir doch einmal selbst zu schreiben, wies ihr geht und wie sie dort lebt. Es ist bald ein Jahr, daß ich keinen Brief von ihr habe! Ich weiß nicht, wer von uns beiden zuletzt schrieb; aber das wird wohl nichts thun. Ich schrieb ihr selbst, aber wer selbst so faul ist, wird wohl denselben Fehler verzeihen, und dann würde ich ihr doch ohngefähr dasselbe schreiben müssen. Mithin ists eins. . . .

5.

An die Schwester Christine.

Holzminden, 20. Sep. 1802.

O, meine Herzens Tine, wie so ganz unbeschreiblich hat mich der Anblick und der Besuch Deines lieben, lieben Mannes gefreut! Brauche ich das wohl zu sagen? Nein es versteht sich von selbst und Du begreifst das so leicht, da wir beide uns am meisten freuen können — auch ist es der erste meiner lieben Verwandten außer Roever, der mich hier besucht und ein so lieber Verwandter! Wie freue ich mich, daß ich das Beste noch vor mir habe!

Heute Abend erwarte ich ihn halb aber nur halb, morgen früh aber ganz gewiß, wo er denn bis Ueber-

morgen bleibt. Es ist hart, daß er in der Gegend bei Fremden so lange ist, und mir die Stunden so karg zugezählt sind, nicht wahr, liebe Tine? Indeß freue ich mich doch, daß er hier war, daß Eins von Euch sah, wie ich hier lebe und bin; ich erkenne mit Dank gegen Gott, daß meine Lage sehr viele Vorzüge hat; o könnte ich Dich nur auch einmal hier haben und den kleinen Engels-Fritz! Es sollte Euch wohl hier gefallen, wie es der guten Vogt hier gefiel; es ist hier sehr hübsch und ich habe nach und nach einen sehr lieben gesellschaftlichen Zirkel bekommen, nur leider größer als ich ihn haben sollte. Aber es ist sehr schwer und unnatürlich, sich so ganz zurückgezogen zu erhalten, wenn man so lange wo wohnt und die Menschen nach und nach Interesse für einen bekommen und zuvorkommend sind. Ich freue mich für Melm doppelt des schönen Wetters, da er auch nun morgen Holzminden von mehr als einer Seite sieht, die liebliche Gegend, die mir nun durch meinen beinahe sechsjährigen Aufenthalt fast wie mein Vaterland geworden ist. . . .

6.

An die Schwester Christine und den Schwager Melm zur Zeit in Bremen.

Lage, 1. Juli 1803.

. . . . Gepflanzt ist auch schon tüchtig, und wie wächst jetzt Alles! So schön habe ich es hier noch nicht gesehen als jetzt! O Gott wie schön sind die Abende und Morgen! Diese Tage sind Ersatz für das verlohrene Frühjahr. Der frische, herrliche Heugeruch und

die ganze belebte Wiese so nah am Hause giebt diesen herrlichen Tagen einen ganz eigenen mir unbekannten Reiz — es macht mich sehr, sehr weich. Ich sah ja hier aber auch die Gegenstände nur immer durch Ströme von Wasser oder unbelebt und kalt, und ohne Wärme kann ich Nichts recht schön finden. . . .

Finde ich es thunlich, so bleibe ich gewiß und gern, bis Ihr zurückkommt, denn ich glaube im ganzen, daß es doch besser für Eure Haushaltung ist, wenn es zu vermeiden ist, daß die Leute nicht ganz Herr sind und werden. Mächtig sind sie doch, das merke ich wohl, obgleich ich damit nichts wider sie gesagt haben will.

Jetzt könnte ich wol aufhören, nicht wahr? Wer schreibt gern? Nur Sie allein, lieber Melm! Mein Brief ist auch lang genug, obgleich doch nichts überflüssig ist. Schwer zu lesen ist er auch wieder, trotz der ziemlich guten Feder, das einzige gute Schäfchen, welches ich in der Studierstube meines gelehrten Schwagers ausspionirt habe! — Aber ich bin herzlich müde, die ungewohnte Last des Haushalts liegt auf mir; damit will ich mir zwar nicht sagen, als ob ich sie mit Widerwillen trüge — indessen machen mich doch die Katzen, Hühner, Küken, alte und junge Enten und die kleinen Johannisbeerdiebe, der Tante in Reelkirchen sehr ähnlich; ich bin in ewiger müßiger Thätigkeit, habe meine Geduld und meine Beine strapazirt — nicht um diese vielen unerzogenen Gegenstände zu erziehen, sondern um nur einigermaßen verschont von ihnen zu bleiben. Doch gebe ich noch die Hoffnung nicht auf, daß Ihr einige durch mein strenges System verbessert finden werdet. Die Stachelbeerendiebe haben mich schon so in Abscheu

genommen, daß sie meinen Anblick meiden, wo sie können. Lebt wohl Ihr Lieben! Gott erquicke und stärke Euch in dieser kühlen Nacht. Küßt die Kleinen!

Eure Charlotte.

7.

An dieselben.

Lage, Dienstag Morgen, 1803.

Ich bin noch hier und bleibe hier, bis Ihr zurück seid, da ihr es gern wollt. . . .

Gottlob, die beiden dringendsten Geschäfte sind vorbei. Nun ist aber auch der Flachs bald zeitig und überhaupt noch Gartenarbeit genug. Ich studiere und überlege und gebe mir ein ruhig Ansehn; nun meinen die Leute, ich sey doch nicht ganz so dumm, als ichs wirklich bin; ich gebe gewiß auf alles so gut Achtung als ich kann, und wenn ich etwas versehe meine Lieben, so ists nicht ein Versehen des Willens, sondern des Verstehens. Vorigmal hatte ich schon allerley Fragen auf ein besonderes Blatt geschrieben, das war vergessen. Sag mir doch, was soll auf die Erbsenfelder? Friedrich und ich haben es mit Winterspinat in Gedanken besäen wollen, ist Dir das recht? Du ißest ihn ja so gern, es kann doch nicht alles Rüben und Kohl werden, denke ich.

. . . . Jetzt könnte ich ja wol mit Anstand auf meine Wenigkeit kommen. Den Tag nach Euer Abreise erhielt ich einliegenden Brief mit Deiner Adresse. Verdenk es meinem Herzen voll quälender Sehnsucht und Unruhe nicht, daß ich ihn erbrach. Wäre ich nicht allein gewesen, so wäre ich wohl meinem Vorsatz getreu ge-

blieben, so aber — lieber Gott, bis den andern Morgen habe ich ihn liegen lassen, aber da war's mir nicht länger möglich. Und es ist mir auch lieb, denn er hat mich beruhigt, weil verbissener Unwille und keine schmerzliche Betrübniß darin liegt, die ich am meisten fürchtete. Einiger Ernst liegt freilich darin, das ist mir aber jetzt nicht genug — überhaupt es ist kein Brief auf den meinigen, und wenn er nicht meinen schmerzlichen Schritt für ein Spielwerk hielte, so könnte er so nicht schreiben — kurz das Blatt indignirt mich, es bestärkt mich fester als vorher in meinem Entschluß. Von Leipzig erhalte ich keine Antwort, bemüht Euch doch, ob Ihr dort keine passende Stelle für mich finden könnt, versteht sich ohne Gehalt, daß ich meine Freiheit behalte. Ihr wißt schon was Ihr ohngefähr von mir versprechen könnt. . . . .

Nun aber, was mit dem Brief anfangen? Beantworten werde ich selbst ihn auf keinen Fall! Ihn ganz zu ignoriren, das ist auch nichts, meine Meinung ist: Du liebe Tine mußt ihn beantworten, aber sagen, Du habest ihn erbrochen. Denn wäre er Dir zugeschickt, so hättest Du es auch gethan. Mich dünkt, dies ist der einzige Weg wie er meinen festen Entschluß erfahren kann. Gott leite dann den Mann, den ich immer lieben werde, so wie's ihm gefällt, ich ergebe mich in seine Führung, ich bin weit ruhiger, als ich vorher war.

Da Du Dich aber schrecken wirst für einen solchen Brief und es doch gut ist, daß Du ihn bald und auch von dort schreibst, — und ich auch weiß, wie sehr bei der Zerstreuung in der Fremde ein Brief, der Nachdenken kostet, zur Last ist, so schicke ich Dir ohngefähr ein solches Nachdenken, wie ich glaube, daß Du machen

müßtest; vielleicht etwas ändern und abschreiben, dazu kommt man allenfalls noch wohl. Ich wünsche sehr, daß Du es so bald als möglich thun möchtest, da der Brief schon alt ist. Melm wird wol nichts dawider haben.

An Oberstlieutenant v. Hanstein.

Daß ich mich von hier aus in Ihre gütige Erinnerung rufen würde, erwarteten Sie gewiß nicht. Ich bin seit vierzehn Tagen bei der Familie meines Mannes mit ihm und unsern Kindern zum Besuch, und da wird mir Ihr Schreiben an meine Schwester unter meiner Adresse nachgesandt.

Vielleicht könnte der Brief ja etwas enthalten, wodurch das leidende Herz meiner Schwester getröstet, oder ihre Sehnsucht etwas gestillt würde — alles das überlegte ich und erbrach ihn. Meine Liebe und mein Antheil an Ihnen beiden wird mich bei Ihnen rechtfertigen für diese scheinbare Indiscretion, das weiß ich und freue mich jetzt, daß es geschehen ist. Wie ich Lotte zu kennen glaube, und namentlich in ihrer jetzigen Gemüthsstimmung, würde er nicht gut auf sie gewirkt haben, weil es scheint, als hätten Sie den Entschluß, bei dem sie sehr leidet und bei dessen Ausführung sie noch mehr leiden wird, nicht so ernsthaft genommen, wie er doch in der That ist.

Daß etwas in ihr arbeite, was sie sehr angreift, das konnte mir gleich im Frühjahr, als sie zu uns kam nicht entgehen. Daß ihr Kummer tief war, fühlte ich, aber Sie wissen, sie ist stark genug, um über ihren Schmerz schweigen zu können. Nur Liebe fand wieder den Weg zu ihrem Vertrauen, und da erfuhr ich denn

ihren Entschluß. Sie litt sichtlich und wich gern jedem Gespräch aus was Bezug auf die Lage ihres Herzens hatte, äußert aber wohl, daß sie fast glaube, sie sey zu Ihrem Glück nicht mehr nöthig, das gebe ihr Kraft abzubrechen und nichts könne sie bewegen, in einer Verbindung wie ihre bisherige länger zu bleiben. Lotte hat sich sehr ernsthaft um eine ihr convenable condition bemüht, um erst ohne Kosten aus ihrer jetzigen Lage heraus zu kommen, wird vielleicht eine Stelle in G. zwischen Leipzig und Dresden annehmen, wenn sich Braunschweig, wo sich auch Gelegenheit bietet, nicht günstiger erweist.

Ich hätte schon früher gern geschrieben, jetzt halte ich es aber für meine Pflicht, Ihnen mit aller meiner Liebe zu sagen, nehmen Sie die ernste Sache nicht leicht. Es waren zehn Jahre nöthig, ehe ein solcher Entschluß in einem Gemüthe völlig reifte, wo die Liebe so sehr das Uebergewicht hatte, aber es ist jetzt auch gewiß Ueberzeugung nöthig, um einen so langsam gereiften Entschluß bei einen so stark ausdauernden Character wieder umzustoßen. Wollen Sie wirklich den Consens fordern, so müssen wir Lotte davon zu überzeugen suchen, denn sie wird sich nicht leicht in eine Correspondenz mehr einlassen; sie sagt, dies sei das einzige Mittel, ihrem Vorsatz getreu zu bleiben. Finden Sie aber zu Ihrem Glück meine Schwester nicht mehr nöthig — und dies kann allein Ihr Gefühl bestimmen — so lassen Sie die Sache, wie sie jetzt ist und quälen Sie sie nicht mit Vorwürfen. Wer weiß, warum denn alles so kommen mußte; Lotte hat Ressourcen in sich, die sie nie ganz unglücklich sein lassen können, nur muß der erste Schmerz

erst durch die Zeit gesänftigt werden; sie sagt, daß sie Gott immer für Ihre Liebe und die Verbindung mit Ihnen danken werde.

8.

An die Schwester Christine.

Lage, d. 18. Juli 1803.

.... Du wirst den Brief von voriger Woche erhalten haben, meine theure, liebe Tine, ich wünsche sehr, daß Du geschrieben hättest. Die Adresse weist Du, sie kann jetzt nicht verwechselt werden, es ist nur ein Oberstlieutenant seines Namens bei der Garde. Es ist viel, daß ich Dir einen solchen Brief aufbürde, in großer Zerstreuung, am fremden Orte, aber es ist doch das Beste, glaube ich, und besser Du schreibst von dort als von hier. Du thust mirs zu Liebe gern, nicht wahr? Je eher Du schreibst, je früher höre ich was, und meine Herzens Tine, mein Herz ist mir selbst unbegreiflich, und wüßte ich nur den Gang meines künftigen Schicksals, nur ja oder nein! Indeß mein Vorsatz bleibt wie er war....

Mit treuer Liebe, Deine Ch.

Beilage: Antwort Hansteins auf den Brief der Frau Pastorin Melm.

Wohlgebohrene Frau
insonders Hochzuverehrende Frau Pastorin!

Vor einigen Tagen erhielt ich Ihr geehrtes Schreiben — es ist sehr lange unterwegs gewesen, und ich glaubte, Sie fänden es nicht mehr der Mühe werth,

mich mit einigen Zeilen zu beglücken. Sie sind sehr gütig gegen mich, daß Sie mich bei Ihrem schmerzlichen Zustande nicht vergessen haben, ich danke Ihnen innigst dafür, so wie nur ein Mensch seinem gütigen theuersten Freunde danken kann, ich habe einen Schmerz mehr empfunden über Ihre Krankheit, möchte doch Gott geben, daß Sie Hochgeschätzte Frau bei Durchlesung dieses gänzlich wieder hergestellt sind

Sie haben meinem trauernden Herzen wieder Trost gegeben, wenn gleich, verzeihen Sie mir gütigst, Ihr Brief sehr streng war, ich habe diese Zeit her viel erdulden müssen von allen Seiten, wobei mein Herz und Seele unbeschreiblich gelitten haben. Niemand habe ich, der mir einen lindernden Tropfen Trost gegönnt hätte, alles ist kalt und todt für mich. Daß meine Geliebte Lotte den abscheulichsten Schritt noch nicht gethan hat, dafür danke ich Gott — das war Trost für mich. Daß sie aber so hart, so unbeschreiblich hart sein kann mir nicht zu schreiben, sich gänzlich los von meinem Herzen zu reißen — das kränkt mich und ich werde trauern darüber bis in mein Grab. Der Punct, den sie gütigst berühren, wenn ich meineidig würde, wäre sehr richtig gegen einen andern Mann, wie ich bin, bemerkt, aber meine liebste Lotte, die mich bis in das Innerste meines Herzens kennt, weiß das besser, daß ich dessen nicht fähig. — O mein Gott Sie wußte auch, wie tief kränkend das für mich sein würde, dies von der dritten Person hören zu müssen, wenngleich diese geehrteste Person die Schwester meiner gütigen, hochgeschätzten Freundin war. Auch diese Aeußerung meines Herzens muß Ihr gütiges treffliches Herz dem meinigen verzeihen.



In Ewigkeit werde ich mein Versprechen nicht brechen, das weiß meine liebe Lotte oder sie hat mich nie geliebt, das heißt, Sie ist und wird mein. Unmöglich kann ich aber mit einer Freundin so sprechen, wie ich mit der Geliebten meines Herzens, mit derjenigen womit ich mich auf Ewig von dem ersten Augenblick verbunden hielt, da ich ihr Treue, Ewigtreue und Liebe versicherte; unmöglich kann ich es. Verzeihen Sie mir gütigst, geschätzte Freundin und verkennen mich nicht, ich bin ein ehrlicher und rechtschaffener Mann und bin unaussprechlich gekränkt, wenn Sie anders von mich denken. Glaubt meine geliebte ewig geliebte Lotte aber glücklicher in ihrem Vorhaben oder an eines andern Mannes Seite zu leben, so trete ich zurück — und will unglücklich sein. Nie werde ich ihre Ruhe durch eine Zeile stören. Ist es aber anders beschlossen, so bitten Sie meine geliebte Lotte, daß Sie mir gütigst schreibt und sagen Ihr, daß ich mit heißer schmerzhafter Sehnsucht ihre Zeilen erwartete, daß ich der ihrige sein werde bis in den Todt. Mit zitternden Herzen und Hand schließe ich diesen Brief, empfehle mich in Ihre Achtung, und verharre mit der größten Hochachtung

Ihr Sie
Hochschätzender
Hanstein.

Cassel, d. 19. September 1803.

Ob Sie meine ungewiße Lage können beurtheilen, bezweifle ich, auch darf ich Sie ja nicht einmahl sagen, werden Sie nicht hart gegen mich und nehmen nichts ungütig auf.

9.

An die Schwester Christine.

Holzminden, d. 21. October 1803.

Ich darf Dir nicht erst sagen, mit welchem Verlangen ich einem Brief von Dir, theure Schwester, entgegen gesehen habe und mit welcher widersprechenden Empfindung ich ihn und die Einlage gelesen. Anfangs war die Wirkung wohlthätig. Der Ton der innigen Liebe, der darin liegt und den niemand so darin finden wird als ich — wird nie seinen Weg zu meinem Herzen verfehlen; es war doch Nahrung für meine schmerzvolle Sehnsucht, die nur der versteht, der eine so lange Periode des Lebens mit einem so sehr geliebten Wesen in Verbindung, in unauflöslicher Unterhaltung gestanden hat und nun auf einmal ohne alle Nachricht leben muß. Nachher wie meine Vernunft mehr beim Lesen war, hat mich der Brief mit bitterm Schmerz erfüllt. Ich mag nichts darüber sagen, das ist das einzige Mittel mich zu schonen, denn der Brief hat mich im Innern sehr angegriffen. Ich bitte Dich aber recht sehr, Hanstein noch einmal zu schreiben, aber nicht als Auftrag von mir — ja nicht! Er hat recht, wenn er sagt, daß ich sein Inneres genau kenne. Er würde wüthend werden, wenn wenn er Verabredung merkte und doch müssen wir ja wünschen, daß dieses was Du schreibst doch einige Wirkung habe, wenn es auch nur die ist, daß sein Schmerz etwas besänftigt wird! O, meine theure Schwester, er dauert mich ebensowol wie ich mich selbst daure! Sieh, unredlich ist der Mann nicht, er könnte ja jetzt wieder, wie oft vorher, mit Ehren aus der Sache kommen. Nur freilich hat er einen anderen Begriff davon, das fühle

ich mit zerrissenem Herzen. Ich meine, ich bin ihm das durchaus schuldig, daß ich ihn noch einmal höre, was er zu seiner Rechtfertigung zu sagen hat, da er schrieb, er könne sich nur gegen mich erklären. Glaube deßhalb ja nicht, daß ich geneigt bin das alte Verhältniß wieder zu erneuern, o nein, ich bin fester als je entschlossen, meinem Vorsatz getreu zu bleiben, aber auch die Gesetze der Gerechtigkeit gegen diesen meinen liebsten Menschen zu beobachten, das darf er von mir fordern. Ich frug Frau Gerhard und Herrn Sartorius, ohne von meiner Meinung etwas zu sagen, was sie an meiner Stelle thun würden, und beide waren derselben Meinung. Das bestätigt mich darin, daß es die Forderung der natürlichen Billigkeit, die selbst in meinem kalten Herzen so spricht. Ich bitte Dich meine theure Schwester, verzeihe ihm ein Betragen, welches mich recht sehr erbittert, und suche ihm doch gütig und sanft und ohne Bitterkeit zu schreiben wie vorher, sonst wirkt alles nur verkehrt, und ich wünsche so sehr, daß Du sein Vertrauen behieltest. Ich kann es selbst nicht, aber Du bist weniger bei der Sache interessirt; ich wollte Dir die Mühe des Nachdenkens abnehmen, das zeigt Dir einliegendes Blatt, aber es ist nichts; dies ist das dritte und taugt so wenig als das erste, es ist, als wenn es mit lauter Galle geschrieben. Um Gotteswillen schreib nicht so! Er verdient Schonung, glaube mir, liebe Tine, er leidet sowohl als ich, kenne sein weiches Herz voll Zärtlichkeit für mich, und seinen Ehrgeiz, der durch alles Vorgefallene entsetzlich gekränkt ist. Schreibe bald Herzens Tine, ich bin nicht im Stande zu schreiben und fühle daran, daß mich sein Brief unsäglich gekränkt hat.

Der Brief von Ewald erhielt nichts sehr Tröstliches. Er spricht mir Muth für die Sache ein, wie Melm glaubt, daß ich dazu fähig sey, ein paßliches Werk zu übersetzen. Aber die Buchhändler, mit denen er in Verbindung stehe, seyen entweder versehen oder drucken keine Uebersetzungen — vielleicht meint er, finde sich ein oder anderer, der sich darauf einließe, dies könnte er mir nur nicht gleich versprechen. Ich wünsche es wohl, hoffe aber fast nichts mehr: so mancher fehlgeschlagene Plan benimmt mir fast den Muth zu neuem. . . .

Pastorin Melm an Oberstlieutenant von Hanstein (Conzept).

Hochwohlgeborener Herr,
Insonders Hochzuverehrender Herr
Oberstlieutenant!

Aus Ihrem geehrten Schreiben muß ich schließen, daß Sie von mir eine Antwort weder verlangen noch erwarten, demungeachtet bin ich noch einmal so frey Sie mit einem Brief zu beschweren. Ich leugne nicht, ich hatte eine andere Antwort erwartet; nicht geglaubt, daß ich wie eine Fremde abgewiesen und mir ein Vertrauen in kränkender Art versagt werden würde, um welches ich glaubte bitten zu müssen. Vergeben Sie mir meinen Irrthum. Ich werde den Fehler nicht wieder begehen.

Ob es für die Ruhe meiner Schwester gut sein wird, daß sie den Inhalt Ihres Schreibens erfährt, weiß ich nicht, ich glaube, er muß ihren Schmerz und Kummer vermehren, sie hat ja nie Zweifel in Ihre Liebe gesetzt. So viel ich weiß, bestimmt sie allein Vernunft, ein ungewißes Verhältniß der Liebe abzubrechen, dessen gesetz-

lichem Ende sie zehn Jahre mit Treue, Liebe und Geduld entgegen sah, und das sie jetzt ja wohl mit Recht nicht mehr erwarten zu dürfen glaubt. Doch wozu wiederhole ich etwas, das Sie mein Herr so gut wissen als ich. Ich denke, Sie müßten sie genug kennen, um zu wissen was ihr dieser Schritt kostet — um auch zu wissen, daß es ihr ganz unmöglich sey, daß sie je an eines andern Mannes Seite leben, viel weniger glücklich leben könnte. Nach meinem Gefühl mußte es meiner Schwester Herz zerreißen, wenn grade in dieser so kummervollen Zeit für sie der Geliebte ihrer Seele so sprechen kann. Diese Wendung Ihres Briefes ist zu gewöhnlich, als daß sie Ihrer würdig wäre, und zu ungroßmüthig für einen edlen Mann, wie Sie sind. Ich meine, Sie müßten Lotte doch in dieser Handlung ehren, wenn ich gleich wohl bezweifle, daß sie Ihnen Kummer verursacht. Indeß das wollte ich eigentlich nicht sagen und verzeihen Sie gütigst, wenn ich vielleicht abermals mehr sagte, als ich durfte. Sie äußern, daß Sie sich bestimmter nur gegen meine Schwester erklären könnten; in dem Fall werde ich einen Brief richtig an sie besorgen, sie ist nicht bei mir, aber Sie dürfen auf eine möglich baldige Zustellung rechnen. Erlauben Sie mir noch Sie zu erinnern, daß meine Schwester in der That leidet, mehr als Sie zu glauben scheinen. Doch müßte ich mich sehr in ihr irren, wenn ihr Vorsatz nicht sehr fest steht, jetzt Entscheidung ihres langen ungewißen Schicksals zu wollen. Wollen Sie diese Zeilen nicht mißdeuten, die mein Gefühl mich drängte Ihnen mitzutheilen.

Hochachtungsvoll habe ich die Ehre zu sein

Ew. Hochwohlgeboren ergebene Dienerin.

Noch einmal bitte ich Dich, beste Tine, schreib nicht so bitter, als ich schrieb, wenn Du mich lieb hast; ich schicke Dir den Brief wieder mit, aber ich hätte ihn gern wieder, ich bitte Dich darum, und auch um diesen Wisch zurück.

10.

An die Schwester Christine.

Holzminden, d. 28. October 1803.

Ich freue mich herzlich über die Nachricht, die Du von Eurem Befinden giebst, meine liebe theure Schwester. Gottlob daß Du wieder so weit bist.

. . . . Ich befinde mich doch im ganzen viel besser als bei Dir. Traurig, recht sehr traurig oft, das kannst Du wohl denken. Die Geister meiner abgeschiedenen Freuden, die hier überall um mich sind, tragen oft dazu bei und machen mich wehmüthig, aber sie haben auch wieder ihr wohlthätiges. Die Ruhe und Stille, die mich hier umgiebt, ist mir ersprießlicher als alles. Durch Zerstreuungen wird ein Gemüth wie das meine am wenigsten geheilt. Wenn ich mich ausweine, und mein betrübtes Herz im Stillen vor dem ausschütte, der mich allein beruhigen kann, das erleichtert mich. Und daß hier keine Art von Verdruß und Bitterkeit mir nahe kommt, erhält mir meine Faßung und ist die beste Arzney für meinen empfindlichen Körper. Wenn Ihr mir nur etwas näher wohntet und mich zuweilen besuchen könntet, so wollte ich gern mein Leben hier beschließen, nirgend kann ich so nach meiner Neigung leben. Holzminden ist ein allerliebster Ort! Müßte ich nur nicht

weg! Bin ich hier, so kann ich gar nicht daran denken, so sehr bin ich an dasselbe attachirt ....

11.

An dieselbe.

Holzminden, 12. Januar 1803.

Diesen Brief, meine theure, geliebte Schwester, erhältst Du durch Friederich, der mich heute hier ganz unerwartet besuchte. Es ist mir recht lieb, daß ich so endlich zum Schreiben komme, eine Nachlässigkeit, die ich mir bei Deinem theilnehmenden Verlangen nach Nachricht von mir nie verzeihen würde, wenn ich Dir etwas Frohes oder Entscheidendes hätte sagen könnte — das konnte ich aber nicht. Ich fühle mich aufs neue verwickelt durch mein Schicksal, ohne ein Ende zu sehen; dadurch wurde dann meine Seele niedergeschlagener muthloser, unlustiger, lebensmüder als je. Mein Herz fühlte sich so hoffnungslos, so verwickelt durch sein Schicksal, mein Körper litt anhaltender, so daß ich mitunter bettlägerig war — kurz ich schrieb nicht, weil ich Dir keinen Erguß meines schmerzlichen Zustandes schicken wollte. Für erst habe ich nochmal auf kurze Zeit Geduld versprochen — was nachher mit mir werden wird, weiß nur mein Gott! Mir fehlt Muth und Lust zu einem Lebensplan für die Zukunft. Rede mir zu, meine Herzens Tine, sprich mir Vertrauen und Hoffnung ein. Ich kann nicht unzufrieden mit mir sein, ich weiß, was ich thue, thäte jedes Weib in meiner Stelle, die ein Herz voll Liebe hätte. Ich liebe diesen Mann ewig und kann die Wahrheit der seinigen nicht bezweifeln,

wenn nur —. Sieh da die Ursache meines Schweigens — Du darfst es gewiß entschuldigen. Seit Kurzem bin ich indeß wieder erträglich wohl und heiter, vorher heulte ich unaufhörlich, als sollte ich Geld damit verdienen. Es ist nähmlich Hansteins sehr liebreichen Briefen in dieser Zeit gelungen, wieder mich zur Hoffnung zu erheben, und recht unglücklich ist der Mensch ja nur, wenn er ganz hoffnungslos ist. . . .

12.

An dieselbe.

Holzminden, 23. März 1804.

. . . . Ich wollte Euch, meine liebe theure Schwester, zu Eurem Geburtstag die Zeichnung von Lüdenhausen machen, aber mein unartiger Magen erschwerte mir theils das krumme Sitzen, theils fehlte mir zu diesem angenehmen Geschäft die Lust. Rechnet nur mir diese scheinbare Unaufmerksamkeit, mit der ich diese lieben Tage unbemerkt hingehen ließ, nicht für Lieblosigkeit an. Indem ich dies schreibe, schwebt alle die Liebe, womit Ihr an meinem letzten traurigen Geburtstag mich erfreutet, um mich und erfüllt mich mit dankbarer Wehmuth. . . .

Ueber mich laß mich Dir nichts sagen, ich will nur noch die Exercirzeit abwarten; nur seine zärtlichen Bitten und Versicherungen haben mir diese Einwilligung abgerungen. Ich habe in der That einigen Grund, alsdann ein gutes Ende zu hoffen, rechne indessen nicht fest darauf, liebe Tine, ich thue das auch nicht. Die wenigen Wochen werden bald hingehen.

Daß ich recht innigen Antheil an dem Verluste nehme, den Ihr und besonders Dein guter Mann, durch Cöllns[1]) Tod erlitten — darf ich Dir wohl nicht versichern. — O es kann kein Mensch lebhafter empfinden, wie unvergeßlich schmerzhaft der Tod eines Freundes ist. Ich fühle auch, so wenig ich den edlen Mann kannte, daß sein Tod und sein Verlust, wichtig in jeder Hinsicht ist.

Die Nachricht, welche Du mir von unseren jüngsten Bruder giebst[2]), hat mich erschüttert und sehr bewegt. Du hast wohl recht, er war doch unser Bruder, zwar ein unnützer und leichtsinniger, etwas aber auch ein unglücklicher Mensch und doch nicht ohne alles Gute. Wenn er wirklich todt ist, so bitte ich Gott, daß er Barmherzigkeit dem Bruder beweisen möge! Er war noch nicht reif für eine bessere Welt.

Adiö meine liebe theure Schwester! Grüße Deinen lieben Mann recht herzlich und küsse die lieben Jungens recht herzlich von mir, besonders meinen Liebling Fritz; erhalte mich in seiner Erinnerung.

Gott erhalte Euch alle! Behaltet mich lieb!

Deine treue Schwester Ch.

---

[1]) Gemeint ist der Nachfolger Ewalds, der Generalsuperintendent L. Fr. A. von Cölln, der am 18. Februar 1804 starb. Melm war in dessen Hause, bei dem in Breslau verstorbenen Professor D. G. C. von Cölln, Erzieher gewesen.

[2]) Derselbe war Jurist und nach einem wüsten, unstäten Leben mit Hinterlassung von Frau und Kindern verstorben.

13.

An den Schwager, Pfarrer Melm.

Holzminden, 27. April 1804.

Der Inhalt Ihres so sehr brüderlichen Briefes beschäftigt seit dessen Empfang meine ganze Seele. Ich fühle das ganze Gewicht Ihrer Gründe, lieber Melm! Meine Vernunft, meine Ueberzeugung und Erfahrung sind auf Ihrer Seite. Mein Herz nicht, dies darf ich einem Menschen, so voll Liebe wie Sie wohl sagen, daß mein Herz allein widerspricht! Ich stützte mich so lange auf schwankende Hoffnung — sie täuschte mich seit vielen Jahren, sie wird mich ferner täuschen, und dennoch bleibt sie der Trost meines Leben! Meine innere Lage ist am peinlichsten dadurch, daß ich dabey nicht überzeugt bin, am Ende gewiß glücklich zu werden. — Nein, ich hänge nur an dem Mann, dessen Liebe ich nicht in Zweifel ziehen kann, dessen Handlungs-Art ich aber misbilligen muß — mit einer nie zu zerstörenden, zu erlöschenden Liebe! Hätte Er mir weniger gekostet, vielleicht und wahrscheinlich hätten dann meine Empfindungen nie diese Tiefe und Stärke erlangt. Ich fürchte das gänzliche Losreißen von ihm über alles, nicht, weil mir dadurch sein Besitz entrückt wird, sondern aus Mitleid mit mir selbst; seine Liebe ist mein erstes Bedürfniß; der Verlust derselben kann mir nie ersetzt werden, könnte es selbst dann nicht, wenn meine Jugend zurückkehrte.

Warum ich Ihnen dies wiederhole, was Sie längst wissen, fühlen Sie, ohne daß ich es Ihnen sage; ich wünschte, daß Sie mich jetzt aus einem völlig richtigen

Gesichtspunkt beurtheilen. In wenigen Wochen soll sich, wie mir fest versprochen ist, mein Schicksal entscheiden; ich hoffe wohl, aber erwarte nichts! Sie zeigen mir in Ihrem Briefe, die Möglichkeit einer höchst anständigen Versorgung, die mir Freiheit und Unabhängigkeit erhielte, woran ich so sehr gewöhnt bin. Sie haben die gütige, sehr schmeichelhafte Meinung von mir, daß ich jene Forderungen erfüllen könne, sie suchen mich selbst davon zu überreden. Die Sache interessirt mich sehr, es müssen gute treffliche Menschen sein, welche nach dem Plane ihre Töchter erzogen haben wollen. Ich wünsche diese Forderungen erfüllen zu können; ich würde, könnte ich es, gewiß zufrieden und glücklich in der Lage sein können. Haben Sie die Güte die Sache sogleich ohne Aufschub nachzufragen; die Frage legt mir ja noch keine weitere Verbindlichkeit auf. Irre ich mich nicht in mir selbst, so glaube ich, daß ich wünsche, die Stelle wäre noch nicht vergeben; sie ist es wahrscheinlich nicht; eine Uebereilung läßt sich hier von den Menschen nicht erwarten, aber in Unterhandlung können sie stehen. Bis Sie Antwort erhalten, will ich mich genauer prüfen. Ihre Güte, lieber Bruder, beurtheilt mich partheyisch; ich bin sehr ungewiß, ob ich die Stelle annehmen dürfte. Von dem Erziehungstalente, welches Sie in mir ahnden, kenne ich Nichts; mir erschien immer Erziehung als das schwerste Geschäft. Die Forderungen sind gemäßigt — das ist das eigentliche Wort, aber wahrlich nicht leicht. Ich kenne im ganzen Kreise meiner Bekannten nur eine Frau, welche ich zum Theil, und doch nicht ganz, tauglich für diese Stelle hielte. Die Forderungen enthalten Alles, was ich reine und wahre

weibliche Bildung nenne. Das junge Frauenzimmer, welches sich dazu verpflichtet, übernimmt die ganze moralische Richtung von so vielen jungen Mädchens, wird verantwortlich für die hieraus folgenden Begebenheiten ihres künftigen Lebens. Hänge ich dem Gedanken nach, so schaudere ich vor einem so wichtigen, verantwortungsvollen Posten. Mir ists dann, als dürfte ich keinen Augenblick daran denken. Auf der anderen Seite fühle ich mich auf eine mir selbst unerklärliche Art hingezogen; ich glaube nicht, daß ich der Sache gewachsen bin, aber ich wünsche innig, daß ich es wäre. Mir ists dann, als hätte ich so vielen guten Willen, daß ich getrost Muth und Kraft von Gott erwarten dürfte, der mich schon so oft stärkte und allerdings so Manches in mir entwickelte, das ich nicht kannte; mir ists dann, als dürfte ich mit so guten Vorsätzen alle Nachsicht, Anleitung, gütige Belehrung und reifere Einsicht von Menschen hoffen, die eine so wichtige Sache so ansehen.

Um Lehr- und Erziehungs-Talent steht es betrübt; ich verabscheue allen Schulmeisterton so sehr, daß ich gewiß nie etwas davon bekommen werde. Freilich muß ich gestehen, daß ich manchmal gern moralisire, wie man es nennt, und das taugt wahrhaftig nicht viel. Doch haben mich aber junge Mädchen lieb und fassen viel Zutrauen zu mir, oft zu meiner großen Last. Klar kann ich freilich dasjenige wohl darstellen, was ich weiß, weil mir selbst klare Anschauung ein so großes Bedürfniß ist. Aber, lieber Melm, ich weiß in Wahrheit sehr wenig. Weil ich auf meine Art denke, so glauben Viele von mir, ich wüßte Wunder was, — denken Sie doch nur an Gall, mir fehlt ja das Organ für das Sachgedächtniß!

Wozu ich mich wohl verpflichten könnte, wäre weibliche Handarbeiten. Man kann allerdings schöner arbeiten als ich; indes das thun wenige, und wer so arbeitet als ich, kann fertig werden. Ich muß es fast glauben, daß ich das meiste besser mache als der große Haufen, weil mir soviel darüber gesagt wird, und auch wenn ich meine Arbeiten mit anderen vergleiche; das Verdienst ist nicht groß, wie wenig Frauenzimmer konnten so viel Arbeit darauf verwenden als ich? Ich könnte von Arbeit, wenn es verlangt würde, wohl einiges zur Probe hinschicken, obgleich ich für mich nichts Besonderes habe. Frauenzimmer könnten aber doch danach urtheilen. Mein bischen Zeichnen, ist wie sie wissen unbedeutend, nnd nur natürliches Talent, vorzüglich nur geübt zu meinen Arbeiten. Doch ist dies völlig hinlänglich zu dem, was davon verlangt wird. Singen muß ganz bey mir wegfallen. Vielleicht ist aber manchem einige Forthülfe im Französischen angenehm und die nöthigste Uebung im Teutschen und in der Orthographie. Lachen Sie nicht über diese Anmaßung, lieber Bruder! Ich habe nicht vergessen, wie manches fehlervolle Blatt Sie durchgesehen haben. Aber ich meine nun offen, ich habe mich verbessert, ich habe wirklich einigen wenigen leichten Unterricht darüber erhalten. Sollten Sie wirklich meine Progressen nicht bemerkt haben? Das wäre schrecklich hart. Ich brauche jetzt richtig ein ß nach einem Vocal und ein z nur nach einem Consonanten; ich setze die Zeichen besser als sonst und was dergleichen mehr ist, und könnte mich allenfalls noch etwas mehr unterweisen lassen.

Ich habe Ihnen ganz wahr gesagt, was in meinem Innern wegen Ihres Vorschlags vorgeht. Glauben Sie

jetzt noch überzeugt zu sein, daß ich für die Stelle passe, so bitte ich Sie, handeln Sie nach dieser Ueberzeugung; ich verspreche, ich will Ihnen willig folgen, will, wenn Sie die Stelle für mich ausmachen, alle meine Kräfte anstrengen, um sie nicht zu beschämen — aber ein Anderer muß hier für mich handeln, man kann sich da doch selbst nicht empfehlen. Versprechen Sie immerhin was Ihnen volle Ueberzeugung erlaubt, aber lieber zu wenig, als zu viel!

Erschrecken Sie nicht über den langen Brief; er liest sich doch schnell durch, und wer Liebe und Interesse genug uns zeigte, so viel auf einmal zu schreiben, der liest auch wohl zwei Blätter, welche doch ziemlich deutlich geschrieben sind.

Ich habe Ihnen gleich mit der Post etwas geantwortet, wahrscheinlich erhalten Sie dies aber eher als jenes. Noch einmal herzlichen Dank für Ihre Liebe und Theilnahme, erhalte Sie mir beide ferner, ich bitte herzlich darum. Mit inniger Schwesterliebe die

Ihrige

Charlotte.

14.

An denselben.

Holzminden, 1. Juni 1804.

Mit Unruhe und Verlangen sehe ich einem Briefe von Euch, meine theuren Geschwister, entgegen. Habt Ihr noch keine Nachricht über jene Sache? Ich bin entschlossen die Stelle anzunehmen, wenn man sie mir anvertrauen will, eben deshalb aber zweifle ich auch

nicht, daß sie entweder schon vergeben, oder doch nichts ist. Doch möchte ich auch die verneinende Antwort sobald als möglich wissen, und bitte Euch, meine gütigen theuren Geschwister, sobald Ihr solche erhaltet, sie mir mitzutheilen.

Mein Gram- und Kummervolles Herz fühlt nur zu bestimmt und schmerzlich, daß ich aufs Neue den Weg vor mir habe, der mir voriges Jahr so viel kostete und dieses Jahr noch mehr kosten wird: einmal, weil ich ihn jetzt ohne alle Hoffnung betrete und außerdem haben die grausamen Gemüthsbewegungen dieses letzten Jahres den Rest meiner Gesundheit völlig zerstört. Jeder Gedanke an meine Lage, an mein Schicksal geht wie ein bohrendes Eisen durch meine Glieder. O, daß es grade der Mann selbst seyn muß, den ich so unaussprechlich geliebt habe und liebe, der sich erlaubt über mein Glück und über meine Ruhe wie ein Gott zu disponiren! Hanstein rechnet auf meine unzerstörbare Liebe. Er hat sich nicht verrechnet — nur der Tod kann sie enden — auf meine fernere Leichtgläubigkeit aber darf er nicht länger sich verlassen. Ihr glaubt nicht, mit welchem Schmerz ich dergleichen über den Mann äußere, den ich so innig verehrte. Das ists, was mein Inneres eigentlich so zerreißt. Gewiß verdient er noch meine zärtliche Achtung, das hoffe ich fest, aber warum sind seine Handlungen so im Widerspruch mit seinem Character und seinem reichen, edlen Herzen? Die Zeit, welche er sich selbst gesetzt hat, ist vorbei, und durch keine Sylbe verräth er, daß er glaube, es sey Zeit Wort zu halten.

O wie gern möchte ich, aus Schonung gegen mich selbst, den Gedanken an mein Schicksal ausweichen, aber

wie ist dies möglich, besonders da ich meiner ganzen Verhältnisse wegen meine Lage ändern muß. Ist es nichts mit Ihrem gütigen Vorschlage, lieber Bruder, wie ich fest glaube, so ist es das Beste für mich, mir Beschäftigung durch Handarbeiten zu suchen, und demnächst zur Messe nach Braunschweig zu gehen und zu sehen, ob sich dort für mich was findet. Sagt mir doch, ich bitte Euch, Eure Meinung. Vergebt diesen traurigen Brief, mein Herz ist so ganz zum zerspringen voll; ich habe Euch ja noch keinmal diesen Winter vorgeklagt, so voll Kummer ich ja auch oft war. Adio Ihr Lieben, Theuren! Behaltet mich lieb und schreibt mir bald. Ich bitte Euch recht sehr darum.

Eure treue Lotte.

15.

An die Schwester Christine.

Braunschweig, 23. Sept. 1804.

Ich weiß, meine theure Schwester, daß Du und Dein guter Mann mit theilnehmender Liebe Briefe von mir erwarten werdet. Diese Vorstellung thut mir wohl und doch habe ich seit sechs Wochen, welche ich schon hier bin, nicht die Stimmung finden können, um Dir zu schreiben. Einige Male habe ich ein paar Seiten geschrieben, aber aus Schonung gegen mich selbst wieder abgebrochen, weil alles mich zu sehr angreift und ich jede neue Erschütterung unbeschreiblich fürchte. Die letzte Zeit, die ich noch in Holzminden zubrachte, ging es mir ebenso, ich konnte Dir nicht schreiben, obgleich ich es Willens war. Mein ganzes Gemüth war durch

alles was mich umgab, durch jede Beschäftigung, welche ich vornahm, so gewaltsam angegriffen, daß ich alles vermeiden mußte, was näheren Bezug auf mich hattte. Ja, würde die unbeschreibliche Sehnsucht nach allem, was meinem Herzen theuer ist, ohne meine Briefe erfüllt, würdest Du mir schreiben, ohne daß ich es thun müßte, ich unterließe es gern. Freude kann ich Dir doch nicht machen durch Nachrichten von mir.

Ich kann Dir nicht sagen, in welchem Grade ich mich hier einsam fühle; ich habe hier zwey befreundete Häuser, welche ich von Holzminden aus kenne, und die sich meiner mit mehr freundschaftlicher Güte annehmen, als ich erwarten konnte. Ich wohne bei höchst gefälligen Leuten, aber ich bin fern von allem was ich liebe. Bin willens mich loszureißen von einem Manne, den ich einzig geliebt habe, in dessen Dasein ich das meine unzertrennlich verwebt fühle — werde ich es können? Gott weiß es! Ist es in der That Pflicht für mich? Mannichmal bezweifle ich es, wenn der Schmerz in meinem Innern mir gar nicht verstattet das „Warum" zu sehen, um dessen willen ich mich so grausam vereinzeln will. Ich glaube, meine Verbindung ist zu alt, als daß sie etwas anderes als der Tod zerreißen kann. Ich wollte meinem Freunde von hier aus das letzte Lebewohl sagen, konnte aber immer die Kraft nicht finden, die mir dazu erforderlich war. Ich erhielt anfangs jeden Tag noch einen Brief. O Gott, welche Briefe! so voll Liebe, Redlichkeit und Schmerz. Er konnte es wirklich nicht möglich halten, daß ich weggehen konnte aus seiner Nähe. Er bat mich auf eine Art, die mein ganzes Herz zerriß, noch nichts zu unternehmen, was uns nach-

her für immer trennte. Ich fühlte mich Muth= und Kraftlos und versprach ihm, noch einige Monate wie bisher alle Rücksicht auf ihn zu nehmen und nichts zu unternehmen, was seine Liebe und Ehre auf irgend eine Art kränken könnte. Verdenkt es mir nicht, meine theuren Geschwister, die Bande sind zu alt, die mich an den Mann binden, zu geheiligt durch Trauer und Schmerz, sie können sich nicht so leicht lösen, das liegt außer der Natur. Was soll ich es Euch bergen, ich glaube, es wird überhaupt unmöglich sein! Was habe ich nicht in zwei Jahren gelitten! Ich glaube in der That, daß ich sterben werde, wenn ich darauf bestehe. Ich habe nun seitdem nichts wieder von ihm gehört, weil ich ihn dringend bat, mir nicht eher zu schreiben, bis er unserer Sache ein gutes Ende verschafft hätte. Er kann es nicht, weil er meine Adresse nicht hat, und so wie ich ihn kenne, darf ich nicht erwarten, daß er sich deshalb an Gerhards wenden wird. Mich dünkt, nach der Zeitrechnung meiner Gefühle ist ein Jahr seitdem verstrichen. Ich glaube, ich werde mich hier nie gewöhnen und mannichmal ist es mir, als müßte ich durchaus wieder nach Holzminden, wenn ich einigermaßen ruhig werden soll. Daß ich nicht allerorten, wo ich wohne, Gefälligkeiten finden sollte, darüber bin ich unbesorgt, aber die redliche Liebe in Gerhards Hause von Groß und Klein, die feine Achtung im Umgang, die Würdigung meines Characters und meiner Verhältnisse, die Werthschätzung meines theuren Freundes, die Theilnahme an allem was mich anging, die Gewißheit nie verlästert und verklatscht zu werden, dann die Ruhe und Freiheit, die ich bei allem behielt, die Feinheit im Umgang, welche die Menschen



nie vergaßen, und meine erheiternde freundliche Wohnung — das alles, was meine Ruhe so viel als möglich sicherte, finde ich nicht leicht wieder.

Wie sehr ich mich hier einsam und freudenlos fühle, das kann ich Dir nicht ausdrücken, meine geliebte Schwester; ein Trübsinn, der fürchterlich ist, hat sich meiner bemächtigt, besonders seitdem das Wetter wieder so bös ist. Ich fürchte Menschen und scheue mich auch allein zu sein; ich kann nicht arbeiten, meine Glieder sind wie gelähmt,ich fühle zu nichts einen Trieb; versuche ich etwas Religiöses zu lesen, so stoße ich alle Augenblicke auf einen Gedanken, der mich mit neuen Schmerzen erfüllt und mich mehr und mehr erschreckt. Ich laße mir einen guten Roman holen, um mich zu zerstreuen, um meine Einbildungskraft mit erdichteten Begebenheiten zu beschäftigen, und stoße in dem Gange der Geschichte auf Darstellungen der Charactere und Gefühle, welche verwandte Erinnerungen berühren, und zittere und bebe vor gewaltsamen Erschütterungen. Meine Augen werden nicht trocken und meine Kräfte verzehren sich immer mehr. Was vermag eine Frau, die sich ein zweckloses Dasein aufbürden will und keine Stütze, keine Leitung hat, deren Leben sich an kein anderes anschließt! Wie glücklich bist Du, meine theure Schwester durch Deine Familienbande, durch einen Mann, dessen Character und Herz sowohl wie seine Lage Dich glücklich machen muß, und durch Deine Kinder, durch Alles!

Daß Braunschweig ganz der Ort ist, in dem jeder etwas anfangen kann, sehe ich wohl ein, obgleich mein trüber Blick noch antheillos auf alles sieht. Selbst wenn ich mich nicht öffentlich dazu verstehen wollte

könnte ich, glaube ich, leicht zehn bis zwölf Thaler monatlich gewinnen; die Modeproducte bieten vielfach Gelegenheit für weibliche Hände, aber noch habe ich weder Lust noch hinlängliche Gesundheit. Wenn Dir Mann und Kinder genommen würden, welchen Trieb würdest Du zur Arbeit fühlen? Die todte leere Einsamkeit vernichtet alle Kräfte. Sind die Bande, die mich seit so lange Jahre an diesen theuern Mann binden, weniger fest? Viele Leiden haben sie, glaube ich, unauflöslich gemacht. Zeigt mir eine Pflicht, für welche ich leben muß, zeigt mir einen Nutzen, den mein Leben noch hat. Es ist auch schmerzlich bitter ein sowohl unnützes als freudenloses Dasein zu schleppen. Und dazu fühle ich mich mit guten Eigenschaften geboren, mein Herz schlägt warm für alles Gute und Tugend, mein Verstand von vielen Seiten heller und vorurtheilsfreier als bei vielen andern Weibern, mein Geist aufgeklärt von manchen Seiten und — wem nützt mein Wohlwollen und meine Liebe? . . . .

Manchmal denke ich, wenn ich bey Euch wäre, Euch einen Theil der häuslichen Lasten abnehme, so wäre ich doch noch zu etwas gut. Dann aber fühle ich vorzüglich meine Gesundheit zu schwach für ein solches Leben, ich würde unter den mir so nachtheiligen Eindrücken des Zugs, der Witterung und der Unruhe noch mehr leiden. — Selbst das ist für mich ein nicht zu ertragender Schmerz, daß verleitet durch unsere unglückliche natürliche Heftigkeit, Ihr meine beiden lieben Schwestern, Euch Ausfälle gegen mich erlauben könnt, — von denen Euer Herz nichts weiß — die mich aber dann aufs innerste verwunden. Ich werde nie vergessen, daß ich

gefehlt habe; aber es verursacht mir einen tödtlichen Schmerz, wenn diejenigen, die ich liebe, nach allem, was ich für diesen Fehler gelitten habe und noch leide, mich auf eine achtungslose Art an die durch die Verhältnisse herbeygeführten Vergehungen meiner Jugend erinnern. Verzeihe diese Berührungen, meine unaussprechlich geliebte Schwester, — dies ist der eigentliche Grund, der meinen Wünschen in Eurer Nähe zu leben entgegen ist, die Furcht bey innerem freßenden Gram, mich noch heftigen Gemüthsbewegungen auszusetzen. Ach es ist für mich nur eine Freystätte!

In Holzminden habe ich gesagt, ich würde zu Euch ziehen, und jetzt dorthin geschrieben, daß Ihr selbst mir gerathen hättet den Winter hier zu bleiben, da Ihr vermutet daß es mir eine Zerstreuung sein würde. Das Ansehen einer Avanturiere ist mir höchst peinlich. Ich bitte Euch also, daß Ihr die Güte habt, übereinstimmende Nachrichten von mir zu geben, wer sie etwa wissen will.

Wie viel habe ich von mir selbst geschrieben! Ich darf es nicht entschuldigen, denn ich weiß, daß es Dir lieb ist, wenn ich mein bekümmertes Herz erleichtert habe, und hältst mich deßhalb nicht fähig, daß ich weniger Antheil an allem nehme was Euch betrift. Welcher schmerzliche Kummer hat mir die Nachricht von Deinem Befinden erregt, o meine arme theure Schwester! Was mußt Du gelitten haben! Die Kürze, mit der Dein gutes Herz Deine überstandenen Leiden berührt, um mich nicht noch mehr zu betrüben, hat mich innigst gerührt, die Sache selbst aber auch tief betrübt. — Sag mir, wie ist Dir jetzt? Ist jene Kraftlosigkeit die Dir blieb, ganz weg, und kannst Du wieder recht gehn? Wie oft

habe ich mich nach dieser Nachricht gesehnt, und doch fast mich gefürchtet danach zu fragen, weil ich die Herbstluft fürchte; ich glaube Du mußt ein wollenes Leibchen auf der bloßen Haut tragen. Wenn Du mich lieb hast, so antworte mir gleich; Du weißt nicht, wie ich darauf hoffe. Gewiß hast Du dies Blatt den 29. September, den 2. October kannst Du mir antworten. Dann könnte ich doch in zehn bis zwölf Tagen etwas von Euch hören. Gott gebe mir doch gute Nachrichten von Euch, damit ich einmal eine Freude habe. Was macht unser liebes Dortchen und alle die ihrigen? Ich grüße sie herzlich und tausend mal. Haben sie noch keine Hoffnung von H. wegzukommen? Wenn ich doch das bald hörte. Von Cousinen schreibst Du Nichts, also hat sie doch wohl bei Dir nicht ihre Sachen in Ordnung gebracht? Hat sie T. schon? Ich möchte nicht, daß sie das liest. Ich habe in Holzminden zweimal gehört, Melm käme nach Detmold. Hat das Gerücht Grund oder nicht? Ich küsse Deine Kinder mit inniger Liebe.

Du siehst aus der Stimmung meiner Seele, daß ich nicht sehr oft schreiben kann und darf, — in der That habe ich mich lange vor diesem Brief gefürchtet — ich wußte, daß er Dir nicht zur Freude sein konnte. Lebt wohl meine Geliebten und denkt an mich!

Charlotte.

16.

An dieselbe.

Braunschweig, d. 1. Dezember 1804.

.... Ich war noch nie in einer so bedrängten Lage. Ich habe noch einen einzigen Thaler und weiß

nicht einen Pfennig zu kriegen und was schlimmer als alles ist, muß stündlich erwarten, daß mir ein Beitrag zu den harten Contributionen abgefordert wird, und das nimmt dann kein Ende. Gott weiß, wo es mit den allgemeinen Elend noch hinaus will. In diesen Tagen bis zum 6. müssen fünf Millionen Franken bezahlt werden. Die ungeheuren Natural-Lieferungen haben die Stadt beinah schon von Geld entblößt. Handel und Gewerbe liegen gänzlich darnieder, einzelne Häuser, welche nur Englische Waaren haben, sind gänzlich ruinirt. Ich erwarte ganz bestimmt, daß der Krieg mir das Wenige, was ich noch besitze, raubt, ich bin darauf gefaßt; wenn ich nur erst etwas davon in Händen hätte. Ich habe noch ein paar hundert Thaler, aber ich weiß keinen Pfennig zu bekommen, ohne schmerzlich zu drücken, und kann doch nicht, es ist nichts da. Die einzige Ressource ist für jetzt das Leihhaus, vielleicht geben sie noch etwas auf Pfänder; doch glaube ich es nicht; als dann bleibt nur, sechs Theelöffel und zwei Eßlöffel in die Münze zu schicken, mehr habe ich nicht hier. Verzeih Du Liebe, daß ich Dir so verworren durch einander schreibe. Ach, der Sorgen wollte ich noch nicht achten, wenn mein Herz weniger litte, aber nein, davon hast Du keinen Begriff, was ich unter dem Schicksale des mir ewig theuren Mannes leide! Seit einigen Tagen bin ich etwas ruhiger und ich fühle, diese Ruhe kommt von Gott, und diese Ueberzeugung stützt mich Trostlose! Mich hat etwas, wie die Angst meiner Seele den höchsten Grad erreichte, ganz wunderbar getroffen, es würde es Jeder Zufall nennen, nur mein Herz nicht. Ich will es Dir erzählen, ich hoffe dieser vertrauliche Erguß meines

vollen, unglückselig gefühlvollen Herzens hat für Deine Schwesterliebe nichts Lästiges. . . .

Ich litt nämlich unter dem Schicksal, welches das Hessische Militär betraf unbeschreiblich. Ich schrieb Hanstein mit aller meiner unendlichen Liebe, so ganz und innig aus meinem treuen Herzen und habe während der Zeit nur ein paar Zeilen, einen kleinen Wisch. O, meine Herzens Tine, fühle was es mir kostet, selbst Dir dies zu sagen und verbirg jedem Auge diese unverdiente Schmach, welche auch Du nie möglich gedacht hast — seit einem halben Jahr leide ich mehr unter dem schrecklichen Kaltsinn dieses Mannes als unter allem was mich trifft. Für so viele unbegrenzte Opfer! — nicht wahr, es ist mehr als man faßen kann, mehr als ein Herz wie das meine tragen kann. Nicht einmal, daß er weg nach Mainz ist, hat er mir geschrieben, auf alle meine Liebe nicht die kleinste Nachricht. In der unaussprechlichen Bangigkeit meines Herzens rannte ich die erste Zeit jeden Posttag drei, vier mal auf die Post — und bekam nichts. Einen Posttag, es war noch ehe ich meinen vorigen Brief an Dich schrieb, war ich über meine vergebliche Erwartung so voll Schmerz, daß mich Plättners nicht herauf lassen wollten, man hatte Mitleid mit mir, und ich mußte unten aushalten — gegen elf Uhr gehe ich zu Bett und laße in meiner Kammer, dem geheimen Zeugen meiner Thränen, diesen abermals ihren Lauf. Der Schmerz dieses grausamen Kaltsinns, der Jammer und Hansteins Lage zerreißen wechselsweise mein Herz, der letzte behielt aber am Ende die Oberhand, und voll dieser Gefühle sage ich so für mich hin: O mein Gott, warum das?

Du weißt, ich habe die Gewohnheit im Bette zu lesen; seit langer Zeit ist diese Lectüre die Bibel, das einzige Buch, worin ich mehrentheils Genuß und oft Trost und Erquickung fand. Leider fehlte mir seit einiger Zeit die eigentliche Erbauung, welche nur der kennt, welchen sie beglückt. Ich habe denn seit langer Zeit ebenfalls die etwas kindische Gewohnheit, in irgend trostbedürftiger Stimmung einem zufälligen Aufschlagen der Bibel zu folgen, und immer auf einem bestimmten Fleck, etwas, das für mich paßt, zu erwarten. Wie ich nun voll Schmerz mich in jenem „Warum das" verlieren will, schlage ich, um mich von dieser Frage abzuziehen, meine Bibel auf, und mein Auge haftet auf dem „Warum das?" des 14. Verses im 2. Capitel des Propheten Maleachi.

Nein alle Beredsamkeit der Welt vermag die Erschütterung meiner Seele nicht auszusprechen — ich erinnere mich nur noch, daß ich das allerschmerzlichste Gebet zu Gott that: mich nicht so hart zu rächen, und um mich abermals abzuziehen, die Bibel aufschlug, indem ich in die Worte ausbrach: Nur Trost und Beruhigung für mein unglückliches Herz! — und Jesaias 54 schlägt auf und der Fleck, wohin mein Auge fällt, war der 11. Vers. Das ganze Capitel hat so manche Stelle, woraus ich Trost schöpfen konnte. Unzählige male habe ich die tröstlichen Stellen gelesen, hundert mal sage ich mir, wenn ich Arme, Einsame, Verlassene in der bedrängten Zeit mich so schutzlos fühle: „Der Dich gemacht hat ist Dein Mann". Ich habe jene Stelle nie gekannt; ich las nie die Propheten, weil ich die Strafpredigten nicht liebe. Du kannst denken, wie sonderbar dies auf mich

wirken mußte. Vor acht Tagen war der Schmerz an meinem Herzen wieder so mächtig, ich wußte vor Angst nicht was ich anfangen sollte, und habe dann kein Wesen, das mit Liebe auf mich sieht. Auch hat Jeder jetzt mit sich zu thun, nein ich wußte keinen Trost für die Bangigkeit meiner Seele. Ich warf mich in dieser Angst auf die Kniee und bat Gott, wir diese Angst zu mildern, oder es mir zu vergeben, wenn ich sie endlich endigte — ich bat um nichts als um Erquickung, als Stärkung, um nichts weiter, denn leider weiß ich für diese Welt nichts mehr zu wünschen und überwältigt von fast rasendem Schmerz — ich weiß mich nicht anders auszudrücken — forderte ich, aber gewiß sehr kindlich ein Zeichen von Gott, daß ihn mein Jammer rühre und Er erbarmend auf mich herabsehe, ich bat Ihn mir dann gleich Jemand zu schicken. Es war Abend, es regnete als sollte die Welt untergehn; sonderbar vertrauend stehe ich auf, gehe an die Thür, die Hausschelle geht (man hält hier die Hausthüren zu), und ich höre herauf kommen. Ich bekam einen Männerbesuch, der nur äußerst selten kommt! Sieh, so ist mir noch einiges passirt, und mein Vertrauen auf Gott, welches mein gewiß frommes Herz ehemals so überschwänglich beglückte, und seit meiner theueren unvergeßlichen Freundin[1]) Tod von mir gewichen ist, scheint wieder bei mir einkehren zu wollen. Dann bin ich geborgen! Ach! es allein auf diesem Wege.

Erliege ich endlich meinem Schmerz, so bedauert mich nicht, und ehrt mein Andenken! Glaubt dann meine theueren Geschwister, daß nie ein Mensch treuer

---

[1]) Frau Vogt aus Cassel ist wohl gemeint.

und länger gegen seinen Schmerz kämpfte als ich. Aber fürerst hofft noch mit mir! — So verworren auch meine Schreiberey heute Abend ist, so wird Dir doch ein gewißer Sinn herausleuchten, der Dich meinet wegen beruhigt. Ich hoffe nichts, ich wünsche nichts, aber ich fange an zu glauben, daß mein Leiden meinen Vater im Himmel jammert; ich schreibe ihm nichts vor, aber ich warte Ende oder Erquickung. Und ein so resignirtes Gebet sollte Gott nicht hören?

Jetzt aber muß ich aufhören. Ich bin durch das, was ich Dir schrieb, so angegriffen, daß mir ist, als sollte ich ohnmächtig werden. Gute Nacht, Du Theure! Morgen ist der grausame 2. December, der schmerzliche Todestag unserer Mutter, der fürchterliche Tag an dem vor 14 Jahren so viele Hessen vor Frankfurt blieben, der Krönungstag des Kaisers, der Jahrestag der vorjährigen entscheidenden Schlacht. Ach was wird morgen für ein Tag für die Menschheit sein! Gewiß wird etwas ausgeführt. Hier wird er gefeiert. Davon morgen. . . .

17.

An die Schwester Christine.

Braunschweig, d. 2. Februar 1805.

Mit gerührtem Herzen danke ich Dir für die Geldsendung und den warmen Antheil, den Du und Dein lieber Mann an meinem Schicksal nehmt. Ich scheue mich beinah vor jedem Brief, vor jeder Berührung meiner selbst, weil ich Euch nur Kummer damit mache. Etwas Erfreuliches habe ich Dir auch heute nicht zu sagen, denn mein Herz ist seit Kurzem wieder in einer

noch peinlicheren Lage, mein Gemüth noch niedergeschlagener, als bei meinem letzten Briefe. Ich erhielt immer noch keinen Brief von Cassel und konnte dem Uebermaß von Schmerz, Trauer und Sehnsucht nicht widerstehen. — Ich schrieb noch einmal, ich konnte nicht anders, meine Empfindungen drängten mich unwiderstehlich und mein Brief war gewiß ganz und gar der Abdruck eines tief leidenden Herzens. Vor vierzehn Tagen erhalte ich diesen Brief, den ich für Dich und Deinen Mann einlege. Ich glaubte mich längst aller Hoffnung begeben zu haben, aber ich bin nun überzeugt, daß ich mich selbst betrog, denn mir war es in den ersten Tagen nach Empfang desselben als sollte ich vernichtet werden, und so ist es mir noch, wenn ich mich nicht durch die äußerste Anstrengung aus mir selbst herausreiße, und das ist ein gewaltsamer Zustand, der nachher nur dem vorherschend natürlichen wieder Raum macht. Ich weiß daß Hansteins Handlungen im Widerspruch mit dem Character eines edlen Mannes sind, und doch muß ich ihn für brav und edel halten und fühle, daß meine Liebe für ihn nur der Tod aus meinem Herzen auslöscht. Was ich aber unter dieser Handlungsart leide, das ist nur Gott bekannt!

Wenn er wahr und offen gegen mich handelte, wenn er mich nur überzeugen wollte, daß eine Verbindung unter uns nicht stattfinden könnte, ich würde dadurch eine gewisse Ruhe wiederfinden. Ach, meine theuren Geschwister, wie habe ich für diesen Mann gelebt! Jedes Atom meines Verstandes war eine Rücksicht auf ihn, jedes kleine Talent, das ich übte war für ihn — und nun nach so vielen schmerzvollen verlorenen Jahren, sehe ich mich

aller Bestimmungen des Lebens entrückt, die schmerzvolle Vergangenheit reiht die geängstigte Fantasie an die freudenlose, peinliche Gegenwart und diese wieder an die öde, todte, liebeleere Zukunft, die mein gefühlvolles, weiches, liebebedürftiges Herz schreckt wie ein offenes Grab. Ich würde gewiß alle Stärke meiner Vernunft aufbieten, um mich zu beruhigen, wenn ich nur mit dieser Einschränkung wie bisher leben könnte; die Nothwendigkeit eines zu fassenden Entschlusses genirt. Ich weiß nicht, wo ich Thätigkeit gewinnen soll für ein mir verhaßtes, unerträgliches Leben. Jede Lage, die für mich zu wählen ist, dünkt mir unerträglich; ich will es nur gestehen, es drückt meinen Stolz so tief, dahin gebracht zu sein, und zerreißt mein Herz durch den Mann dahingebracht zu sein, den ich mehr wie meine Seele liebte. Die Einsamkeit taucht für mich sobald meine Seele ruhig und heiter ist, peinlich ist sie für ein Gemüth voll Gram.

Rathet mir, was soll ich thun? Mannichmal denke ich Beschäftigung in einer Familie zu suchen, weil die fortdauernde Unthätigkeit mich lähmt für jedes Unternehmen, und mit Schrecken sehe ich, daß das Meinige immer weniger wird. Ein Unglückskind bin ich auch. Mit einem Kaufmann hatte ich hier wegen Arbeit gesprochen und ihm etwas als Probe gezeigt, was er rühmte und ihm sehr gefiel; dann sagte er mir bald darauf wieder jeden Auftrag auf. Im Grunde ist es mir lieb, ich würde mich nur blamiren, denn die Angst meines Herzens läßt mir weder Ruh noch Rast und meine verweinten, oft übernachteten Augen lassen auch keine Arbeit zu, und dann ist es mir, als riefe mir jemand zu: wozu? und ich werfe mich auf das Kanape, und kann nicht

wieder aufhören zu weinen. Zu fremd bin ich hier auch, denn wer hilft einer einzelnen Fremden fort, in einem Orte, wo so viele geschickte Hände sind, wer verhilft einem zu einer geehrten Lage? Jahre gehen darüber hin, ehe man es durch sich selbst wird. . . . . Ach wenn mich doch der Allmächtige durch irgend eine Verpflichtung, die mein Herz recht innig rührte, wieder an dies verhaßte Leben binden wollte, wenn er doch wenigstens mich vor Menschenfeindseligkeit bewahrte! Noch fühle ich zwar in mir einen Born von Liebe, aber wer weiß? ich werde bitter — gewiß ich verdiene mein Schicksal nicht. Wenn ich nur was zu übersetzen hätte, dies wäre jetzt das einzige für mich. Der Postsecretair Raabe hier, welcher schriftstellert, sagte mir, man müsse sich an einen Verleger in Paris wenden und dem auftragen, wenn Neues von guten Autoren erschiene, dies gleich frisch und warm zu überschicken. Er erbot sich, dies für mich zu thun. Wie es dann mit den meisten Menschen geht, Worte haben alle, aber dabei bleibt es; ich habe schon ein paarmal freundlich daran erinnert, aber lästig kann ich doch nicht werden. Das liegt nicht in meinem Charakter. Tausenderlei möchte ich Euch noch sagen und weiß nicht was zuerst. Ich bin confus; das bin ich oft jetzt. Ich schreibe bald mehr. Thue Du das auch, du Liebe. . . .

18.

An dieselbe.

Braunschweig, 20. April 1803.

. . . . Erst aber sage ich Dir, meine gütige Schwester, tausend Dank für alle Liebe, Theilnahme und gute

Meinung von mir, welche Dein sehr schwesterlicher Brief enthält. Du hast Recht, Du thatest gewiß Unrecht, daß Du mir diesen liebevollen Zuspruch so lange entzogen hast, denn Deine Briefe sind von allen, die ich empfange, die einzigen, an denen ich wahren Genuß habe. Welchem Unglücklichen wäre auch ein Brief voll aufrichtiger Liebe und Theilnahme keine Erquickung. Ich glaube nicht, daß sich ein Mensch so abstumpfen kann. Die deinigen sind es mir immer im höchsten Grade, das versichere ich Dir.

Du und Dein lieber Mann, Ihr beide, denkt zu gütig von mir, vorzüglich in Rücksicht meiner kleinen nur unentwickelten Talente; habe ich einen enschiedenen Menschenwerth, so liegt dieser nur in meinem Herzen. Tausend Frauen haben mehr Verstand und diesen auch mehr angebaut als ich; wenige haben einen zuverlässigeren Character, wenige haben mehr Liebe im Herzen und hören williger als ich auf die Stimme der Vernunft und der Billigkeit. Daß ich mit so viel Liebe so isolirt leben muß, dünkt mich oft recht bitter.

Könnte ich eine solche Stelle erhalten als die, von welcher Du schreibst, die mir bey einer gewissen, mir unentbehrlich gewordenen Unabhängigkeit die liebevolle Verpflichtung einer Mutter auferlegte — wie wollte ich sie mit tausend Freuden annehmen und würde alles aufbieten, die Pflichten, die sie mir auferlegte zur Zufriedenheit zu erfüllen. Wie selten sind aber dergleichen Stellen! Und glaube, Du Liebe, man würde sich an die ehemalige Vergehung meiner Jugend stoßen und meine Moralität und Sitten beargwöhnen. Ich kann dies nur gegen meine Allervertrautesten äußern, aber ich habe

diese so höchst schmerzliche Erfahrung schon öfter gemacht; sie kostet mir so manche geheime Thräne, daß ich gern aus einer Welt ginge, in der man so ungerecht ist, eine Jugendverirrung über den wahren inneren Adel, über den sorgfältigsten sittlichen Wandel nicht zu vergessen. An mir liegt es nicht, denn da wo man gar nichts von mir weiß, kommt man mir überall mit Güte und dem Zeichen der feineren Achtung entgegen, die man bei gutdenkenden und gebildeten Menschen überall voraussetzen darf — dann zieht man Erkundigungen ein und hält sich in geringschätzender Ferne. Dieses verliert sich wieder, wenn man mich genauer beobachtet, bis dahin aber leidet mein weiches Herz auf das empfindlichste. Ich ziehe mich in mich selbst zurück und lebe überall so freudenlos und einsam, weil ich diese feineren Verwundungen meines Ehrgefühls zu ertragen zu schwach bin. Das ist auch hier der Fall, und so bin ich im Grunde immer noch auf ein einziges Haus eingeschränkt, das noch dazu sich zur Erheiterung einer nicht glücklichen Frau wenig eignet, dessen Herr und Frau aber gute gebildete, leutselige Menschen sind, die Theilnahme und Freundschaft für mich haben und frei von der gewöhnlichen Schwäche sind, ihre Achtung nach der äußern Glückslage abzumessen.

Obgleich das Obige nun schon für einen ganzen Brief gelten könnte, so habe ich Dir doch noch sehr viel zu sagen und zwar ist dies von der Art, daß ich hoffe, es wird Euch nach genauer Erwägung erfreuen, wenn es Euch auch vielleicht anfangs ein zweideutiges Gefühl und einen leichten Unwillen gegen mich einflößt. Die Furcht dieses Tadels von Menschen, welche mir so theuer

sind, wie Du und Dein trefflicher Mann hielt mich bisher vom Schreiben ab. Sieh, es hat sich vieles in mir verändert, ich bin ruhiger, stiller, zufriedener als ich lange nicht war. Ich habe soviel Thätigkeit wieder gewonnen, als meine in der That sehr schwache Gesundheit zuläßt. Du ahnst vielleicht schon, was ich nun noch sagen will — daß ich nämlich den Entschluß der gänzlichen Trennung von Hanstein aufgegeben habe. Ich will künftig kein Ziel mehr feststellen, an keine Heirat mehr denken, keine Hoffnung mehr hegen, aber in freundschaftlicher Verbindung will ich mit dem Manne bleiben, für den ich so lange einzig lebte, dessen Liebe zu meinem Dasein unentbehrlich ist.

Seit den zwei unglücklichen Jahren, daß dieser grausame Entschluß mich beschäftigt, hat mich alles geflohen, was den Menschen unabhängig von äußerlicher Glückslage innerlich beglückt. Nirgend Gewinn, überall Verlust und keine Aussicht zu irgend einem Ersatz, denn ein Verlust des Herzens reparirt sich in der Jugend, in meinem Alter ersetzt sich nichts mehr! Wenn es in der That Pflicht gewesen, so hat der Allwissende gesehen, was ich unter dem Ringen nach ihrer Erfüllung gelitten habe. Ihr werdet Euch wundern über diese gänzliche Veränderung, sie vielleicht tadeln und doch bin ich dessen gewiß, daß Ihr mir selbst zugeredet hättet. Ohne Ruh und Rast waren meine traurigen Tage und die Nächte nur durch Thränen bezeichnet. Die R. war einmal in einer meiner schrecklichsten Stunden bey mir; ich erinnere mich, daß ich mit einer sonderbaren Wildheit, die mich oft ergriff, und an die ich mit Schrecken zurückdenke, ohngefähr sagte: Wenn ich mich nur zu betäuben wüßte,

alles, alles halte ich für erlaubt, was meinen Schmerz besänftigt, wenn ich nur meinem Schicksal einmal eine Freude abtrotzen könnte! Die gute Frau antwortete mir, mit einem sehr schmerzvollen Blick: „Nein gewiß, so denken Sie nicht! O was muß ihr unglückliches Herz leiden, daß es Ihnen solche Äußerungen abpreßt!“ Ich ging in mich. Das war das erste mal, daß ich aufmerksam auf die Folgen dieses Schrittes für meine Moralität wurde. Ach, so weit war es mit mir schon gekommen, die weder Natur noch Erziehung fürs Beste bildete, daß mir Alles erlaubt schien! Auch hier Verlust und so großer Verlust für ein Herz, das nur der Wahrheit und Tugend offen war! Doch schien es mir unmöglich einen anderen Weg einzuschlagen, ich suchte Kraft für das letzte Lebewohl, konnte sie nicht finden. Es war als ob ein höllischer Geist mich mit allen inneren Martern verfolgte, meine Augen wurden nicht trocken und eine Todtenangst verzehrte meine Kräfte.

In einer solchen Stimmung kam ein Herr zu mir, den ich sehr schätzte; er war Beamter in der Nähe von Holzminden und ich kannte ihn schon dort. Er ist hierher versetzt und wohnte zufällig die Wintermonate mit mir in einem Hause, weil seine Frau und Kinder erst später kommen konnten. Es war mir in diesem großen fremden Orte eine Art von Stütze, weil er mir so nahe war und er ein sehr achtungswerther Mann ist. Er sah meinen traurigen Zustand und erkundigte sich sehr gütig nach mir; ich gab ihm eine kurze Uebersicht meiner Lage und verhehlte nicht, daß ich jetzt vorzüglich darunter leide den Entschluß zum Lebewohl zu fassen. Er ließ sich Hansteins letzten Brief geben, behauptete, was ich

nur zu sehr fühlte, daß doch viel Liebe darin liege, und der Mann mehr unbegreiflich als unedel scheine; obwohl er zugleich seine Handlungsweise tadeln mußte. Er rieth mir noch einmal recht freundlich, ohne alle Bitterkeit zuschreiben und um Antwort zu bitten, ich könne dann ja noch immer thun, was ich wolle.

Der Rath war Balsam für meine Wunde, ich folgte ihm und ward ruhiger, als ich lange nicht gewesen. Nach einigen Tagen erkundigte er sich wieder nach mir. Mit sehr gütiger Theilnahme frug er mich um die Motive meines Entschlusses, was ich eigentlich damit gewinnen wolle, und ob ich vielleicht an eine andere Verbindung dächte. Die erste Frage beantwortete ich ihm offen und wahr, was die letzte angeht, so weißt Du, wie ich dergleichen beantworte. Er sagte dann mit einem sonderbar gemischten Ausdruck von Theilnahme, Kälte und Ruhe die Worte, die ich nie vergessen werde, und sah mich dabei an, als ob er mein Inneres durchdringen wolle: „Ich glaube mit dem Abbrechen, das ist nichts, Ihr Herz bricht eher, als Sie sich von dem Manne losreißen“. Ich fühlte mit heftigen Zittern die tiefe Wahrheit dieser Worte und sie waren es, die mich auf andere Gedanken brachten. Es ward mir auf einmal klar, daß ich dies Mittel ergreifen und in freundschaftlicher Verbindung mit Hanstein bleiben könne, — ich sah das Hinderniß nicht ein — ein liebevoller Brief Hansteins gab allem noch mehr Gewicht, und ich gab ganz und für immer den Entschluß der gänzlichen Trennung auf, aber auch beinah eben so gänzlich jede andere Aussicht auf Glück mit ihm. O Gott, von welcher Last fühlte ich mich entladen! Es war, als wenn ein böser Geist von

mir gewichen, alle verlorenen Schätze der Heiterkeit und der Ruhe fand ich auf einmal wieder, ich konnte wieder arbeiten und mit Freuden, ich fühlte mich gesund und hätte die ganze Welt beschenken mögen, so glücklich war ich!

Dies war nun freilich ein exaltirter Zustand, der nicht lange dauerte, besonders in Rücksicht der Gesundheit. Denn diese fühle ich leider sehr zerstört, daß ich mich gewiß nie wieder erholen werde; der langjährige Gram hat die Wurzel meines Lebens zerfressen. Ich komme mir gerade vor, wie eine Lampe, die sehr wenig Oel hat und lischt und flammt, je nachdem man sie steckt. Oft liegt mir die ganze Schwäche auf den Nerven; dann bin ich zum Hinsinken welk, matt und entkräftet in einem Grade, wie es sich der nicht vorstellen kann, der sich niemals so gefühlt hat, es kommt mir dann vor, als ob mein letzter Lebensfunke erlöschen wollte. Dann wieder liegt alle Schwäche auf meinem elenden Magen, und dann leide ich noch mehr. Diese mattherzige Uebelkeit, Schwindel, Angst und Durst, die mich quälen wie einen Missethäter, kann ich nicht beschreiben. Nichts in der Welt mag ich, Alles ist mir zu schlecht und zu schwach, Alles vermehrt meinen elenden Zustand. Und doch bedarf ich viel um meine consumirten Kräfte immer etwas zu ersetzen, und doch fühle ich, daß meine Lebensgeister nur auf kurze Zeit gehoben werden können. Im Ganzen ist mir einige Lebensliebe wiedergekehrt, aber eine lebhafte Anhänglichkeit an das Leben werde ich nie wieder empfinden. — Ich habe seit der Zeit viel, und für mein Befinden, sehr viel gearbeitet; es greift mich aber an, wie Alles was ich thue.



.... Hätte ich in Holzminden eine Wohnung wieder erhalten können, so wäre ich schon längst dort, aber ich konnte bis jetzt keine finden. Nun hat mir hier kürzlich irgend etwas die Idee in den Kopf gebracht, doch hier zu bleiben und ich glaube, daß Ihr auch dafür sein werdet. Entschlossen bin ich noch nicht und die Entfernung von Cassel ist allerdings ein großes Hinderniß dabei, indeß wenn Freunde sich nicht einander entschädigen können, so muß man doch das wirklich Bessere vorziehen. Man fängt hier nämlich jetzt an sehr gütig über meine Arbeiten zu urtheilen und sucht mich von mehreren Seiten auf ehrende Art zu ermuntern, mich zum Arbeiten als Erwerb zu entschließen. Da meine Thätigkeit allmählich wiederkehrt, so würde ich gewiß, davon bin ich überzeugt, in Zeit von ein paar Monaten so weit sein, daß ich wöchentlich 4—5 Thaler verdienen könnte, vielleicht in Zukunft noch mehr. Mit zwanzig Thalern kann ich monatlich auskommen und sehe nun doch die Aussicht eines anständigen Unterhalts vor mir, was mir in Holzminden ungewiß ist. Arbeiten wollte ich nun dort auch, aber welchen Unterschied ob an einem großen oder kleinen Orte!

Fest bin ich noch nicht entschlossen aber mehr dafür als dagegen, ich fürchte nur Hanstein zu kränken, er verlangt so sehr nach mir, haßt Braunschweig und glaubt meine reizende Person noch immer von tausend Gefahren umgeben, wo sich mir keine naht. Mein nächster Brief wird die genaue Bestimmung darüber geben, ich bleibe gern hier. Schreibe mir nur bald, du Herzens Tine! ich glaube jetzt bist Du recht zufrieden sowohl mit der Quantität wie Qualität meines Briefes, nicht wahr?

auch sehe ich mit einiger Zufriedenheit, daß es mit den Buchstaben auch ziemlich honett aussieht. . . .

Adieu, meine Liebste, ich küsse Dich und Deine lieben Jungens.

Deine Charlotte.

19.

An die Schwester Christine.

Braunschweig, d. 26. May 1805.

. . . . Jetzt kann ich Dir denn auch sagen, daß ich mich fest entschlossen habe, hier zu bleiben, und zu versuchen ob der Himmel meinen Fleiß segnen will — an mir soll es nicht fehlen, ob aber das Glück mich begünstigen wird, das ist eine andere Frage, vorzüglich da ich meinen stolzen Sinn dahin noch nicht beugen kann, für jedermann zu arbeiten. Ich habe jetzt die erste Stickerei für Geld für einen hiesigen Kaufmann gemacht und in zwölf Tagen zehn Thaler dadurch verdient. Freilich muß man auch dafür arbeiten, und neun bis zehn Stunden täglich am Stickrahmen zu sitzen, ist sauer und angreifend; auch erlaubt mir dies auf die Dauer meine schwache Gesundheit nicht. Man bekommt aber mehr Fertigkeit, und das Vergnügen, daß die Leute mit der Arbeit zufrieden sind, muntert mich auf. . . .

Ich stellte Hanstein alles vor, weil ich wünschte, die Gründe der Vernunft mit seinem Willen zu einen. Setzte auch auf den Rath jenes Freundes, dessen ich im vergangenen Briefe erwähnte, hinzu, daß er seine Lage prüfen möge und erlaube sie ihm, mich für den

anständigen Unterhalt zu entschädigen, dem ich hier entgegen sehe, so wollte ich seinem Willen folgen — wenn aber nicht, so möchte er mir nicht entgegen seyn. Er schrieb mir freimüthig wieder, daß er dies für erst noch nicht könne und willigte ein, das ich noch hier bleiben und den Versuch machen möge; er zweifelt, was ich auch bezweifle, daß ich immer Arbeit haben werde, besonders da er sehr bittet, daß ich nicht öffentlich arbeiten möchte; kann ich dies vermeiden, so soll es geschehen.

Lieber wäre ich nach Holzminden zurückgegangen. Aber nach der Vernunft muß ich hier bleiben. Dort liebt man mich zum Theil und ich konnte dort angenehm leben — hier bin ich isolirt und freudenlos. Wer bekümmert sich an einem so großen Ort um ein einzelnes Frauenzimmer in einer so obscuren Lage? Ich will mich mal an Ewald wenden; er soll hier viel Freunde haben, vielleicht kann er mich in ein oder ein paar Häuser empfehlen, wo mir der Umgang Genuß giebt. . .

Ich bekomme jetzt eine andere recht freundliche Wohnung in einem ganz neuen kleinen, eleganten Hause, etwas klein aber sehr prober und freundlich. Zwei hübsche Stuben neben einander, Kammer und Küche, die ganze zweite Etage; und dafür gebe ich, obgleich alles neu und elegant tapeziert ist, nur dreißig Thaler Miethe; und dazu in einer der lebhaftesten Straßen, worauf man hier einzig sieht; denn es ist keine Gegend der Stadt, welche man schön nennen könnte. Was mir aber mehr als alles werth ist, das sind die guten Wirthsleute, besonders die Frau, an welcher ich künftig einen guten, angenehmen, und gewiß freundschaftlichen Umgang finde. Sie ist mit mir in gleichem Alter, wol nicht von

gleicher Bildung, aber auch nicht grade ungebildet, voll Güte und Feinheit, was ich hoch anschlage.

Adio Du Liebe! Ich habe Dir wieder recht viel geschrieben und dazu recht hübsch!! Schreib mir doch auch so lange Briefe! Was macht denn unser liebes Dortchen und ist sie gesund? Haben sie noch keine Hoffnung aus dem Nest erlöst zu werden? Ich bliebe nicht Pastor, wenn ich meine Schaafe auf einem so undankbaren Fleck weiden sollte. Das wüßte ich wohl! Grüße sie herzlich! Es ist gottlos, daß sie mir nicht schreibt, und es betrübt mich oft recht, daß sie durch Entfernung so kalt wird. Grüße meinen lieben Fritz von seiner treuen Tante. Grüße Deinen guten Mann und behalte mich lieb.

Schreib bald und viel!

20.

An die Schwester Christine!

Braunschweig, d. 23. October 1805.

Meine Abreise kam während der Messe so schnell, daß ich Euch nicht einmal recht mit Besinnung vorher schreiben konnte. Ich bin nicht lange abwesend gewesen, und habe, seitdem ich zurück bin, täglich schreiben wollen, aber es unterblieb aus Furcht vor dem langen Briefe; auch hätte ich längst schreiben müßen meiner Geldangelegenheiten halber. Auch weiß ich, daß Du und Dein lieber Mann mit gütiger Theilnahme einer genauen Nachricht von mir entgegen sehen werdet. Gottlob, daß ich Euch im Ganzen sagen kann, ich hoffe, es wird bald besser mit mir! Noch ist freilich nicht viel zu rühmen,

aber wie viel ist nicht schon bei mir mit der Hoffnung gewonnen. Die Reise hat sehr wohlthätig auf mich gewirkt, ich bin heiter und gestärkt an Leib und Seele zurückgekommen, und eine Hauptquelle meiner wachsenden Beruhigung erwähne ich vielleicht in meinen nächsten Briefe, wenn ich erst gewisser bin.

Wegen eines anständigen Unterhalts hier bin ich für die Folge unbekümmert; in einem halben Jahre bin ich vielleicht schon in der Lage, daß ich nichts mehr zuzusetzen brauche. Sechszehn Gutegroschen kann ich schon täglich verdienen; das ist aber für hier nicht hinlänglich, denn es ist alles sehr theuer und wird es täglich mehr und es ist zu fürchten, daß diese Theuerung immer höher steigt. . . .

21.

An ihren Schwager den Pastor Melm.

d. 16. Decb. 1805.

Schon ein paar Posttage habe ich hingehen lassen, ohne Ihnen, liebster Bruder, den richtigen Empfang Ihrer beiden Briefe mit dem Gelde zu melden, und für Ihre vielen gütigen Bemühungen deshalb meinen herzlichen Dank abzustatten. Wüßten Sie, wie ich abermals leide an der peinlichsten Nervenschwäche und Niedergeschlagenheit des Gemüths, Sie würden bei Ihrer Güte diese Nachlässigkeit gern entschuldigen. Das kleinste Geschäft dünkt mich in einem solchen Zustande unübersteiglich.

Mit Sehnsucht erwartete ich Nachricht über Ihre Frau, enthalten Sie mir dieselbe nicht vor, liebster

Melm, glauben Sie mir, wer mich erfreut, der thut auch ein gutes Werk. Mein welkes Gemüth läßt sich so gern auffrischen, aber es ist nicht so leicht. Denn eine zehrende Melancholie nagt an mir, und gleichgültig und theilnahmslos wird mein ehemals so theilnehmendes Herz — ich meine oft es müße alle Stunden zu einem Nervenfieber kommen. Jetzt, da ich dies schreibe, ist es Nachts drei Uhr, der Schlaf flieht mich diese Nacht wie mehrentheils, obgleich mein matter Körper ihn so sehr bedürfte. Der Ausmarsch der Hessen, von dem ich gestern Gewißheit erhielt, bewegt mich fast noch mehr. Entschuldigen Sie mein schlechtes Schreiben und grüßen meine gute Schwester herzlich. Gott stärke sie! Bis ins Grab Eure treue

Charlotte.

22.

An die Geschwister.

Braunschweig, d. 8. Juni 1806.

Ich habe Euch lange nicht geschrieben und Ihr mir nicht — so lange daß ich an das erste nicht ohne Schmerz und an das letzte nicht ohne Besorgniß und Furcht denken kann. Ihr hättet mir wohl schreiben können, Ihr seid ja glücklich! Daß Ihr es unterlassen, hat mir oft weh gethan, denn es ist mir ein Beweis, daß ich Eurem Herzen nichts mehr bin, ich liebe Euch doch unveränderlich; daß ich nicht schrieb, mag und will ich nicht entschuldigen, irre an mir kann es Euch aber nicht machen, denn in unserm Alter irrt nichts mehr am Menschen, man ist zu reif dazu. Ungewiß

werdet Ihr über die Ursache meines Schweigens nicht gewesen sein, denn ich erinnere mich, daß mein letzter Brief die Stimmung meiner Seele bezeichnete, welche zum schreiben nicht taugt, welche mich beherrscht hat, beherrscht und beherrschen wird, so lange ich lebe — warum Euch oft dadurch betrüben, da ich Euch nichts durch meine Briefe geben kann, und ich mich selbst durch schmerzhaftes Berühren nur mehr angreife. Mein Körper leidet dann bey meiner unglaublichen Reizbarkeit eben so sehr; jetzt grade befinde ich mich aber ziemlich wohl; aber ich bin erst acht Tage krank gewesen. Ich glaubte das Scharlachfriesel zu bekommen, welches hier mit mehreren Krankheiten grassirt. Indessen Unkraut vergeht nicht! Ernsthaft will mich nichts haben.

Das herrliche Frühjahr hat auch auf mich erquickend gewirkt; auch das unglücklichste Gemüth kann sich wohl dem wohlthätigen Einflusse der Güte Gottes nicht ganz verschließen und öffnet die Seele der Vorstellung, daß die Allmacht Gottes wenigstens das Leiden enden kann, was vielleicht außer ihrer Kraft liegt zu ändern.

Ueber mich selbst mag ich Euch eigentlich nichts sagen; es wird zuviel gleich, und das taugt mir nicht. An Braunschweig werde ich mich nie gewöhnen; es ist für Fremde in nur kleiner Lage ein trister Ort. Zwar bekomme ich nach und nach guten, sehr guten Umgang, das fehlt wohl nie, wenn man es ernsthaft will und es abwartet. Indessen ich bleibe todt und freudenlos und fühle meine Rechnung mit dieser Welt geschloßen.

Liegt es an mir oder den Menschen hier, ich habe noch durchaus kein interessantes Weib hier getroffen, nicht eine, die sich durch irgend etwas auszeichnete, am

wenigsten durch eine gewisse Wärme und Innigkeit der Empfindungen. Männer, das ist schon eher; den Umgang mit Männern aber erschweren tausend Rücksichten, und so schließen sich keine innigern Bande der Geselligkeit um mein Herz. Man behandelt mich hier wie eine Frau von viel Verstand und Bildung und ist übernatürlich gerecht gegen meine Finger. Ich glaube doch, daß etwas in mir liegt, das mehr Werth hat als beides. Hätte ich nur ein Wesen, das mein Herz würdigte wie meine selige Vogt, so möchte mich die übrige Welt für eine Gans halten.

In Holzminden möchte ich wieder sein. Dort liebt man mich zum Theil recht herzlich; ich war jetzt wieder in großer Versuchung dorthin zurückzukehren, da meine liebe Wohnung wieder frey ist.

Am Ende habe ich den Gründen der Vernunft nachgegeben und mich entschieden, in diesem freudenlosen Orte zu bleiben. Die Mittel zu einem anständigen Unterhalt sind mir doch hier nicht benommen und es hängt nur von mir und meiner Gefühlsstimmung ab.

Könnte ich nur das Leben einigermaßen wieder lieb kriegen und ekelte mich nicht alles so sehr an, so würde es mir ein Leichtes sein, zu unternehmen was ich wollte, da man viel unverdiente Achtung vor meinen Kenntnissen, von denen ich selbst nichts weiß, hat. Dies rührt mich gar nicht und gewiß liegt nichts in meinem Wesen, was darum sich müht diese Idee zu erregen. Ich bin sehr still, mich ekelt die lose Speise. Entweder aber müssen die Weiber hier noch sehr zurück sein, — denn ihre Unterhaltung ist sehr uninteressant — oder mein Geist reift wirklich mehr, als ich selbst weiß — zum

Grabe. Denn zur Nahrung hat er nichts als Trübsinn. Ich wollte ich könnte einmal auf kurze Zeit bey Euch auf dem Lande sein, meine Lieben, weg aus den engen, stinkenden Mauern. Aber daran ist nicht zu denken! Hin komme ich doch wohl vielleicht einmal mit Herrn Koch, aber wie zurück? Schreibt mir doch recht viel, viel von Euern Kindern, besonders von Fritz; er ist mir noch der vorgezogene. Könnte ich den lieben Jungen, doch einmal acht Tage bei mir haben! Wie groß ist er? Schreibt er schon? Genießt er itzt eine recht feste Gesundheit? Sagt mir recht viel Glückliches von Euch. Darüber vergesse ich es, daß mich das Schicksal so vergessen hat. Sagt mir, daß Ihr mich noch liebt. Das ist das Einzige, was mich in der Welt noch erfreut. . .

Oft bin ich jetzt in Versuchung daran zu denken den kleinen Rest meines Vermögens auf Leibrenten zu geben; aber eigentlich widerstrebt mir der Gedanke ganz und gar, er hat etwas Empörendes für mich, besonders weil ich mir oft so hinfällig vorkomme. Bei einem frühen Tode, den ich erwarte, könnte es mir alle Ruhe im Sterben nehmen. Wenn ich dann aber daran denke, daß das Capital immer mehr zusammenschmelzen könnte, daß doch vielleicht sehr wenig übrig bleibe u. s. w., so stimme ich dafür; ich glaube, daß ein Geschäftsmann 10 Procent gäbe. Ich weiß, wie gütig und uneigennützig Ihr mir rathen werdet, sagt mir einmal, besonders Sie, verehrter Herr Bruder, Ihre Meinung darüber. Gott schütze Euch!

Eure Charlotte.

23.

An die Schwester Christine.

B., d. 9. Aug. 1806.

Deinen Brief mit der Geldsendung habe ich erhalten und danke Dir herzlich dafür. Du glaubst nicht, wie schon der bloße Anblick Deiner lieben Hand mich erfreut; laß mich nicht wieder so lange warten und nach Nachricht, nach einer kleinen Versicherung Deiner Liebe verlangen. Es ist ja alles, was ich fordere und damit, mit einer so kleinen Mühe, sollte der Glückliche nicht so sehr geizen, wenn er den Freudenlosen damit erquicken kann.

Gesetzt ich bliebe auch einmal die Antwort schuldig — irren kann das ja nicht an mir. Schreibe ich nicht, so ist das ein Beweis der höchsten Niedergeschlagenheit. Ich mag Dich nicht betrüben und mich selbst nicht mehr angreifen.

Daß Du Theure so an rheumatischen Schmerzen leidest, ist höchst traurig. Der unglückliche Zug in Eurem Hause. Wenn Du doch bei jeder Erkältung gleich den Schweiß abreiben könntest, wie ich! Das ist das einzige, wo durch ich mein Leben erträglich hinhalte.

Mit mir geht es gerade, indem ich schreibe, ganz gut, obgleich ich in Kurzem viel Unangenehmes, Gram, Verdruß, Schrecken, Angst durch allerlei gehabt habe. Das letzte dadurch vorzüglich, daß ich das Unglück hatte vor etwa zehn Tagen eine Nadel zu verschlucken. . . .

Was Du mir von der Tante von Reelkirchen schreibst, jammert mich tief in der Seele. Ja wohl die arme,

arme Frau! Könnte ich doch gleich bei ihr sein, und ihr ihre letzten Tage erleichtern! Alle Liebe steht lebhaft vor mir, die sie mir erwies, wie mich Niemand aufnehmen wollte. Der Tod wischt Alles aus. O wie beklagenswerth ist ein solches Alter! Der Allmächtige kürze doch zur rechten Zeit meine traurigen Tage und führe mich keinem solchen Alter entgegen! Ich kann Dir nicht sagen, wie Deine Erzählung auf mich gewirkt hat. . . .

Daß Schönfelds endlich aus ihrer Wüste erlöst werden, dafür danke ich Gott . . .

Mein Herz hängt noch immer an Holzminden, dort ist das gedeihliche Clima für mich, auch kommen mir von dort tausend Beweise der herzlichsten Liebe. Noch vor wenigen Tagen bat mich Herr Gerhard wieder zu ihnen zu kommen, er schrieb so freundlich, er, seine Frau und seine Kinder würden mich auf den Händen tragen. Erst seit dem ich hier bin, habe ich so recht eingesehn, wie viel Liebe man dort für mich hat. Bei alledem ist es als ob mich eine unsichtbare Gewalt an diesen freudenlosen Ort fesselte, ich kann nicht fort; es ist als ob eine Stimme vom Himmel mir sagte, daß mein Schicksal hier noch eine andere Wendung bekommen wird. — Und doch bin ich im höchsten Grade ohne Hoffnung, ohne Wünsche. Reime mir nur diese Widersprüche!

Einzelne haben hier auch Güte für mich, aber Güte ist nicht Liebe, sie drückt und verbindet uns, beglücken thut nur die letztere. Mein ausgezeichnetster Gönner hier ist ein Rath Linker, ein gar vortrefflicher Mann, einer von jenen vollendeten, gereiften Characteren, worunter auch Dein lieber Mann gehört. Liebe für Weib

und Kind, Liebe für die ganze Menschheit, Liebe gegen Gott verklärt sein Gesicht. In seinem Hause genieße ich sehr viel Güte und Achtung, aber Freundschaft ist es noch nicht. Seine Frau spricht mich weniger an, doch ist sie sehr gut und gewinnt mit der Zeit; sie würde mich vielleicht liegen lassen, wenn sie ihren herrlichen Mann nicht zu schätzen wüßte, so aber ist sie auch sehr gut zu mir und sie ziehen mich nach und nach in ihren ausgezeichnetsten Umgang, sie laden mich zu den größten Gesellschaften und selbst zu Familien-Essen ein. Die Schwester von Herr Linker, die Justizräthin Alberg, ist ebenfalls eine ausgezeichnete Frau, etwas älter als ich; wahrscheinlich werde ich, wenn ich hier bleiben sollte, in der Folge einen genaueren Umgang mit ihr bekommen. Diese und mehrere andere lernte ich im Hause des Land-Syndicus Ramm kennen, welcher in Bevern Oberamtmann und mir von Holzminden aus sehr bekannt war. Er ist in vieler Hinsicht ein seltener, ausgezeichneter, trefflicher Mann und wäre seine Frau ihm ähnlich, so wäre dies Haus dasjenige, welches ich allen andern vorziehen würde; aber ihr Geist kriegt zu sehr an der Erde wie der seinige in die Höhe strebt, und so ziehe ich mich nach und nach zurück, wir beiden Frauen sind zu sehr verschieden.

. . . . Ich habe Dir doch wohl genug heute vorgeseilt! Nicht wahr? Indessen da Du doch einige Heiterkeit (die aber in einigen Tagen wieder vorbey sein kann) in meinem Briefe findest, so wird er Dir doch Freude machen. Lebe wohl Herzens Tine! Ich grüße und küsse Euch alle mit innigster Liebe.

Deine treue Lotte.

24.

An die Schwester Christine.

Braunschweig, 18. Dec. 1806.

Ich danke Dir tausend mal auf das Herzlichste, Dir meine gute, geliebte Schwester, und Deinem lieben Manne, daß Ihr mich aus der ärgsten Verlegenheit gerissen habt. Der Himmel hilft ja wohl ferner. Wenn Ihr nicht jenes Geld für mich bekommt, so weiß ich Euch noch nicht wieder zu bezahlen, und das würde mich zu jeder anderen Zeit mehr drücken, jetzt aber — es lastet ein so ungeheurer Kummer, ein so zerstörender Schmerz auf meinem unglückseligen Herzen, das ich todt für alles andere bin. — Ich fühle den Tod in mein Herz gesenkt, und wenn die Allmacht Gottes nicht eine ganz unerwartete Wendung giebt — so ist der Punkt da, wo mein Elend meine Kräfte übersteigt —. Ich fürchte nichts mehr, auch den Schmerz des Todes nicht, der mich sonst schreckte, ich nehme an nichts mehr Theil. — Bete für mich, meine theuere Schwester! Gott ist ja nichts unmöglich, seine ewige Güte hat ja wohl noch Mittel und Wege, wenn mein Auge sie gleich nicht sieht. Noch vor drei Tagen schien es mir der Allmacht Gottes unmöglich mir Trost zu geben — der Allgütige wird dem Uebermaß meines Schmerzes verzeihen, ich hoffe jetzt wieder auf seine Hilfe und kommt sie nicht, so gebe ich ihm kindlich mein Herz zurück, dessen Last schwerer ist als seine Kräfte.

Ich kann Dir die Ursache meines unaussprechlichen Jammers nicht sagen — es ist zuviel, ich mag es dem Papier nicht anvertrauen, und Du kannst mich in der

Ferne nicht trösten. Hoffe noch für mich! Sey auch ruhig meinetwegen, und vertraue fest, ich trage bis meine Kräfte erliegen und der Schmerz stärker ist als ich. — Aber jetzt muß eine Aenderung vorgehen.

Ich bin noch nicht krank; das ist ein Wunder. Mein Kopf brennt fürchterlich und meine Glieder. Ich habe oft eine unaussprechliche Beängstigung. — O wie schwer giebt sich mein eiserner Körper, so schwach er auch ist.

Leb wohl Du Liebe! Beruhige Dich meinetwegen Vielleicht ist es in einigen Tagen schon besser.

Deine treue Lotte.

25.

An den Schwager Pfarrer Melm.

Braunschweig, 15. Januar 1807.

.... Ich befand mich beim Empfange Ihres Briefs übel, wollte Ihren brüderlichen Vorschlag [1]), gegen den mich, — so viel, so sehr viel er besonders für mein Herz für sich hat — etwas abwehrt, was ich nicht ganz zu erklären weiß, erst genauer überlegen; darüber gingen einige Tage hin, und ich wurde ernstlich krank. Ich dachte es würde endlich zu etwas Entscheidendem kommen und das Schmerzliche eines so verlassenen Liebesleeren Todes, als er mir hier zu Theil werden wird, ausgenommen, muß einer Geängsteten sehr wohl bey der Aussicht auf Ruhe sein. Ich brauche keinen Arzt —

---

[1]) Offenbar hatte Melm Charlotten aufgefordert zu ihm zu kommen.

Aerzte bedürfen nur die, denen das Leben lieb ist, — und weiß also nicht genau, was mir fehlte. Es ließ sich wie ein Nervenfieber an — ich lebe noch und kann seit einigen Tagen wieder auf sein. Und so halte ich es für Pflicht Ihnen gleich zu schreiben. Auch werden Sie beide durch meinen letzten Brief bekümmert sein. In der That habe ich des Schmerzes seit der letzten Zeit so viel erfahren, daß es unbegreiflich scheint, wie mein sehr zerrütteter Körper das aushält. Ach es ist grausam, es ist schrecklich — jammern würde ich Euch, besonders Dich meine gute Schwester. Aber ich habe nicht die Kraft Euch das zu erzählen. Wunderbar hat Gottes erbarmende Vatergüte mich wieder gestärkt und meine Hand von meinem Leben abgezogen. Ich warte jetzt auf seine Hilfe. Zwar begreife ich in meiner . . . . [1]) Ohnmacht nicht, wie selbst die Allmacht Gottes dies unglückselige Herz der Freude wieder zu öffnen vermag, aber ich glaube — und der das Innere sieht, weiß wie der Glaube im höchsten Schmerze nicht sinkt — meine Kräfte sind erschöpft. Ich habe meinem Schmerze Nichts entgegen zu setzen und harre einzig auf die Hilfe des Herrn und — wird er mich nicht eher trösten, wird er mich durch den Tod erfreuen!

Jetzt, meine theuern gütigen Geschwister, bin ich an Leib und Seele zu schwach und krank, um an eine Ortsveränderung und die damit verbundenen Arrangements denken zu können. Es muß und wird ja anders werden. Ich kann Euch für jetzt nur herzlich für Eure Liebe danken. Möchte Euch doch dieser einfache

---

[1]) Ein unleserlich gewordenes Wort fehlt.

Ausdruck alle meine erkenntlichen Empfindungen ausdrücken.

So wie es jetzt mit mir ist, kann es nicht bleiben. Aber glaubt, Gottes Güte und Allmacht wird es wenden. Das hoffe ich nicht, das weiß ich gewiß.

Ich kann nicht weiter schreiben. Verwechselt nicht die bittere Wirkung langer heftiger Schmerzen mit kaltem engherzigen Egoismus. So Antheillos bin ich, daß mich nichts interessirt, auch kann ich seit geraumer Zeit nichts mehr arbeiten. Wofür noch arbeiten?

Gott schütze Euch, Ihr Lieben, Theuern! Ich wünsche wohl, daß Ihr mir bald wieder schreibt, und ich dächte Ihr solltet das thun. Eure Briefe geben mir eine Empfindung, die wenn gleich nicht freudig, doch wohlthätig ist für

Eure treue Schwester Charlotte.

26.

An die Schwester Christine.

Braunschweig, aus dem Frühjahr 1807.

.... Ich fühlte mich so ohnmächtig und niedergeschlagen, daß ich glaubte vergehen zu müssen. Mein Herz verlangte nach einem Trostwort Gottes; ich schlage auf ohne zu wählen und mein Blick fällt auf Jesaias 43. Getroffen von dem sich öfter wiederholenden: „Fürchte Dich nicht“ sinke ich ohnmächtig in die Knie, und als ich wieder meiner selbst bewußt war, fühlte ich mich himmlisch gestärkt.

Ich wartete nun der Hilfe meines Gottes, eines sprechenden Beweises, daß dies kein Zufall sei. Indessen

war ich eine tödtlich Kranke, das Warten auf Hülfe konnte mich nicht vom Schmerz befreien. Ich erzählte dies einem gebildeten Manne, der Theil an meinen Leiden und meiner Melancholie nimmt und zuweilen zu mir kommt, dessen Umgang ich liebe, weil er Geist, Redlichkeit und Talente besitzt. Er lächelte mitleidig über den frommen Aberglauben meines schwachen Verstandes und ließ etwas von Zufall fallen. Ich bat ihn davon zu schweigen, doch fiel der Zunder in die kranke Seele, und die grausame Wage des Schmerzes sank bis an die Grenze des Grabes. Ich rufe im bittern Schmerz: O, wenn es Zufall war, mein Gott, so ende ohne Verzug mein Elend! Mechanisch faßt meine Hand Gellerts Oden, mein Wille hatte keinen Theil, die Blätter fallen aus einander, ohne daß ich die Absicht habe zu lesen, die herrliche Ode „Trost eines schwermüthigen Christen", die ich schon als Kind bewundert, schlägt auf und mein Auge haftet auf dem Verse:

„Fahr fort zu lieben und zu wachen,
Gott ist auch mächtig in dem Schwachen
Ist Güte für und für.
Laß Dich an seiner Gnade genügen
Sein Wort ist wahr und kann nicht lügen.
Ich stärke Dich, ich helfe Dir."

Sagt, meine geliebten Geschwister, was müßte das für ein Mensch seyn, auf den das alles nicht wirkte?

Daß mir Hülfe werden würde, daß irgend etwas Außerordentliches mir Gewißheit darüber geben, oder der Tod mich erfreuen würde, dessen war ich nun gewiß. Einmal des Abends im Bette lese ich abermals die trostvollen Blätter mit einem unnennbaren Gefühl von Demuth und Ergebung, als mir plötzlich und ungesucht

der Gedanke an die Lotterie kommt. Immer hatte ich gegen Lotterien einen Widerwillen und ich schlafe darüber ein. Den andern Abend bin ich bei dem Compagnon meines Wirthes, wo ich wohl Abends hingehe, Herrn Leidhoff, ein schätzbarer Mann, auf den ich viel halte und der mein redlicher Freund ist.

Diese beiden haben zum Nebengeschäft eine Collecte der hiesigen großen Lotterie. Auf einmal kommt mir der Gedanke wieder, ich erkundige mich und höre daß die sechste Classe noch ungezogen sey; — ich fordere ein Loos, Herr Leidloff fragt erstaunt: „Ein ganzes? Fünf Classen sind schon gezogen, es kostet dreißig Thaler" setzte er noch hinzu. Die Empfindung des Glaubens erneuert sich, ich nehme ein ganzes Loos.

Meine Seele bleibt still gebeugt vor Schmerz, ich hoffe nicht, das setzt Wünsche voraus, aber ich wartete. Ich war nicht im Geringsten unruhig während der Ziehung, weil ich nichts wünschte. Die großen Nummern waren heraus, meine Nummer nicht, ich dachte nicht mehr daran. „Wird mich mein Gott nicht eher trösten, wird er mich durch den Tod erfreuen." Dies klang beständig in meiner Seele.

Der gute Leidloff kommt gestern Mittag zu mir, ich denke an keine Lotterie; er giebt vor, eins seiner Kinder zu vermissen, die bei mir waren. Sorglich, daß vielleicht mein schwacher Körper eine sehr lebhafte Freude, wie er glaubte nicht aushielte, brachte er mir auf die vorsichtigste Art die Nachricht, daß ich zwei Tausend Thaler gewonnen!

Laßt mich Euch nichts mehr sagen! Nachdem was ich Euch heute und schon früher vertraute, könnt Ihr, meine Lieben, meine Gefühle ermessen. O mein Gott,



wie bin ich verändert, wie ist mein Geist gehoben, wie mein Herz erquickt! . . .

27.

An die Schwester Christine.

Braunschweig, 14. Dec. 1807.

(Fragment.)

Der Inhalt meines heutigen Briefes wird Euch, meine theuren Geschwister, sehr erfreulich und rührend sein, insofern er in dem genauesten Zusammenhang mit meinen letzten Briefen steht. Wenigstens meine ich, daß dieselben in demselben Geist geschrieben waren.

Merkwürdig, sehr merkwürdig wenigstens für jeden religiösen Menschen möchte das sein, was ich zu erzählen habe, der Gang meiner Empfindungen, alles was auf mein Herz wirkte u. s. w., wenn ich es so darzulegen vermöchte, wie das Auge des Allwissenden es sieht.

Daß ich unter der Last meines herzbrechenden Kummers, den Ihr nicht kennt, nicht erlegen, war — ich glaube, ich sagte Euch das schon — eine höhere Einwirkung, durch welche ich wunderbar gestärkt und die Hand von meinem Leben, im eigentlichsten Sinne, abgezogen ward.

Durchdrungen von den sanftesten Empfindungen eines unnennbaren Dankes, mit vollem Herzen, sollt Ihr noch Etwas davon hören.

Noch auffallender als jenes Mal, von dem ich Euch schrieb, noch auffallender wurde ich in dem Augenblick der schmerzlichsten Verzweiflung, durch meine himmlische Trösterin, die Bibel, durch Jesajas 41, V. 10 und das folgende getroffen. Der Tod war in meiner Seele be-

schlossen, vor Gottes Augen beschlossen und mein Inneres sagte mir nicht auf die leiseste Art, daß das Unrecht sey. Unter Gebet und Todesschmerz im Herzen fühlte ich, daß ich jetzt sterben dürfte. Mehr als die menschliche Natur, wenigstens die meinige, zu tragen vermag, war mir aufgelegt, und mein himmlischer Freund sah, daß unter kindlicher Unterwerfung, fern von allem Murren, dies unglückselige Herz brechen mußte. Nicht das leiseste Gefühl sagte mir, daß mein Entschluß gegen seinen Willen sey. Ich wünschte einige Kraft zu finden zu einigen nöthigen Anordnungen. Die Art meines Todes war gewählt und ich durfte hoffen, daß es vielleicht ganz unbekannt blieb und diese Todes Art nicht sehr schmerzhaft für mich sein würde. So fiel auf jene Stelle mein Auge — Schmerz, Schwäche, Erschütterung brachten mich in einen Ohnmacht ähnlichen Zustand, das Buch entfiel meinen Händen und schlug zu. Besorgt daß ich diese trostvolle Stelle nicht wieder fände, greife ich hastig zu, und mein Auge trifft abermals wie aufgeschlagen[1]). —

28.

An die Schwester Christine.

Braunschweig, 21. Januar 1808.

.... Ich bin so gesund, wie ich in vielen Jahren nicht war, kleine Beschwerden habe ich wohl, trage sie aber gern und geduldig, hoffte ich doch kaum wieder eine erträgliche Gesundheit. Ich und alle die mich hier lieben, preisen dies als selige Folge meiner schönen Reise

[1]) Der Rest des Briefes ist nicht mehr vorhanden.

nach Cassel und Holzminden. Durch die schmerzliche Reizbarkeit meiner Nerven leide ich jetzt selten, weil mich die Ruhe meiner Seele und auch meine Lage vor Verdruß und Gemüthsbewegung schützt. Ohne alle Wünsche, das kann ich in Wahrheit sagen, erfüllt himmlische Ruhe mein Herz. Diese Ruhe soll, hoffe ich, nichts wieder zerstören, wenn auch die trübe Zukunft, welche für den größten Theil Europas in Bezug auf Verwandte, Freunde, Bekannte und Fremde in ängstlichem Scheine dämmert, sehr wehmüthig machen muß. Hier ist man seit Kurzen in sehr trauriger Erwartung. Die ganze Dienerschaft (des Herzogs) sieht sich als ein großes Opfer, aus dem sich nur einzelne Glieder retten werden.

Lebt recht wohl Ihr Theuren! Wären wir doch nicht so entfernt und könnten uns doch erreichen! Ich küsse Euch und unsere theuren Kinder. Eure treue Schwester

Lotte.

29.

An die Schwester Christine.

Braunschweig, 10. März 1808.

Meine theuerste Schwester!

Mein Schweigen wäre gar nicht zu entschuldigen, wenn nicht ungewöhnliche Verhinderungen es veranlaßt hätten, die wohl noch viel mehr entschuldigten. — Davon nachher! Ihren lieben Brief, liebster Bruder, erhielt ich in einer zwar besorgten, aber doch glücklichen Stimmung. Die ersehnte Nachricht von der Herzens Tine erfüllte mich mit Freude und neuer Dankbarkeit gegen Gott.

Auch daß Ihr endlich ein Mädchen und ich ein Pathchen bekommen, vermehrte meine Freude. Daß Ihr mich nicht vorbeygegangen, das war Euch gerathen! Es würde mir wehe gethan haben. — Ich hoffe Ihr habt die dabei vorfallenden Ausgaben für mich gütig ausgelegt und anständig (nicht knapp und knauserig) entrichtet. Ich bin so völlig unbekannt mit dem Gevatterstehn, daß ich mich darauf nicht einmal ohngefähr besinnen kann. Ueberdies hängt das ja auch von dem Locale ab. Sollten die Personen, denen von Gott und Rechtswegen von den Gevattern das ihrige gebührt, dies noch nicht haben, so bitte ich, daß Ihr die Güte haben wollt, doch alles anständig für mich zu berichtigen. Ich denke, ich habe bei dem Bruder noch etwas gut; sonst laßt es mich wissen, so will ich es gleich entrichten. . . .

den 14. März.

Soweit hatte ich geschrieben und aus Furcht vor dem übrigen, was ich zu schreiben habe, blieb das Blatt wieder liegen und kam nicht zur Post. Und nun erhalte ich Deinen lieben, lieben Brief, meine geliebte, beste Schwester! Mein einmal wieder so theilnahmsloses Herz hat einen innigen Genuß daran gehabt, wenn ich gleich wehmüthiger es empfand, daß ich so fern von Dir bin. Du bist so ganz Du selbst in Deinen Briefen, daß ich immer meine, ich sähe und hörte Dich und Dein ganzes liebenswürdiges Wesen, das liebende, verständige Weib, das bey der höchsten Liebe für Mann und Kinder doch nicht so engherzig ist, um für niemand weiter ein Wort der Liebe übrig zu haben. Deine Bemerkungen und Besorgnisse wegen des Sichfremdwerdens sind sehr

richtig, und sie sind allerdings ein Grund, warum man sich fremder wird. Denn man hat im reiferen Alter nur insoweit Genuß als man verstanden wird, und sein Inneres geben und entwickeln kann wie es ist. So fern von einander hat man ganz verschiedenes Interesse, verschiedenen Umgang und so auch mehrentheils einen verschiedenen Ideengang und Ansichten. Ein ungewöhnliches Schicksal, wie das meinige, giebt nun vollends über manches ganz eigene Ansichten. Bei weniger Liebe im Herzen würde mein Schicksal gewiß großen Menschenhaß erzeugen. Der Stoff meines Herzens ist aber Liebe, und so hasse ich die Menschen nicht. Aber ich achte die große Masse wenig mehr, und gehe unbekümmert um ihren Tadel oder Beifall den Weg, den mir mein Gefühl zeigt. Dabei ist aber mein Urtheil so weich und nachsichtig geworden, daß es leicht erscheinen kann, wenigstens dem gewöhnlichen Menschen, als misbillige oder verwerfe ich manches Unmoralische nicht. Diese Bemerkung ist mir nun bei meinem Bewußtsein im Ganzen gleichgültig; denn diese Nachsicht ist nur die Quelle von Beruhigung und das Resultat meiner Menschenkenntniß. Von Euch aber könnte es mir weh thun und Misverständnisse herbeiführen, deren Einfluß ich unter Fremden entgehe bei Euch sehr für mich fürchte. . . . Ich denke manchmal daran, woher wir drei Schwestern die ungewöhnliche Richtung bekommen haben, jede verschieden und doch verwandt im inneren Sinne? Du bist unter uns allen die einzige Glückliche, — sonst sollte man auf die Idee kommen, unsere geistige und moralische Richtung wäre verschroben, obgleich die meinige mein Wesen früher reift zum abfallen.

Die Stelle Deines Briefes, wo Du Deine Lebensliebe äußerst, hat mich unaussprechlich gerührt. Ach könnte ich Dir doch meine Jahre zulegen, meine sehr geliebte Schwester! Ich kann mir keine Vorstellung mehr davon machen, wie dem zu Muthe ist, der mit so süßen Banden an das Leben gefesselt ist. Fiele doch ein Funke dieser Lebenskraft in meine Seele! Du kannst nicht glauben, wie es die Kräfte verzehrt, wenn man so krank an Lebenssattheit ist.

Daß ich noch etwas Wichtiges, etwas Herzzerreißendes zu sagen habe, das ahnst Du längst, siehst mich um den Brei herumgehen, weil ich mich fürchte vor der schrecklichen Berührung — Du wirst es nicht fassen — Hanstein hat sich mit einer Anderen verheirathen können!!

den 15. März.

Ich hoffe heute etwas ruhiger und stärker zu sein; doch will ich, da Du in der einen Zeile genug erfahren nichts weiter erzählen. Ihr werdet mit Erbarmen fühlen, wie meine Ruhe aufs Neue erschüttert ist. Ich war auf diesen Schlag nie gefaßt, nie hätte ich dies einen Augenblick für möglich gehalten, mein Leben hätte ich darauf gesetzt, daß das nie geschehen könnte. Nie hatte ich etwas Aehnliches gefühlt als bei dieser Nachricht, ich glaubte wirklich, es sey die letzte Stunde meines Lebens, mein Gefühl, der Zustand meiner Seele waren entsetzlich! Noch immer kann ich nur gezwungen Theil an etwas nehmen, ich fühle mich so todt, so abgestorben, aber nichts desto weniger hoffe ich fest wieder auf Ruhe; denn ich fühle mit tiefem Schmerz, daß ich noch leben soll. Ach, ich klage nicht, mit keinem Wort, aber ich

fühle tödlichen Schmerz! — Ich trage ihn dahin, wo ich so oft schon Trost fand — noch empfinde ich nur Stunden lang die Einwirkungen dieses Trostes und auch die nur darin, daß mein unglückliches Herz den Besänftigungen der Resignation sich öffnet. Aber auch in meinen besten Stunden reicht die Lebenssattheit nicht, so sehr ich auch nach Gehorsam strebe die Bürde zu tragen. Es scheint mir ganz unmöglich, je an etwas wieder Freude zu finden; ach ich fühle es zu tief, zu stark, daß ich ein halbes Menschenalter mit seinen Ansprüchen und Freuden geopfert habe, um nur zu betrauern, daß ein edler Mann — Du weißt er war es — sich selbst überlebt hat. Das ist mein Schmerz, nicht daß ich ihn verloren habe, obgleich ich jetzt glaube, daß ich tief im Herzen, mir selbst unbewußt, die Hoffnung genährt habe, er werde einst als mein Freund mit erhöhter Achtung zurückkehren. — Wäre dies nicht, so könnte mein Schmerz nicht so anhaltend und lebhaft sein.

Wenn mich nur nicht alles an ihn erinnerte! Wenn ich nur vergessen könnte! Daß der Mann für immer und ganz für mich verloren ist, der mir und dem ich so ganz und so lange angehörte, — daß nun eine ewige Scheidewand zwischen uns steht, daß sein Schicksal mir fremd sein soll — wir einander zwey fremde Wesen, die, wie ich wähnte, für die Ewigkeit verbunden! Ach solche und ähnliche Ideen und Gefühle erfüllen mein Inneres, und dann ist es mir oft, als wenn ich den Verstand verlieren sollte. Ich hoffe es nicht, o Gott, und fühle es doch so entsetzlich!

Schließe nur nicht aus meinen Aeußerungen, als ob ich meinen Schmerz festhielte, o nein! ich kämpfe

dagegen wie kein Mensch; keine Klage über mein Schicksal ist in meiner Seele, nur ein tödlicher Schmerz im Herzen, aber ich hoffe, Gott wird Trost hinein gießen, denn ich fühle, daß er Erbarmen mit mir hat und mit mir zufrieden ist, und darauf gründet sich meine Hoffnung. Liebe tröstet mich wohl, aber ich fühle doch überall, daß ich in Braunschweig bin, wo mir alles so kalt und nördlich erscheint. Hart war es für mich, daß mein bester Freund hier, dem ich allein mein ganzes Innere zeigen möchte, ein trefflicher Mann, den ich liebe und verehre, grade in den Tagen, wo ich seinen Trost bedürfte, von hier versetzt wurde — So bin ich denn arm, sehr arm! Ich kann nicht nachlesen, was ich schrieb. Verbessere selbst das Undeutliche!

Daß der treue redliche Bähr[1]) durchaus nicht mehr bei seinem Herrn bleiben wollte, nicht wahr, das ist doch rührend? Könnte ich doch dem Guten für diese Treue danken und sie ihm lohnen!

Adio Ihr Theuren.

Eure L.

30.

An den Pfarrer Melm.

Braunschweig, d. 13. Aug. 1808.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief. Möchte er mir nur von unsrer lieben Tine bessere Nachricht gebracht haben! Könnte sie doch einmal das Nenndorfer Bad brauchen. Die Kosten wendetet Ihr gewiß gern

[1]) Wahrscheinlich der Bediente Hansteins.

an, wenn es nur Haushalt und Umstände erlaubten. Gott stärke Euch, meine Lieben! Mit mir ist es so so. Ich will nichts Näheres berühren; einmal werde ich dadurch gleich hingerissen, angegriffen und traurig, anderntheils wird mein heutiger Brief eine Frucht der Eile und der Zerstörung. Ich dachte einmal durch Herrn K. recht viel zu schreiben und Euch meine Lieben, so weit sich das thun ließ, einmal wieder ganz mit meiner Lage zu befreunden. Da ist mir aber ein ganz unerwarteter Besuch von der Frau Bürgermeister Schottelins aus Holzminden, einer meiner genauesten, liebsten Freundinnen dazwischen gekommen, welche mit einem ihrer Kinder von 7 Jahren seit zwölf Tagen hier ist und bis Ende anderer Woche bleiben wird. Das macht in einem kleinen Haushalt ohne Mädchen natürlich etwas Last und Weitläuftigkeit, da ich immer, und vorigen Herbst besonders, dort ganz erstaunlich viel Liebe und Aufmerksamkeit genossen habe. Nun kommt das Laufen, Ausgehen und Einkaufen dazwischen, und das bringt eine Unruhe hervor, welche so sehr von meiner gewohnten Stille verschieden ist, daß ich nicht ordentlich zusammenhängend schreiben kann, das siehst Du meine liebe Tine, gewiß ein.

Sie haben Recht, lieber Melm, daß ich sehr lange nicht schrieb, und Ihr sehr natürlich nach Chapons Antrag [1]) eine nähere Nachricht von mir erwartet. Diese

---

[1]) Dieser Herr, ein Hamburger Kaufmann und Verwandter von Charlotte, hatte Charlotte eine Stelle als Gesellschafterin in seinem Hause angetragen. Da der Mann aber mit seiner Frau in Unfrieden lebte, wie an Charlotte von dem später genannten Herr Märtens mitgetheilt war, so schrieb ihm Charlotte ab.

Antwort wollte ich bestimmt geben, und das war die Ursache meines Verschiebens; jeden Posttag glaubte ich schreiben zu können, immer blieb es unentschieden. Die Sache ist zu einer kleinen Begebenheit geworden, wie Manches in meinem Leben das wird, was bey andern ein unbedeutender Zufall bleibt. Euch die Sache zu erzählen habe ich nicht Zeit; ich schicke deshalb Euch hier die kleine Korrespondenz. Wenn Ihr einmal einen Abend Zeit dazu habt, so amusirt Euch mit dem Lesen. — Wollte Gott Chapon hätte mir das süße Gefühl gelassen, ihn mit seiner Frau vergnügt zu wissen. Denn ich kann sagen, die Nachricht von der Aussöhnung mit ihr, hat mir eine der reinsten Freuden meines Lebens gegeben.

Damals als ich von Herrn Märtens diese Antwort bekam, entschloß ich mich auf die beständigen freundlichen Zureden von Rießens, Volmers und Duysings wieder nach Cassel zu ziehen, um so mehr, da die Volmer wünschte, ich möchte mit ihr und einer Französin an einer Schule, welche beide haben, Theil nehmen, diese oder auch eine Pension ganz nach meiner Meinung einrichten.

Von hier muß ich fort, wenn es mit mir dauern soll; Braunschweig ist und bleibt für mich ein freudenloser Ort, und Cassel ist mir im vorigen Jahre wieder so lieb geworden; Sie, lieber Melm, waren Zeuge, wie man mir dort begegnete. Genug, ich entschloß mich, obgleich die steigende Theuerung, vorzüglich die ungeheuren Miethen, wieder schreckten. Aber ich habe hier gar keinen Lebensgenuß, weder Lust, noch Liebe zum Leben, noch zur Thätigkeit. Genug, ich entschloß mich

dazu und muß auch seit Johanni schon eine Wohnung bezahlen. Denk nur, in das ehemalige Thorbeck'sche Haus komme ich zu wohnen.

Ich wäre schon dort, aber es ist etwas dazwischen gekommen was den Umzug aufgeschoben hat. Ich bin willens, sobald die Schottelius weg ist, mich zu rüsten; mir ist es aber so sonderbar, als käme ich nicht hin, obgleich schon die Kisten zu meiner Reise parat stehen und ich mich auf Cassel freue. . . .

Nehmt fürlieb mit diesem Wirrwar, Ihr Theuern! Ehe Ihr mir antwortet, müßt Ihr jetzt einen Brief von mir erwarten, der Euch sagt wohin. Behaltet mich lieb! Ich bin von ganzem Herzen die Eurige.

Charlotte.

31.

An die Schwester Christine.

Cassel, d. 7. März 1813.

Ja, meine liebste Schwester, mit unaussprechlicher Liebe und Sehnsucht habe auch ich Deiner an Deinem Geburtstag gedacht. O Gott, konntest Du wissen, was ich empfand, als ich Deinen Brief empfing, wie ich die geliebten Schriftzüge von Dir endlich mal wieder sah! Könntest Du nur einen Blick in mein Herz thun, wie würdest Du Dich überzeugen, daß weder Zeit noch Raum Einfluß darauf hat, daß ich Dich liebe, wie ich Dich lieben werde bis ins Grab — und ich hoffe fest, daß nach dieser kleinen Entfernung, die noch zwischen uns herrscht, wir uns wieder ganz nahe sein werden.

Es ist sehr unrecht von mir, daß ich nicht schrieb; glaube nur Beste, daß ich dies fühle. Allein es war Folge von meinem Schicksal, möchte ich sagen, das nie mich auf glücklichen, aber immer auf ungewöhnlichen Wegen führte. Mein Leben ist so reich an Ereignissen, alles wird für mich bedeutend und von Einfluß — alles wird in meinem Leben zu Schmerz — daß man wirklich mit mir leben muß, wenn man mit mir befremdet bleiben soll. Ich weiß nie, wo ich anfangen soll, und das ist's, was die Correspondenz hindert. Was soll ich Dir nun von mir sagen? Ich bin wohl glücklich? Oder das Gegentheil? Beides wäre Wahrheit und Unwahrheit zugleich.

Dein letzter Brief war so herzzerreißend, daß ich weiter zu fragen, weiter mich zu unterrichten fürchtete. Nichts, gar Nichts in meiner Ohnmacht und Beschränkung für Dich thun zu können, ist für ein Herz wie das meinige, das gern Alles für seine Geliebten thäte, entsetzlich. Erlaubte mein Körper zu Dir zu kommen, Theil an Deinem Wohl und Wehe, an Sorgen und Lasten zu nehmen, so wäre ich bey Dir. Aber das Leben hat mich zu mürbe gemacht. Das Einzige, was mich erhält, ist so still, so ruhig, so einförmig, so bequem zu leben, wie ich mich einmal eingerichtet habe. Oder erlaubte mir nur meine Lage soviel, die Erziehung (der Kinder) mit Euch zu theilen, abwechselnd Eure Kinder bey mir zu haben, ich weiß mir vertrautet Ihr sie gern an. Siehe, das hat mir oft schmerzliche Thränen gekostet, so gar Nichts für Euch thun zu können, so gar nicht Euch meine Liebe bethätigen zu können. Immer dachte ich, es würde besser werden. Aber es ist alles Täuschung

in dieser Welt. Nur die Liebe nicht, die in uns wohnt. Das ist unser himmlisches Erbe[1]). . . .

Wohl habe ich durch die Zeit gelitten wie nur Einer und nehme noch überall meinen Antheil an Schmerz und Freude. Es war wohl Zufall und theils lag es auch in den Verhältnissen, daß ich viel in militärischen Verbindungen lebte, aber bei welcher Familie wäre das jetzt nicht? Doch habe ich auch wunderbares Glück gehabt darin, daß alle meine liebsten Freunde gerettet und unversehrt geblieben sind.

Einen der Theuersten von allen, meinen zweyjährigen Hausgenossen, ein Herr v. M., jetzt Major im 8. Regiment, hatte ich die unaussprechliche Freude wieder zuerst bei mir zu pflegen. Er war einer der ersten Zurückkommenden, und da sein jüngerer Bruder wieder seit Kurzem bey mir wohnte, hatte er nur dessen Wohnung erfragt und brachte ihn der glücklichste Zufall wieder in seine alte Behaglichkeit. Ganz unerwartet kam er Nachts angefahren, er hatte noch in keinem Bette wieder geschlafen. O Gott, welche Freude für mich, ihn zu pflegen! Einer meiner Freunde, der liebste von allen, von dem die beikommenden Blätter mehr sagen, Chef eines eigenen Re-

[1]) Im Folgenden sucht Ch. die Schwester wegen ihrer Gesundheit zu trösten und giebt ihr allerlei Mittel an. Auch wegen eines Zerwürfnisses mit der Schwester redet sie ihr zu und weist sie auf ihr Glück mit ihrem Mann und den Kindern hin, das auch ihre Klagen wegen allerlei Entbehrungen im täglichen Leben verstummen lassen müsse. (Siehe den Brief S. 171.) Sie schildert dann ihre näheren Freunde. Wir lassen diese Schilderungen weg, da sie die Mehrzahl unserer Leser nicht interessiren können, weil die betreffenden Personen nicht interessant genug sind und sie ins Leben von Charlotte nicht weiter eingegriffen haben.

giments, wurde auf ungewisse Nachricht hin todt gesagt; wie habe ich ihn betrauert! Er lebt aber hoffentlich noch, ist wenigstens nicht bei Riga geblieben.

Einer meiner vorzüglichsten Lieblinge, Herr v. St., Lieutenant bei den Jägern, ein schöner liebenswürdiger Mann, ist auch erhalten und wohnt nun wieder bei mir. Er und der jüngere M. sind Freunde, zwischen beiden und mir ist das schönste Verhältniß, wie zwischen Mutter und Söhnen. Der eine ist achtzehn und der andere zweiundzwanzig Jahre alt. Es sind zwey schöne Blüthen, an deren Entfaltung sich das trübste Gemüth erheitern könnte. Sie trügen mich mal auf den Händen in den Himmel, wenn es möglich wäre.

Das Vollmersche Haus ist sehr unglücklich, zwey Söhne und zwey Schwiegersöhne im Kriege! Der älteste der letzteren ist gestern Abend zurückgekommen, — aber wenn das Unglück eine Familie treffen soll! so sind ihm auf der Reise die Pferde flüchtig geworden, er ist geschleift und dabei das Bein schwer verrenkt. Der zweyte Karl v. N., ich erwähnte ihn wohl schon, weil er ein allgemeiner Liebling war, ist auf die traurigste Art blessirt und auf der Flucht verloren gegangen, gewiß auf die elendeste Art, vor Hunger und Frost mit so vielen Tausenden umgekommen. Von zwey Vollmer, beide Capitaine, herrliche, allgemein geliebte junge Leute, ist der ältere gefangen, der jüngere, blessirt, befand sich ebenfalls unter den fliehenden Franzosen. Ueber die unglückliche Brücke der Beresina ist der liebe Junge noch gekommen, sein Schwager und ein Freund hatten ihn wechselweise auf der Schulter getragen, während der andere mit gezogenem Säbel vorausgegangen, um Platz

zu machen. In Wilna sey er noch gesehen, aber seitdem vermißt; freilich hoffen wir noch. Meine Freunde Herr und Frau v. Struve, denen ich gleich alles berichtete, bemühen sich auf das Thätigste, um über Leben und Zustand der beiden Vermißten Nachricht einzuziehen. Meine edle Freundin schreibt mir zuletzt vom 24. Februar: „Ich eile, Ihnen zu sagen, daß mein Mann bereits zweymal nach Petersburg geschrieben, um über Ihre Freunde Nachricht einzuziehen. Er hat einem dortigen Banquier 300 Rubel zur Verfügung gestellt, um diese jungen Männer einem möglichen Mangel oder einer Verlegenheit zu entreißen. Möchten wir nur im Stande sein, Ihnen bald tröstliche Nachricht mitzutheilen. Ach mit Freuden wird Struve alles aufbieten, um Ihnen, meine Liebe, und zugleich der würdigen Vollmerschen Familie dadurch seine Achtung, Freundschaft und Theilnahme zu beweisen".

Ich danke Dir für die Theilnahme, womit Du meiner in Bezug auf den Verlust dieser Familie (der Struveschen) gedacht. Ich habe bei dieser Trennung sehr gelitten, sie erfolgte Anfang Juli. Erst war meine Freundin mit ihren Kindern in Braunschweig, — der reiche Sierstorpff ist ihr Onkel — ihr Mann in Petersburg, jetzt leben beide vereint in Altona. Er ist ein geistvoller Diplomat, der gewiß dort seine Bestimmung hat und wahrscheinlich bald Gesandter wird. Der Kaiser zeichnete ihn durch den St. Annen-Orden aus. —

Ich sage nicht: Vergebt Ihr Lieben, daß ich Euch von meinen Freunden und Verhältnissen so viel erzähle! Nein, ich weiß, nachdem Ihr so lange alle Nachricht von mir entbehrt habt, ist es Euch ein Genuß Euch einen

ganzen Abend mit mir zu beschäftigen. Da sollt Ihr nun nicht nur einen Brief haben, sondern Ihr sollt einmal wieder mit mir und Allem, was mich angeht, befreundet werden. Denn Geist, Herz und Sinn spricht sich ja in unsern Verhältnissen weniger aus, als in der Art, wie sie entstanden sind. Was in uns liegt, wird, ich hoffe es, ewig in uns bleiben, die Zeit kann uns reifen, nicht entadeln; Schmerz, Unglück, Liebe können uns bilden und erziehen, aber sie bilden am Gemeinen, wenn die Natur nicht Edeles in uns legte. Mit dem reinsten Anlagen zum Glück geboren, wurde ich nie Erdenglücks theilhaftig, wurde alles bei mir zu Schmerz, was sich auch zu Glück anließ. — Dennoch wurde mir mancher hohe Genuß, den der sogenannte Glückliche nicht kennt. Mein Leben so einfach es ist — seit den 13. November bin ich einmal ausgegangen — variirt beständig, und ist keine acht Tage gleich. —

Welchen Eindruck Dein vorjähriger Brief auf mich gemacht, davon kann ich Dir den Beweis geben, indem ich Dir die Blätter, welche ich damals schrieb, so alt sie sind, mitschicke. Lies sie und lies sie jetzt erst! Ich will dann ergänzen und die Blätter zusammenlegen, welche Du auch haben sollst.

Cassel, d. 7. Februar 1812.

Dein Brief, meine theure, innig geliebte Schwester hat in mir die widersprechendsten Gefühle erregt; zuerst das süße Gefühl der Freude einmal nach so langer Zeit etwas wieder von Dir unvergeslich, unnennbar Theuren! zu erfahren. Allemal wenn ich Briefe von Euch erhalte, fühle ich tief wie selig und süß die Bande der Natur

sind. Ein Brief von Dir ruft mir dann auf's lebhafteste zurück was wir uns immer waren, von der Zeit, wie Du mir Dein kleines Händchen in's Bette reichtest und Schutz bei der ältern Schwester suchtest, bis zu jener Zeit, wie Du mir treu, liebevoll, schützend, in einer der schmerzlichsten Perioden meines Lebens zur Seite standest. Ach glaube, daß sich das mit Feuer in mein Herz gegraben hat. — Alles dahin! Nur die Erinnerung, die dann nur auch so viel Bitteres hat — Alles dahin! Auch der Wahn, daß Du glücklich seiest!! — Wie hat Dein Brief mich erschüttert, mein ganzes Herz zerrissen! O, meine arme, theure Schwester, könnte ich doch bey Dir sein! Gewis, es würde mir glücken Dich auf die gute Seite Deines Schicksals aufmerksam zu machen. Warum kann ich nicht gleich bey Dir seyn, warum Dich nicht umarmen an meine — ach nie erkaltende Brust drücken! Aber da ich es nicht kann, würde ich es mir niemals verzeihen, nicht wenigstens den Versuch zu machen, ob ich nicht auch schriftlich dazu beitragen kann, daß Du Dich zusammen nimmst, daß Dein verständiges Herz es einsieht, daß es nicht Deiner werth ist, Dich von den elenden Sorgen des Lebens so drücken, und zerdrücken zu lassen, daß Deine Gesundheit ganz zerstört, und Du nun alles dessen Dich und die Deinigen beraubst, was Kraft zum tragen dessen giebt, was Tausende viel härter empfinden als Du, die nicht des Himmels höchste Güter: Glück des Herzens und der Liebe, besitzen.

Oder — solltest Du diese Güter verloren haben? — Ist Dein sonst so guter, edler Mann verändert, liebt er Dich, Du ihn nicht mehr? Wohnt Frieden

nicht mehr unter Euch, der sonst Euer Haus zum Himmel machte? Zeigen Deine Kinder böse Anlagen? Mit Schrecken denke ich das — dann, ja dann will ich mit Dir weinen. Aber mir ist's doch, als sei das unmöglich! Melm hat einen zu schönen Fond, als daß ich fürchten dürfte, daß er wie andre Männer, nur in der Jugend sollte gut gewesen sein. Besitzest Du aber noch, was Dir vor tausend Frauen wurde, dann meine gute arme Schwester kann ich Deinen Kleinmuth nur allein mit Deinen körperlichen Leiden entschuldigen, ach Gott! die ich nur gar zu gut kenne. Und doch kenne ich keine nervösen Zahnschmerzen. Aber ach — die grausamen, an Wahnsinn grenzenden Kopfschmerzen, die sind freilich allein genug in einer Lage, wie der Deinigen, wo keine Ruhe, keine Stille, die einzigen Erleichterungsmittel, möglich sind — allen Muth niederzuschlagen.

O meine theuere Schwester, wie leidet mein Herz mit Dir, und wo fange ich an, um Dir wieder Muth einzuflößen! Der einzige Wunsch auf Deine Gemüthsstimmung zu wirken, ach der Wunsch, daß Dir wieder wohler werde, bestimmt mich — gegen meine Grundsätze, durchaus dagegen, Dich mit mir und meiner ganzen Lage bekannt zu machen. Vielleicht findest Du Muth, wenn Du mein Leben, meine Schicksale, bey meiner tiefen Fühlbarkeit, bey meinem Sinn für das reinste Lebensglück, — wenn Du die gänzlich verfehlte Bestimmung Deiner Schwester, mit Ruhe überblickst — vielleicht findest Du da Kraft die elenden Lebenssorgen auf Den zu werfen, der so leicht sorgen kann und dem ja doch allein die Zukunft gehört. Wem die Natur so viele Schätze in's Herz legte als uns, der kann freilich



die Disharmonie der äußern Lage mit diesem innern Reichthum sehr schmerzlich finden; aber er ist doch reicher als Tausende, die im Ueberfluß schwelgen — und hast Du noch die Güter, in deren Besitz ich Dich neidenswerth finde — ach gutes Weib, dann finde Dich doch leichter in manche Entbehrungen und verkümmere Dich und den Deinigen nicht, was Euch Gott gab! Wer entbehrt in unsern Zeiten nicht! Das sind wahrlich sehr wenige! Ich kenne unzählige Familien die Vermögen, Amt und Brot verloren haben und — Gott hilft auf andre Art. Es ist unmöglich, daß Ihr so entbehren müßt. Die Colonial-Artikel sind für uns daran gewöhnte, kränkelnde Menschen unentbehrlich — für Dich und Deinen Mann mögen sie leicht da sein; gesunde, nicht verzogene Kinder kennen nur natürliche Bedürfnisse und sind außer Freiheit, gesunder Luft und Liebe, glücklich und froh mit Brod, Milch, Gemüs und Früchten, die Euch doch zuwachsen. — Die Erziehung der Kinder kostet mehr, aber bey den meisten Menschen fügt Gott das, und man merkt nicht wie. Es ist weder zum Glück noch zum Wohl der Menschheit nöthig, daß alle studieren, Ihr seid nicht ohne Ressourcen. Und haben denn die Kinder wohlhabender Eltern gerade ausgezeichnetes Glück? Denk an uns — was ist noch von dem ziemlich bedeutenden Vermögen unsrer Eltern übrig und wer von uns ist nicht gedrückt? — Ach alles liegt an der Zeit und am Glück! — Ich habe, seit ich hier bin, bey mir im Hause junge Edelleute aus dem Mecklenburgischen gehabt. Den theuern Hausmiethen danke ich eine Art von Familienleben, indem ich immer eine Stube und Kammer wieder vermiethe; dieser Umstand

hat viele Freuden und Leiden für mich herbeigeführt, die ich beide ohne das nicht gehabt hätte). Diese Familie v. X. hatte sich vor nicht langer Zeit mit einem bedeutendem Vermögen, für 70,000 Thlr. im Mecklenburgischen angekauft. Der gestörte Handel, der Krieg, Plünderung, Verheerung durch das Blüchersche Corps, — 200 Mann Cavallerie Einquartierung mehrere Monate, — kurz alles, was die Zeitereignisse herbei führen, reduzirte diese edle Familie, die aus Vater, Mutter, fünf Söhnen und drei Töchtern bestand, zuletzt dahin, daß es einen Bankrott gab und nichts, gar nichts übrig blieb. Der Vater erlag unter dem Druck der Sorgen und starb vor einem Jahr, vier Söhne ergriffen das Militär und machten schnell ihr Glück. Der älteste ein höchst liebenswürdiger, ein seltner junger Mann, (er wohnte zwei Jahre in meinem Haus) ist 25 Jahre alt und ist Oberstlieutenant und jetzt in Danzig; der zweite, ach der blieb vor Girona in Spanien, der dritte, 22 Jahre, hatte Oekonomie gewählt, war geblendet durch das frühe Glück seiner Brüder, kam vor 2 1/2 Jahr hier an wurde gemeiner Soldat, wie jeder so anfangen muß. Seit einem halben Jahr ist er Capitän — der vierte 16 Jahr, ist bei seinem ältern Bruder Lieutenant, — eine Schwester ist Braut. Die Brüder haben sich alle selbst equipirt und haben übrig für ihre jüngern Geschwister. — Siehe da! meine gute Schwester, wie Gott sorgt! Diese edlen jungen Leute haben nichts zu ihrem Fortkommen als eine vortreffliche Erziehung und Familienliebe, und sie sind bedeutende geehrte Männer und werden es immer mehr. Sey nicht so ungläubig, Du gute Schwester! Bedenke, daß eine edle verständige Mutter der größte Schatz ist

die Kinder besitzen können; sie wirkt auf mehrere Generationen, sie ist ein Segen der Menschheit — sie wirkt mehr als die Väter, besonders auf Söhne. Nimm Dich zusammen, sey eines solchen Mannes, solcher Kinder werth! Denke auf Mittel, die zuerst Dein bekümmertes Gemüth beruhigen, ach nichts wirkt dem Nervenleiden mehr entgegen als Seelenruhe. — Sowie die Seele Stille bekommt, so stellt sich der Körper her; wer weiß es besser als ich? Sey es Dein fester Wille das Gesetz des Evangeliums zu besorgen: Sorget nicht für den andren Morgen. — Erst seit ich die Zukunft, die so ungewis ist und nie so kommt, wie wir denken, Dem überlassen habe, der so leicht sorgen kann, erst seitdem kenne ich Ruhe und ich möchte dies Jedem zum ersten und heiligsten Gesetz machen. Denke auf Mittel Dir Erleichterung der häuslichen Last, Verminderung der Unruhe, Dir Erholung zu verschaffen, es koste auch erst was es wolle; es ist das wirksamste Mittel für nervöse Leiden, wenn das Gemüth erst beruhigt ist. Versage Dir nicht was Dein schwacher Körper nicht entbehren kann, als etwas Wein und Kaffee, vereinfache die Bedürfnisse Deiner Kinder, laß Dir um Gotteswillen die Hauslast nicht so über dem Kopf zusammenfallen, daß Du Dir die Stunden der geselligen Familienfreuden nehmen läßt, wo Du als verständige Mutter und liebevolle Frau des Lebens Dich freuest. Ach wäre ich selbst doch nicht so schwach, vermöchte ich Unruhe zu ertragen und könnte ich Dir zur Seite stehen, mein Muth, mein fester und starker Wille würde Dich mit beleben. — Du weißt doch, wofür Du Dich erhältst, Du hast so süße Bande ans Leben. Ich habe nur meine eigne Achtung

und die meiner Freunde — das Leben ist so schaal, so gehaltlos für mich und dennoch übe ich das Gesetz eines Willens und kann mich ehren darin. Wer weiß, entwickeln sich nicht vielleicht noch neue Kräfte in mir — wer kennt alle Wege, die uns ans Ziel führen? Genau meine Lage, mein Inneres und Aeußeres kennen sehr wenige und sehr geprüfte und verschwiegene Menschen. Die Ueberzeugung, die zum festesten Grundsatz bey mir geworden ist, man muß seine ökonomische Lage für sich behalten — brach nur das Gefühl des nahen Todes, das ich über ein halbes Jahr mit mir trug. Es frommt zu nichts, wenn wir mit unsrer beschränkten Lage jeden vertraut machen. Man hört uns in dem Augenblick mit Theilnahme an, die nächste Stunde will man uns gouverniren, wenn man sich nicht gar heraus nimmt uns geringschätzig zu behandeln. Ich habe dies Zutrauen zu Jedermann an Dir und Dortchen immer sehr getadelt. Mein Grundsatz ist: Aendre was in Deinen Kräften steht, trage was Du nicht ändern kannst, entbehre still, würdige Dich nicht durch Klagen herab, thue nicht groß, kaufe nicht, was Du nicht bezahlen kannst, laß niemanden in Deinen Geldbeutel sehen — so behält man wenigstens immer Credit, der oft so viel und mehr ist als Geld. Meine Lage ist so sehr beschränkt. Das ahnest Du wohl, Du Gute, obgleich ich Dir nie klagte. Wozu? Du kannst mir nicht helfen, ich finde es unedel Dir Jammer zu machen. Wenn ich Dir nichts erfreuendes sagen kann, so ist's besser zu schweigen. Glaube deshalb nicht, daß ich darbe, o nein! Wenngleich meine äußere Lage schlecht zu meinem innern Reichthum paßt, so komme ich mir dennoch oft so reich vor wie Crösus,

und noch habe ich immer nach meinem Charakter leben können. Das nächste halbe Jahr wird sehr entscheidend für mich sein — ich habe meinen Freunden versprochen alles zu thun, um mich zu erhalten, und ich halte Wort! Ich schlage jeden Weg ein, den mir mein Verstand zeigt — ob Gott meine Versuche segnen wird das bleibe ihm überlassen. Ihr sollt wenigstens Charakter in mir ehren.

Ich habe auf mancherlei Art und so bedeutend an meinen kleinen Vermögen verloren, daß mir fast nichts mehr übrig ist. Das konnte ich lange voraussehen, that es auch in der größten Ruhe. Diese Ruhe ist Himmelsgabe. Die Kraft aber, die ich jetzt übe, mit einem zerstörten Körper, mit einer Ausdauer und Beharrlichkeit mich in's Arbeiten zu werfen, darin darf ich mich ehren, sie ist Tugend, vielleicht mehr als so manches an mir erkannte Gute. Denn in meinen Herzen ach, da wohnt freilich jetzt wieder eine genußlose Ruhe, aber — keine Freude kennt das arme Herz — etwas unnennbar Verödetes, Verwittertes in meiner Brust überzeugt mich mehr als alles, es muß noch ein besseres Leben geben.

Einen genauern Ueberblick über alles, was mich angeht, giebt Dir ein Brief an Merle, den Du kennst, den ich vorigen Sommer schrieb und mir nachher wieder zurück erbeten habe. Es ist vorbei, also kannst Du ihn mit sehr gemäßigter Empfindung lesen.

32.

An die Schwester Christine.

Cassel, d. 9. März 1813.

Unvollendet blieb ein Brief[1]) an Dich, Du Liebe, liegen. Aus welchen Ursachen erinnere ich mich nicht genau mehr. Fand ich Bedenklichkeit, Dich mit gänzlicher Bekanntschaft meiner Lage zu bekümmern? Oder hielt mich an Leib oder Seele ein leidender Zustand von der Fortsetzung ab? Oder hoffte ich Dir erst zugleich etwas Bestimmteres sagen zu können? Wahrscheinlich das letzte. Du erinnerst Dich noch wohl, daß ich nicht lange vorher als ich Dir zuletzt schrieb, von einer unvergeßlichen Krankheit genesen war, welche durch mancherlei Seelenleiden herbei geführt wurde, worüber Dir diese Blätter Aufschluß geben. Du erkennst darin, daß sich der Gedanke mein Leben zu enden sehr ruhig, besonnen und fest in mir gebildet hatte, eigentlich weil mir die Mittel zum Leben fehlten, und ich müde und lebenssatt mich nicht in eine abhängige oder erniedrigende Lage werfen konnte noch wollte. Man hatte dies in mir geahnet und erkannt, auch hatte ich aus meinen Ansichten nie ängstlich ein Geheimniß gemacht. Merle, den Du kennst, der aber damals schon in Karlshafen wohnte, und der älteste M. hatten sich, wie ich aus einem Briefe des ersteren an den letzteren erkannte, ihre Besorgnisse darüber mitgetheilt. Die Art, wie diese zwei sich sorgend um mich mühten, rührte mich tief und ver-

[1]) Es ist der vorhergehende Brief vom 7. Februar 1812 gemeint, der die Beilagen zum Theil schon enthalten sollte.

mochte mich zu diesem Brief, den ich mir zurück erbeten. Der Inhalt wird Dich überraschen, aber nicht ohne lebhaftes Interesse wirst Du dem sonderbaren Gange meines Schicksals folgen.

Jetzt lies die Blätter so, wie sie folgen.

An Herrn Merle in Karlshafen.

Cassel, d. 5. Juni 1811.

Schon vorige Woche wollte ich Ihnen schreiben, mein theurer, brüderlicher Freund, aber ich war zu sehr bewegt, zu tief gerührt durch ihre einzige Freundschaft. Ohne Sie weiter zu spannen will ich Ihnen nur gleich sagen, daß ich Ihren Brief an M., der mir Eure gemeinschaftliche Sorge um mich zeigt, gelesen habe. Eine leise Ahnung sagte mir, daß Ihr Brief Unangenehmes enthalten könnte, so that ich etwas, was nicht in meiner Art ist, ich aber bey Ihnen nicht zu entschuldigen brauche. Gottlob! daß ich es that. Gottlob! werden auch Sie sagen, wenn Sie hören, daß der herrliche junge Mann jetzt eine so schwere Last von Schmerz und Kummer trägt und daß, wenn Sie sie kannten, ihm so wenig als ich, noch einen Strohhalm auferlegen möchten. Daß Sie seinen Schmerz ehren ohne ihn zu kennen, weiß ich; ich kenne Ihr Herz. Ob ich mit ihm leide, fragen Sie mich nicht. Er trägt edel wie ein Mann und bleibt sich, hoffe ich, gleich in allen Lagen des Lebens.

Nie hat mich etwas, was mich selbst betrifft, so bewegt als Ihr Brief. Dankbarkeit, Wehmuth, Schmerz, Trauer und Liebe füllen wechselweise meine Seele und

erregen die heftigsten Zerrüttungen und Kämpfe in mir. Sie wissen, wie mein schwacher Körper so leicht von meinen Gefühlen zerstört wird. Vermöchte ich doch eine so seltene Liebe so zu belohnen, wie sie es verdiente! Könnten Sie sehen, was in mir vorging, wenigstens wären Sie dann überzeugt, daß ich Dankbarkeit kenne. Mit tausend Plänen habe ich seit Empfang Ihres Briefes gewechselt. — O mein theurer Freund, Sie haben sehr recht, es sind nicht die Lebens-Mittel, die mir fehlen. — Lebens-Sinn, Lebens-Reiz, Lebens-Kraft fehlt mir!

Wo finde ich doch Ausdruck für meine Gefühle! meine Brust ist zum zerspringen voll. Wie werde ich dies Chaos von Ideen und Empfindungen einigermaßen ordnen, um das herauszuheben, was ich Ihnen eigentlich sagen will. Da ich Sie nicht lohnen kann, wie ich es eigentlich wünschte, so lohne Sie wenigstens, Sie einziger Freund, mein unbegrenztes Vertrauen. Sehen Sie denn ganz in mein Herz, damit Sie mich verstehen! Es war mein fester Wille, dies unglückliche Herz sollte still brechen, ohne daß jemand in seine Tiefen geblickt hätte. Ihnen aber schließe ich mein Inneres auf, doch bitte ich Sie, da Sie immer so viel Schonung für mich hatten, wenigstens nicht mündlich über das, was ich Ihnen sagen will, mit mir zu reden Jede solche Unterredung reducirt mich und den Ueberrest meiner Kräfte gewaltsam, — ich leide dann unsäglich, und das vermeide ich gern.

d. 9. Juni 1811.

Ich wurde unterbrochen und kann überhaupt nicht mehr so anhaltend schreiben, ich fühle mich gleich so sehr

erschöpft — auch fürchte ich die Ausführung meines Vorsatzes.

Ungemein schmerzt es mich, daß die Vorstellung mich zu verlieren wie ein finsteres Phantom sich störend in Ihre Lebensfreuden einschleicht. Noch einmal, guter Merle, könnte ich Sie doch mit dem Leben lohnen! Aber urtheilen sie selbst.

Um Ihnen durchaus verständlich zu werden, muß ich einige Jahre zurückgreifen. Nach jener grausamen Periode, wo mich die Vorsehung gütig und wunderbar, so schien es meinem kindlich gläubigem Herzen, wieder in das Leben rief, erfüllte jenes himmliche Vertrauen, das Sie so oft in mir erkannt haben, meine ganze Seele. Ein Kind der ewigen Erbarmung und Liebe erschien ich mir und warf mich mit unendlichem Glauben dieser ewig segnenden Liebe in die Arme, ohne Wunsch, ohne Hoffnungen.

Frey von allen irdischen Sorgen war es mein fester Wille dem Leben, das ich verloren, noch einigen Genuß abzugewinnen, mir jeden Genuß zu erlauben, der mein Herz und meinen Geist erfreuen und unterhalten konnte. Daß dieser Vorsatz Alles ausschloß, was den Frieden des Gewissens und mehr noch diesen mich beseligenden Verein mit dem Allerheiligsten stören konnte, darf ich nicht hinzusetzen. Das hat Jeder, der reinen Sinn hat, in meinem einfachen Leben sehen können, wenn er wollte. Bis dahin hatte ich, seitdem ich mein Vaterhaus verließ, nur drückende Entsagung alles dessen, was das Leben froh macht und Einschränkung gekannt. Der Rest meines kleinen Vermögens gestattete mir ferner kein anderes Leben, und selbst für das beschränkteste,

wollte ich mein eigner Herr bleiben — was mir allein zusagt — mußte ich noch anhaltend arbeiten. Arbeiten aber für ein Leben ohne Werth — ich lebte aus Gehorsam, aber ohne Lebensliebe — dies ging nicht mehr. Also lebte ich, seitdem es mir geglückt war, die irdischen Sorgen auf den zu werfen, der so leicht sorgen kann, wenn Sie wollen, auf Rechnung meines himmlischen Vaters. Gott konnte mich, wenn es Sein Wille war, auf tausend Wegen erhalten, wenn nicht, so endete Er. Wie ein Fels stand diese Ueberzeugung in meiner Seele. Als eine vernünftige Frau konnte ich indeß meine Rechnung schließen, mußte mich aber auf eine gewisse Kraft des Charakters stützen können; sonst wurde ich ein Raub der Verzweiflung. Beides haben Sie immer an mir bemerken können. Ich hatte auf ein paar Jahre länger gerechnet; theils habe ich ja sehr viel verloren, was ich zu erhalten hoffte, theils habe ich mit meinem kleinen Vermögen unglaublich viel gethan. Ich begreife es fast nicht, wie es noch so lange gereicht hat.

„Gott ändert oder endet, wenn es Zeit ist". Blieb wie ein Fels in meiner Seele. Er that das letzte, und Sie, mein herzlicher Freund, bemerken sehr richtig, daß ich das letzte mit einer Art Freude ergreife und festhalte und recht zufrieden jetzt bin, daß meine Rechnung um ein paar Jahre jetzt abgekürzt ist. Was ich jetzt mit derselben Ruhe jetzt nahe sehe, sah ich lange in der Ferne und zog meine Freuden um so sorgfältiger zusammen. Gern hätte ich meine theuern Geschwister noch einmal gesehen. Aber meine Schwäche ist zu groß, und es möchte auch meinen Gleichmuth stören — die Bande der Natur sind süß und heilig —, so erwarte ich sie

dort. Der ganze Unterschied ist der: was ich sonst oft leicht, scherzend berührte, sehe ich nahe in einer gewissen ernsthaften Würde. Ich bin zufrieden mit meinen letzten Jahren. Mancher hohe und reine Genuß lag darin! Gewiß rechne ich vorzüglich darunter die Freude an Euch jungen Leuten, ein sehr seltener Genuß für eine Frau im reifen Alter. Gott lohne und beglücke Euch für alle Freuden, die Ihr mir gabt, die es mich oft ganz vergessen ließen, daß ich eigentlich die Bestimmung des Weibes verfehlt hatte. Gott stärke Euch auf dem Wege des Guten, ach, den wir Menschen so leicht verfehlen und verlieren! So schwach ich bin, so fühle ich dennoch, mein Körper könnte genesen, vermöchte es die Seele und vereinten sich die Umstände. Ich habe seit Lesung Ihres rührenden Briefes mit allerley Plänen gewechselt. Keiner bringt Lebensreiz. Fürchten Sie keinen gewaltsamen Schritt — nein, mein Freund! Alles was ich mir erlauben werde, — alles gründet sich bei uns Menschen auf Gefühl und Ueberzeugung, — alles was ich mir erlauben werde, ist: meiner Schwäche etwas nachzuhelfen. Dies ist mein Wille, wenn ich ganz fertig bin. Noch bin ich das nicht. Ein sehr schweres Geschäft, meine Papiere durchzusehen, zu ordnen und die noch fehlenden Jahre meiner Vergangenheit an die schon aufgezeichneten zu reihen und dann das Ganze zu meiner Rechtfertigung nach meinem Tode zu deponiren — das habe ich noch vor mir. Es ist angreifend für mich. Da ich genug habe zu allen nöthigen Ausgaben, so kann ich dies sauere Geschäft so thun, daß ich nicht so sehr erschöpft dadurch werde. Ich werde dann mein Haus selbst bestellen, da ich sehe, daß Ihnen die letzten Dienstleistungen so schreck-

lich sind — ich hatte das auf eine Aeußerung von Ihnen falsch geschlossen. — Was ich nicht kann, leistet mir Karl Gerhard gern.

Ich habe Ihnen hier gesucht, das was tief in meiner Seele als Entschluß langsam gereift und nie durch Unruhe, durch das Gefühl einer Versündigung, durch Störung meines Glaubens oder meiner frommen Ergebung gewankt hat, einfach, ruhig und ohne Pathos darzulegen, damit Ihr weiches Herz weniger dadurch angegriffen werde. Lassen Sie uns, mein edler, gefühlvoller Freund, einmal die Sache von der hellen Seite ansehen! Sie wissen, das ist so in meinem Gange. Was ist das Aufheben über ein Menschenleben, wo Tausende in Masse fallen! Ich muß und will Ihnen zugeben, ich könnte mit diesem Geist und diesem Herzen vielleicht noch nützen. Ach, Merle, ich habe den schönen, den tröstlichen Glauben, daß ich fortdauere. Der, der mein Herz so schuf, der mich so rauhe Wege führte, der wird mir gewiß künftig einen Wirkungskreis anweisen, worin ich mich mehr veredlen kann. Was ich hier nach meinen Anlagen werden konnte, das bin ich. Wenig genug freilich, aber nach Geist und Herz habe ich meine Reife erlangt. Bisher bin ich mir treu geblieben, ich habe meinen inneren Werth so ziemlich gerettet. Bin ich gewiß, daß ich nicht auch noch davon einbüße, wenn ich das täglich sehe? Schon ists mir, als wenn ich seit einiger Zeit kälter würde, als ob ich nicht mehr Alles mit der himmlischen Liebe anfaßte. Laß mich dies Herz, diese Liebe retten für eine andere Welt! Es ist und war mein einziger beneideter Reichthum. Und dann, guter Merle, mit welchen Empfindungen flehe ich Sie an, trauern Sie nicht so

schmerzlich über meinen Verlust! Sie werden Ihre Friederike haben; beglücken Sie das edle, verständige Mädchen, das ist mein Vermächtniß! Beglücken Sie sich, werden Sie immer mehr für die Menschheit, und Sie werden immer im Innern wachsen! Ehren Sie in dem Allen mein Andenken! Dann lebe ich bei Euch fort. Ich wollte immer das Gute und habe es auch nach meinen geringen Kräften und meiner beschränkten Lage redlich geübt, und werde es üben, bis zum letzten Hauch meines Leben. — Was ich Ihnen bis hierher sagte, war Ihnen nicht neu. Sie ahneten oder bemerkten es stückweise. Geordneter nur und im Zusammenhange übersehen Sie nun hier, wie sich mein Inneres gestaltete seit den letzten Jahren. Was ich Ihnen nun ferner sagen will, wollte ich mit ins Grab nehmen. Aus Dankbarkeit für eine Liebe und Anhänglichkeit ohne Gleichen, breche ich meinen Entschluß. — Die endliche Ruhe meines Herzens, war die schwer errungene Frucht der Resignation. Mit einer unendlichen Anstrengung vermied ich alle Erinnerungen an ein verlorenes Paradies. Sie haben manchmal die Folgen gesehen, wenn ich den Erinnerungen nicht ausweichen konnte. Die Theilnahme an allem Guten, den lebendigen Sinn für Alles, was die Menschheit interessirt, stellte ich meiner oft noch brennenden Sehnsucht nach Liebe entgegen. So lernte ich mich nach und nach an allgemeiner Liebe, die mich ja so innig umgab, nicht nur genügen, sondern mich wahrhaft beglückt dadurch fühlen. Eins der wohlthätigsten Mittel mich von mir abzuziehen, war die Theilnahme, die Freude an der Entwicklung meiner edlen Hausgenossen, deren Werth ich früh erkannte und genau und richtig, wie die

Folgezeit lehrte, unterschied. Ich hatte mein weiches und liebendes Herz endlich dahin gebracht, daß es alles liebte und alles entbehren konnte. Für eine ganze Welt war Raum in meiner Brust. Ich zog mein Gefühl nicht mehr auf einen Gegenstand zusammen. Ich war unnennbar glücklich, himmlische Liebe und himmlischer Frieden erfüllten mich. Aber ich war an Nichts attachirt, ohne Schmerz könnte ich jede Stunde Alles verlassen. Die Nichtigkeit aller Dinge schwebte mir unablässig vor, ohne mich jedoch zu betrüben; ich war unbeschreiblich geliebt von Euch allen, ich wirkte auf Euch alle, ich liebte Euch alle, und — konnte Euch alle entbehren. Mein Inneres entfaltete sich nur allein meinem gütigen Gott. Da bekamen meine Gedanken Klarheit, meine Entschlüsse Stärke. Ach, da wurde dies unnennbare Sehnen nach Etwas, was diese Welt nicht hat, was außer den Grenzen des Irdischen liegt, verstanden.

Ist es einem so innigen Gemüth als dem meinigen ein Bedürfniß ein Wesen mehr als andere zu lieben? Vielleicht. Mein frommes Herz hing an nichts Irdischem fest. Einen gewissen Vorzug hatte übrigens in jener Zeit doch wohl X. Aber es war die reinste Freude an der ferneren Entwicklung seines Charakters. In der Folge wurde er ja auf mehrere Art mein Schützling. Wie belohnt er mich! Keine Erwartung täuschte. Mehr als Bruder ist er mir, und vielleicht mehr als Sohn. Mein Herz vereint treue, liebevolle Muttersorge mit schwesterlicher Zärtlichkeit für ihn. Sagen Sie es dem Guten, wenn ich nicht mehr bin, noch oft, wie fest mein Glauben auf ihn sey, wie viel ich noch der Menschheit und dem Staate in ihm versprochen, wie er mir die süßesten Freuden am Guten gegeben habe. —

So sah es in meinem Herzen aus, wie P. (leßmann)[1]) ins Haus kam.

Mir ists jetzt, als wenn ein böser Geist wie bei Hiob die Erlaubniß bekommen habe, mein krankes Herz

[1]) Da Merle Näheres über Pleßmann wußte, hatte Charlotte 1811 nicht nöthig ihm dessen Leben zu erzählen. Als sie 1813 ihren Geschwistern den ursprünglich an Merle geschickten Brief sendete, fügte sie Nachfolgendes bei: „Oberstlieutenant Pleßmann kam Mitte December 1809 mit dem ersten Transport schwer Blessirter und Verstümmelter aus Spanien zurück; er selbst schwer blessirt durch Brust und Lunge bei dem Sturm auf Girona, der so vielen das Leben gekostet. Herr v. X., der mit ihm in holländischen Diensten gestanden und damals grade auf Commando in Marburg war, empfahl seinen leidenden Freund meiner Sorgfalt, und bat mich, demselben sein Logis einzuräumen. Das ganze weibliche Gefühl wurde durch den ergreifenden Anblick dieser traurigen Figur angesprochen; ach, wer hätte diese unglücklichen Ueberreste nicht gern gepflegt?

Pleßmann, ein ungewöhnlich großer Mann, trat bei mir ein, bleich, abgezehrt und sehr leidend, aber mit einem stolzen, militairischen Anstand. Ich war so tief bewegt, daß ich alles aufbieten mußte, um meine Bewegung nicht zu verrathen. Außer einigen Generalen, die er kannte, war er hier ganz fremd, wollte nur wenige Tage bleiben und dann in Magdeburg seine Genesung abwarten, woran ich nicht recht glauben konnte. Denn mir schien es als ob für ein Leben nicht zu hoffen sei, daß so in den edelsten Theilen verletzt und seit fünf Monaten in der Besserung nicht weiter gekommen war. Täglich mußte er sich kleinen Operationen unterziehen, die er bald mir ängstlich verbarg, da er sah wie sehr ich dabei litt.

Bald fing er an, sich wohl und behaglich bei mir zu fühlen und gab den Vorsatz nach Magdeburg zu ziehen ganz auf. Sehr schnell wurde er meinem kleinen Kreise ohne Ausnahme werth, alles liebte den gütigen, biedern, sanften Mann. Die Abende wurden jetzt sehr interessant, im Hause und unser Kreis ein viel-

zu prüfen und mich aufs Neue zu quälen. Sie wissen, wie ich den uns allen bald so theuren Mann aufnahm, Sie sind oft Zeuge meiner Angst, meiner Sorge, meiner Thränen gewesen. Niemals, nein niemals ist ein Mensch

---

gesuchter, aber nur wenigen harmonischen Persönlichkeiten der Zutritt gestattet.

Im Januar 1810 kam Herr v. X. zurück, wir arrangirten uns, daß alle in meinem Hause Unterkommen fanden; man wohnte hier überhaupt sehr beschränkt, weil der Ort zu klein war für die vielen Menschen, die sich hier anhäuften. Auch wir wohnten sehr eng und mußten uns behelfen, doch dieser Uebelstand wurde kaum bemerkt, und wir lebten im geselligen Verein ein beneidenswerth schönes Leben den ganzen Winter durch.

Was eigentlich das gesellige Leben bieten kann, wie es erheitern, ausbilden, zu jeder Pflicht geneigt und geschickt machen kann, das habe ich nur in meinen Hause kennen lernen. Die Abende flogen wie Minuten dahin und ich möchte sagen, jeder ging besser und verständiger nach Haus als er gekommen; freilich war ich die Seele des Ganzen, alle fühlten sich wohl und heimisch, wie in der eigenen Familie. Ohne Zwang und Ceremonien war jedem der Anstand heilig; die Leitung der Unterhaltung überließ man mir und respectirte gern meine kleinen Gesetze, die eigentlich alle Privatverhältnisse, alles was zum Dienst und zur Politik gehörte ausschlossen. So ging die Unterhaltung über alle Gegenstände hin, welche der Menschheit interessant sind. Wir klärten uns gegenseitig auf, ohne es zu wissen, und schöpften immer fort aus dieser einzig nicht versiegenden Quelle den reichsten Genuß. Im Mai wurde Pleßmann wieder angestellt; die ungeheure Arbeit der Organisation brachte ihn aufs neue an den Rand des Grabes, seine Wunden brachen wieder auf, aber dennoch fand er es nicht redlich gegen den Staat, seinen Abschied zu nehmen, obgleich er siebenzehn Feldzüge mitgemacht hatte. Im Jahre 1811 wurde er Commandeur der Grenadier-Garde, im Anfang October Oberst eines eigenen Regiments. Er lag vor Riga und steht jetzt in Danzig."

so ganz und gar der Inbegriff meiner reinsten Güte gewesen, als er. Seine Erhaltung schien mir eine Unmöglichkeit, jede Bewegung, jede Erschütterung drohte sein Ende herbey zu führen. Ich hätte alles gethan, alles hingegeben, um ihn nur nicht leidend zu wissen, und wie verbarg er mir sein Leiden! Die ersten acht Tage brachte ich ohne Schlaf hin, voll Angst horchte ich die Nächte an seiner Thür, und wie war ich auf meiner Hut, daß er diese tödtliche Angst nur nicht merkte, weil sie ihm hätte schädlich werden können. Sie erinnern sich alles dessen, was auf diesen Mann und diese Zeit, die uns allen so wichtig bleiben wird, Bezug hatte. Man verdachte mir, daß ich mir so uneigennützig so viele Last machte. Er schien ja damals ein unbedeutender Invalide! Ach das war mir ganz gleichgültig, mich irrte nichts. Hätte ich an meinem Herzen gezweifelt, hier hätte ich noch den Werth desselben erkannt. Keinem meiner Gefühle war etwas Zweydeutiges, keine Zärtlichkeit beygemischt, es war die reinste Güte.

Ich finde es jetzt sehr natürlich, daß dem Manne, der sich so lange im Felde herumgetrieben hatte, der in dem verheerten Spanien alles entbehrt hatte, bald unter dem Dache der freundschaftlichen Güte wohl werden mußte. Daß ich aber Liebe in ihm erregte, glühende, leidenschaftliche Liebe, das begriff ich in meiner Demuth zwar nicht, konnte aber nicht daran zweifeln; er zeigte es mir auf tausendfache Art, ehe er mich noch auf das rührendste versicherte, daß er in seiner Jugend nie so beseligende Gefühle gekannt habe. Dann klagte er schmerzlich, daß ich nur der Inbegriff von Güte sei, daß keine Liebe in mir sei. Ich versicherte ihm, daß es mir

schwere Kämpfe gekostet, bis ich diese Ruhe erlangt und bat ihn meinen Frieden zu schonen und die Unglückliche in mir zu respectiren. „Ach", sagte er oft, „Sie sind unbegreiflich, Sie sind von allen geliebt, Sie beleben und beglücken alles um sich, und kennen doch alle entbehren, — Sie lieben alles und lieben nichts!"

Wirklich konnte ich ihm nur Güte zurück geben, aber himmlische Freude gewährte es mir, daß so viel Schönes und Edles an meiner Seite, in meiner Nähe in ihm erwachte. Früh in das rauhe, thätige Soldatenleben hinaus gestoßen, hatte sein Geist den Anbau entbehren müssen, auf den viele Menschen sich soviel dünken, die den Maßstab für eine solche unter den Leiden und Bedrängnissen der Menschheit stark gewordene Seele nicht haben. Er lernte jetzt einen feineren, höheren ihm ganz neuen Lebensgenuß kennen. Wo andere Menschen schwatzten, handelte er, wo andere eine schöne Phrase hatten, hatte er eine schöne That. Sein Größe schlief. Nur der Kräfte des Herzens und des Willens war er sich bewußt und eines ungeheuern Verstandes. Jetzt erwachte sein Geist, geweckt durch den meinigen.

Ein schöner Verkehr entstand unter uns, sein waren die Gedanken und mein die Worte; der Sinn für jedes Gute lag in dem schönen Herzen voll warmer Menschenliebe. Sie haben ihn gekannt, verehrt, geliebt, wie jeder, der ihm damals näher trat. Ich hatte den süßesten Genuß, den ein Weib haben kann: ich sah den trefflichen Mann durch die Gefühle für mich so sehr veredelt. Mein Geist ist mehr angebaut, wie der seinige, Sie wissen, wie wenig Werth ich darauf legte, jetzt freute ich mich dessen, weil er Werth darauf legte. Ihm war



alles verständlich, was ich sagte, alles gut was ich that. Wie ungern ging er aus, und wie rührend war sein Benehmen, wenn er nach Haus kam, als wäre er ein Jahr abwesend gewesen. Noch höre ich den lieblichen Ton, wenn er in seiner einfachen Art sagte: „O Gott, wie freue ich mich, daß ich wieder da bin, wie habe ich die Stunden gezählt!“ Ach, Merle, war es Wunder, daß mich diese rührende, sanfte Liebe die mich umgab, daß sie nach und nach mich gewann und sich mir mittheilte? Ach, es war ein schönes, ein unbegreiflich schönes Leben ein paar Monate, der einzige reine Freudengenuß, der in meinen Leben lag. Wenn ich mir das so zurückrufe, dann sprichts in meinem Innern:

Allgütiger, rufe Dein Kind zurück!
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!

Tausendmal hatte ich sein Herz in meiner Gewalt und konnte damit nach Willkür schalten. — Tausend Frauen an meiner Stelle hätten sich seines Besitzes versichert. Ob es recht gewesen, daß ich es nicht that? Oft ist es mir, als ob was in mir spräche: „Was man von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“ An meiner Uneigennützigkeit ist alles Erdenglück für mich gescheitert! Mit inniger Rührung sah ich oft alles, was in dem schönen, liebenden Gemüth vorging und was er theils aus Behutsamkeit, theils auch Furcht, wie ich es aufnehmen würde, nicht sagte. Nur ein Wunsch belebte ihn, mir mein vergangenes Leiden zu versüßen und vergessen zu machen. Wie rührend bemühte er sich, mich zu überreden, daß die Vorsehung gütig und wunderbar uns einander zugeführt und auf-

bewahrt habe. Sie wissen eine frühere Verbindung mußte er aufgeben und wollte nun nie heirathen, — wie leise und schüchtern berührte er dann Hoffnungen und Wünsche! Er fürchtete mehr die Einwürfe meiner Redlichkeit, als die, die ihm sein Verstand machte.

Sie sehen, guter Merle, ich finde ein süßes Vergnügen darin, mir das zurück zu rufen; gönnen Sie mir das! Ich sprach ja nie darüber, ich bewahrte diese Gefühle wie ein redlicher Mann die Empfindungen eines geliebten Mädchens; nie habe ich mich gebrüstet mit Empfindungen, die mir galten, immer habe ich die feinste Achtung für die Gefühle der Männer gehabt. Konnte ich mich aber nach meinem Character Wünschen und Hoffnungen überlassen, ich mit meiner zerstörten Gesundheit mein Schicksal an das Leben eines Mannes binden, der noch auf Alles Anspruch hatte und dem ich für alles nichts bieten konnte als ein veredeltes, verständiges Herz? Ich habe auch hier meine eigene Achtung mir erhalten und bin mir treu geblieben in allen Lagen des Lebens.

Jenes himmlische Leben dauerte nicht lange, es wurde bald getrübt. Pleßmann genügten meine Gefühle nicht, er konnte sich von meiner Liebe nicht überzeugen, da sie durchaus der seinigen entsprechen sollte; auch hat sie sich wirklich erst in seiner Abwesenheit gebildet, er hat sie also nicht kennen lernen. Meine Gesundheit war im Ganzen damals weit zerstörter, mein Körper und mein Nervensystem noch reizbarer als jetzt. Die viele häusliche Unruhe, Last und Arbeit über meine Kräfte, bey dem sehr unbrauchbaren Mädchen, das ich damals hatte, der zu viele Besuch, den das angenehme Haus an-

lockte, der aber wohl mehr den interessanten Männern als mir galt, die Abspannung, die bei großer Schwäche durch das alles entstand, verstand Pleßmann bey der verständigen Einsicht, die er hat, dennoch nicht. Er fing an, mich durch Argwohn zu kränken und glaubte der junge blühende X.'s stände ihm im Wege; argwöhnisch, wie er ist, wurde er nun wie Zunder für jeden Funken, der hinein fiel. Oft jammerte er mich; denn ich sah ihn unsäglich leiden. Aber dies verleitete ihn zu Aeußerungen und Schritten, die mich dann wieder aufs tiefste beleidigten, ja empörten. — Er ging so weit, daß er den niedrigsten Verdacht äußerte. Er kannte hinlänglich X.'s ganze Verhältnisse und konnte trotzdem mich ehrliche Frau einer solchen Niedrigkeit fähig halten; dann war ich empört. Sah ich ihn dann so schmerzlich leiden, so legte ich wieder alle Wahrheit, Offenheit in mein Betragen, die die schuldlose Seele für genug und hinlänglich hielt, den Argwohn zu heilen. Alles half nichts. Ich litt unter dem allen empfindlich, meine Gesundheit wurde immer zerstörter.

Jetzt wurde Pleßmann wieder angestellt, er kam in ungeheure Thätigkeit. Er mußte deshalb eine andere Wohnung nehmen und ich fürchtete, daß er nun unter Verläumdungen leiden werde; indessen blieb er sich ganz gleich und mein Umgang blieb seine einzige Erholung. Da wurde er nun tödtlich krank, ich zitterte noch einmal für das theure Leben; er genaß wieder und mußte kurz nach seiner Operation mit seinem Regiment fort. Er reiste noch voll Liebe für mich ab und flößte mir wenigstens den vollen Glauben in eine dauernde, mich stützende Freundschaft ein. Ich höre noch seine letzten

Worte, die er sagte, wie ich ihn mit der schmerzlichsten Sorge um seine Gesundheit so weglassen mußte, wie ich tief fühlte was ich in ihm verlor, und ich ihm unendlich bewegt sagte: „Bleiben Sie mein Freund!“ Er antwortete mir mit dem unverkennbaren Accent der Liebe: „Wenn ich Dir“ — er hatte sich schon lange das „Du“ angemaßt — „nichts mehr sein soll als Freund, o so laß mich Dir nichts seyn!“ Ach das waren die letzten Worte, womit er schied und die letzten für mein Herz.

Schon früher wohnte ich, wie Sie wissen, in einem Garten, meine Gesundheit kehrte nun in der freyen Luft bewunderungswürdig zurück. Begreifen Sie nun ganz meine Freude über die wiederkehrende Gesundheit? Ach ein neues Leben schien mir aufzugehn, himmlische Hoffnung erfüllte mein ganzes Herz. Lachen Sie nicht, mein Freund! Pleßmann war mein Taggedanke und war mein Traum. Wenn ich erwachte, stand sein Bild vor meiner Seele, mein Lächeln galt ihm, ich betete für ihn, ich betete um ihn. Sein sanftes, ruhiges Liebe- und Gütevolles Bild schwebte überall vor meinen Blicken, mischte sich in alle Ideen und in alle Vorstellungen. Um mich war es einsam, still, oft leer, in mir eine Welt voll Liebe.

Es dauert lange bis ein so inniges Gemüth, wie das meinige so ganz ergriffen wird; das war auch in meiner Jugend bei Hanstein der Fall; aber dann dringt dies Gefühl auch in das innere Leben und theilt sich allem mit. Jetzt betrachtete ich den theuren Mann wie Himmelsgabe. Fragen Sie sich, der Sie mich kennen, ob mein frommes Herz dadurch beglückt war, diesen Mann als Lohn für meine Leiden, für meine kind-

liche Ergebung zu sehn. Glücklich für den Augenblick, schweifte meine Phantasie darüber hinweg in eine nahe und schönere Zukunft. Tausend liebliche Vorstellungen beschäftigten mich nun ganz für den zu leben, für den noch niemand gelebt hatte und der mein Herz zu würdigen fähig war, um sich über Alles wegzusetzen. Seine Lieblingsidee war ländliche Ruhe, jetzt schien es auch mir, die ich immer die Vorzüge des Stadtlebens, vorzüglich einen feinen, gebildeten Umgang, sehr geschätzt hatte, es schien auch mir nun ganz recht, mit ihm den Rest des Lebens in freier Natur hinzubringen, Theil an seinen geschmackvollen Einrichtungen zu nehmen, mit ihm zu arbeiten so viel ich könnte, und dann wieder ihm vorzulesen, seinen Ideen Worte zu geben und sie zu zweckvollen Planen für das gemeinnützige Beste zu gestalten, deren Ausführung seiner thätigen Menschenliebe dann wieder ein neues Feld eröffnete, seine Correspondenz zu führen, ihm unentbehrlich, ihm alles zu seyn.

Nie habe ich ein Wesen gekannt, das auf mich so wohlthätig gewirkt hätte und ich auf ihn. Und doch hat gerade dies wohl die Natur bezwecken wollen; wie leicht konnten alle Gaben gleich vertheilt sein, und doch wurde uns, dem Einen diese, dem Anderen jene Gabe verliehen. Wie beruhigte sich meine Lebhaftigkeit an seiner himmlischen Ruhe, wie mäßigte seine Sanftmuth meine oft einen Augenblick in Heftigkeit übergehenden Gefühle, wie wurde meinem Mangel an Besonnenheit und Bedächtigkeit abgeholfen durch seine an alles denkende, für alles sorgende Bedächtigkeit! Sein Argwohn mußte ja geheilt werden durch meine offene, ehrliche Arglosigkeit, mein nie verstecktes, immer grades Wesen, meine Auf-

richtigkeit und Wahrheit, wie konnte dabey der schwarze Verdacht aufkommen? Wie veredelte sich des Mannes ganzes Wesen in meiner Nähe! Wo der Eine von uns einen Fehler hatte, hatte immer der Andere eine Tugend, für den Mangel des Einen, der Andere eine Vollkommenheit. So schien es mir.

Da das große Hinderniß, meine schwache Gesundheit, weggeräumt war, als hätte uns die Natur für einander bestimmt und uns einander nur spät finden lassen, um uns hier den Rest des Lebens zu versüßen und vielleicht in einer anderen Welt eine neue Jugend zu beginnen — so schien es mir, als könnten wir einen seligen Verein bilden. In unseren Neigungen begegneten wir uns. So schien es mir allerdings, wovon er mich so oft im Allgemeinen zu überzeugen sich bemüht hatte, daß es ja wahrlich nicht Jugend und Blüthe ist, was beglückt, daß Geist und Herz länger dauern, und die Blüthe doch ein paar Jahre später doch weg ist. Unsere Gemüther convenirten einander. Immer ist er doch wohl etwas älter als ich, und früher würde Niemand daran gedacht haben, daß wir nicht für einander paßten. Sehen Sie, so bot ich sinnreich Alles auf, um meinen Gefühlen Rechtmäßigkeit zu geben!

Ach, was ist der Mensch!!! [1])

---

[1]) So weit geht der Brief an Merle. Das Folgende ist, wie schon das Datum des Briefes zeigt, direkt an die Schwester gerichtet.

den 10. März 1813.

Ich will jetzt suchen, Dir das Uebrige so kurz als möglich zusammen zu stellen, nachdem ich überzeugt bin, Du bist dem seltsamen Gange meines Schicksals mit Theilnahme gefolgt.

Meine Glückseligkeit dauerte kurz. Die seltenen, gehaltlosen Briefe kosteten mir immer Thränen, wenn ich gleich wußte, daß er ein schlechter Correspondent ist. Ich ahnte, was mir seine Rückkehr, die im Januar erfolgte, bestätigte. Dem Glücklichen dient alles zum Besten, und umgekehrt ebenso. Er kam gleich nach seiner Ankunft zu mir, auch drückten seine Briefchen kurz vorher, wahre Sehnsucht und Freude aus. Aber ein unglückliches Schicksal einer Holzminder Familie verwickelte mich grade in so vielfache Verhältnisse, daß, wie er ankam, ich zu meinem höchsten Schmerz, — denn ich wußte, er konnte Weitläufigkeiten nicht leiden — mein Haus voll von Menschen war; eine unglückliche Frau, fünf Kinder, eine Schwester und Wärterin logirten bei mir. Der Mann hatte sein Amt durch seine Schuld verloren, saß im Gefängnisse, es war ein herzbrechendes Elend. Er selbst hatte sich dafür interessirt. Der Wirrwarr, der Besuch, die Unruhe, welche das ins Haus zog, (war ihm furchtbar), und ich opferte mit blutendem Herzen mein Glück dem Elende Anderer.

Er war verstimmt, sauer, argwöhnisch. Unglücklicher Weise fand er X. wieder in Cassel, zwar nicht im Hause, aber doch wie Hausgenosse. Er fand und suchte keine trauliche ruhige Stunde. Er wurde Commandeur der Garde, nahm einen falschen Curs. Ich täuschte mich in mir selbst, verstand mich selbst nicht in meinen Gefühlen

und schrieb die Empfindungen tief gekränkter Liebe und beleidigten Stolzes auf Rechnung des Schmerzes über Pleßmanns verlorenen Werth. So handelte ich durchaus verkehrt. Er hatte sich verloren allerdings. Nichts desto weniger, — wie gewiß bin ich dessen! — hing es von mir ab ihn liebreich herum zu kriegen. Selbsttäuschung und Schmerz rissen mich hin gegen meinen Charakter ihn, was er nicht ertrug, sogar spöttisch zu behandeln. Unbegrenzter Schmerz verwirrte mich so weit. Ich hatte gegen Fremde und neuere Freunde, z. B. Struves, mit voller Achtung von ihm gesprochen. Man erwartete einen einfachen, biederen Militair, voller Würde, einen zwar nicht gebildeten, aber höchst verständigen, bescheidenen, edlen Mann voll Humanität, einen Mann der Gottes Gebilde und weniger Menschenwerk an sich trüge — und nun, so ganz anders erschien er. Ich sah, daß man nur aus Achtung für mich schwieg und aus Respekt vor seinem Rang nicht lachte. Ach, ich war wie zernichtet!

Das Glück hob ihn nun schnell und die Zahl seiner Feinde wurde Legion. Alles, alles erweckte bei uns einen ungeheuren Schmerz und ein verkehrtes Benehmen; Mißverständnisse entstanden und erzeugten neue Mißverständnisse, Bosheit anderer wirkte, wie ich glaube, auf seine dem Argwohn so offene Seele. Wir sahen uns gar nicht mehr.

So brach am Ende meine fürchterliche Krankheit aus. Vergeblich wünschte ich, ihn noch einmal zu sehen. Nichts! Meine theure Struve folgte ihm am Ende des Abends und ging Nachts kurz vor zwölf mit meinem treuen Mädchen in sein Haus. Vergeblich, nichts ver-



mochte seinen Starrsinn zu brechen, so sehr er litt; er erklärte sich über Nichts. Ich lag ohne Hoffnung, er wußte das, und hatte nur wenige helle Augenblicke, mein Gehirn brannte und war verwirrt. Er wurde zum Chef des ersten Regiments ernannt und mußte fort nach Danzig. Er ließ mir sagen, er werde zu mir kommen; man versicherte mir, daß er in der schrecklichsten Bewegung gewesen. — Er kam nicht! Er reiste ab! Ich fiel in einen Schweiß und genaß, ach, wie wenig zu meiner Freude, doch zu unaussprechlicher Freude meiner Lieben.

Beispiellose Sorge und Liebe meiner Freunde knüpften meinen mürben Lebensfaden wieder. Mit tief zerrissenem Herzen gelobte ich den Versuch für meine Erhaltung zu machen. Nur soviel war mir übrig geblieben, um in meinem Charakter zu sterben, zum Leben also nichts. Die Zeitereignisse hatten mir das Meinige gekostet, meine angeborene Großmuth, die Menschen nennen es Dummheit, hatte den kleinen Rest nicht so sicher angelegt, wie es der Kluge und Vorsichtige thut; ich habe nie geklagt, nie bereut was ich gethan. Ich versprach Alles zu thun, um mein Leben zu erhalten, auf das man so vielen Werth legte. Ich habe Wort gehalten.

Ein ganzes, ach verlorenes Jahr habe ich angewendet. Gewiß mit dreißig verschiedenen Plänen habe ich gewechselt, meine Subsistenz zu gewinnen. Jeder schien paßlich und ausführbar, jeder war so überlegt und fand Unterstützung von einsichtsvollen und angesehenen Personen, keiner wollte gelingen. Was andern glückt ohne alle Ressourcen, glückte mir nicht. Ich mußte mich am Ende überzeugen: es sollte nicht sein.

Seit ich dann wieder alles mir so verhaßte Treiben und Streben ins Leben aufgegeben habe, während mein Inneres aus dem Leben strebt, seit ich mich dem wieder in die Arme geworfen habe, der so leicht helfen kann, wenn er will, seitdem fühle ich mich wieder in meinem Elemente. Mein Inneres kam nun wieder in Harmonie. Soweit es mich betrifft und in dieser Zeit möglich ist erhellte mich wieder himmlischer Frieden. Zwischendurch hob auch immer die Hoffnung meine Seele. Jean Paul sagt: „Wenn Dir Deine Jugend abgemartert ist, so blüht sie Dir im Alter nach, wie der Rosenstrauch im Winter blüht, dem man die Knospen und Blätter im Frühjahr ausgebrochen."

Oft erfüllte mich süße Hoffnung, oft auch schmerzliche Reue, daß ich thöricht die schöne Erfüllung dieser Hoffnung wegstieß, zurück wies, was mir die Vorsehung höchst gütig zuführte, um mir die abgemarterte Jugend vergessen zu machen. Es ist vorbei! Aber Liebe und Glaube bleiben. Im Tode erscheint mir die Hülfe dessen doch endlich gewiß, dem ich vor tausenden vertraute.

Am 18. März 1813.

Mein Brief an Dich war schon ganz geschlossen und wartete nur der Absendung. Ich nehme ein anderes Blatt, und zerreiße die letzten. Danke Gott mit mir für den Wandel! Mit wenigen Worten höre was in meiner Seele, ach, nun schon zum vierten mal in meinem Leben arbeitete.

Es war unmöglich mein Leben zu erhalten, das hatte ich eingesehen und ich wollte, konnte und durfte den mürben Faden jetzt endlich abreißen. Ruhiger,

heitrer, besonnener kann nie ein Mensch diesen Schritt thun. Meine Kräfte nahmen sichtlich ab, ein zehrendes Fieber consumirte mich lange, ich durfte nur ein wenig nachhelfen. Man ahnte höchstens im engen Kreise, der mich umgab, daß ich nicht länger leben wolle. Ich hatte über vierzehn Tage damit zugebracht, jede kleine Einrichtung selbst zu treffen. Es war geschehen, ich war jetzt fertig. Verhältnisse theuerer Personen, an welchen ich Theil nehmen mußte, — Gottlob, ich konnte bey einer unbegreiflichen Kraft der Seele dies unverändert thun! — hielten mich etwas auf. Aber nun war auf heute mein Abschied aus der Welt beschlossen. Der in mein Herz sieht, weiß daß ich nicht frevelte mit diesem Vorsatze, daß ich Ihm millionenmal meine leidende Seele ergoß, und jede Weisung respektirt haben würde, die ich dafür erkennen konnte. Und das that ich, sobald sie ausführbar für mich war. In jede Lage sich zu werfen, das kann man nur bey einer sclavischen Lebensliebe, die ich nicht kenne, und bei Körperkräften, die ich eingebüßt habe. Eine sehr abhängige oder erniedrigende Lage verträgt sich abermals nicht mit meinem Charakter. Eben so wenig, ja noch weniger kann ich nur *eine* Stunde auf Kosten der Redlichkeit leben. So sah ich keine Wahl mehr. Wenigstens ein Drittel meines Lebens habe ich mit dem Vorsatz gekämpft mein Leben abzukürzen. Ach richte doch Niemand darüber! Welche Qualen mißt ein menschliches Gemüth aus, ehe ein so unnatürlicher Entschluß reift. Wie mein Schatten verfolgt mich der Gedanke und tritt mir gleich wieder zur Seite. Aber Gott, der mein Inneres kennt, weiß daß ich nie damit frevele. Unzählige mal habe ich mit heißen

Thränen auf meinen Knieen um Rettung gebetet, ihn angefleht irgend etwas in meine Wege zu führen, das wie Weisung ich ansehen könnte!

So bin ich vorgestern beschäftigt, noch einige Kleinigkeiten zu meiner großen Reise zu ordnen, als mich meine theuere Charlotte X. für einige Stunden in Anspruch nahm. Sie wollte meinen Rath, meine Meinung, meine Ansichten für sich, für die wichtigen Verhältnisse, in welche sie getreten. Treu theilte ich Sorgen und Bedenklichkeiten dieser edlen Freundin und vergaß mich selbst über sie. Der ganze Vormittag verging, erschöpft, ermattet sinke ich eine Stunde in Schlaf und erwache erquickt. Wunderbar empfand ich einmal wieder einen Funken Hoffnung in mir glimmen und zugleich kommt mir der Gedanke, der mir ernstlich lange nicht kam, weil ich ihn für unausführbar hielt, zu Euch, meine Geschwister, zu gehen und noch einmal zu erwarten, was Gott fügt. Noch bis heute ists mir geglückt den Gedanken fest zuhalten, ja ihn auszubilden. So will ich mich noch einmal an den Glauben zu halten suchen: Es kommt von Gott, von dem ich allein Hülfe hoffe, erwarte und wünsche! Meine Hoffnung ist noch mehr angefacht. Der ältere X., war der einzige, der genau wußte, was in mir vorging, weil er unter meinen Freunden der stärkste ist. Mein treues Mädchen, dem ich mein Inneres sorgfältig verbergen mußte, weil es in mir am Meisten verlor, hatte doch Alles gemerkt und mich, wie ich jetzt höre, mit Todesangst bewacht. Beiden sogleich diesen Funken Hoffnung mitzutheilen, war mir heilige Pflicht, und beide waren entzückt vor Freude. X., welcher ebenfalls das Verhältniß, das zwischen mir und Pleßmann

war, genau kannte und mein ganzes Inneres, ob er es gleich nicht immer versteht, hat diesen Lebensfunken noch mehr angefacht, in dem er mir heilig versicherte, daß er glaube, Pleßmann komme zurück, wenn ihn anderes Gott erhalte. Er sei in Danzig Antheillos für Alles gewesen, melancholisch, unverkennbar nie glücklich und habe sich bestimmt große Vorwürfe gemacht. Nie habe er sich ausgelassen, aber er habe ihm meine Briefe vorlesen müssen; dann habe er tief geseufzt und sei sehr gerührt gewesen, aber er habe nie gesprochen.

So will ich denn noch einmal warten, was Gott fügt. — Nun hört, Ihr Lieben, meine Idee und erlaubt sie Euch ganz so zu sagen zu dürfen, wie es für mich paßt. Ueberlegt dann ruhig, ob und wie weit es Euch convenirt, und antwortet mir dann gerade und ohne Verzug.

Sobald es wärmer wird, Ende April oder Anfang May, vermiethe ich hier meine Wohnung und verlasse Cassel. Am liebsten käme ich zu Euch, obgleich ich auch ganz angenehm zu Carlshafen und Holzminden leben könnte. Könnt Ihr mir, ohne daß Ihr es entbehrt, das Backhaus zur Sommerwohnung einräumen, damit ich einen ruhigen Aufenthalt habe? Ueber die kürzere oder längere Dauer meines Aufenthalts bestimme ich Nichts, das werden die Umstände bestimmen. Ich müßte Euch sehr wenig lieben, wenn es mich drücken könnte mit Euch zu essen. Und das habt Ihr für mich übrig. Denn ich bin kein starker Esser. Alles andere, was ich bedarf, stelle ich mir selbst. Zu dem, was ich dazu habe, will ich dann recht fleißig arbeiten, um mir noch etwas dazu zu verdienen. Es würde mich betrüben,

drücken und würde mir nicht entgehen, — ich habe dafür einen feinen Sinn — wenn ich Euch genirte. Aber zugleich gestehe ich frey, ich wünschte auch nicht genirt zu sein. Am Tage wünsche ich ruhig und still, wie ich es gewohnt bin, zu leben, des Abends mich Eurer zu freuen, wie ich mich hier Abends meiner Freunde freue. . . .[1])

Antwortet mir nun recht bald und bewahrt treu und sicher, was ich Euch anvertraute. Niemand außer Euch beiden erfahre weder meine Lage noch meine Verhältnisse! Durch das Erste würdet Ihr mich demüthigen, ohne allen Nutzen und unverdient, denn nie werde ich Verwandten oder Freunden zur Last fallen, und mich würdet Ihr unheilbar dadurch verwunden und gegen Euch erkalten.

Nun lebt wohl! Wenn Gott will bald mündlich, daß ich ewig bin die Eurige.

Charlotte.

Hebt mir die Papiere sorgfältig auf, bis ich komme. — Ihr mögt dann auch noch folgende Blätter lesen! Gedenkt vor Allem nichts weiter als meines Herzens, das sich in allen Lagen und Verhältnissen gleich und treu blieb.

---

[1]) Es ist hier und im Folgenden die Rede im Detail davon, ob sie ihr Mädchen mitbringen könne, welchen Weg sie nehmen wolle u. s. w. Da Nichts aus der Reise wurde, so hat es kein Interesse das abdrucken zu lassen. Der Plan zerschlug sich, weil die Schwester in ihrem Hause keinen Platz hatte und Charlotten im Dorfe einmiethen wollte.

1812.

Damit Du, meine Liebe, nun alles übersiehst und ganz befreundet mit meinen Verhältnissen bist, so will ich Dir auch von einer in ihrer Art einzigen Unruhe erzählen. Wer weiß, was jetzt wieder auf mich wartet? Denn ich fange wirklich an zu glauben, daß ein böser Feind sein Spiel mit mir treibt. Werde ich doch aus einem Kampfe in den andern geworfen.

Wie ich wieder hierher (nach Cassel) kam, brachte ich eine Empfehlung mit an einen sehr bedeutenden Mann, der vielleicht oder ziemlich gewiß der reichste im ganzen Königreich ist. Ich fand große Gnade vor seinen Augen; er machte mir auf ein Billet gleich einen sehr verbindlichen Besuch und beehrte mich mit ausgezeichneter Gewogenheit, war dann und wann auch gern eine Stunde bei mir, so geschäftsvoll auch sein Leben war. Er bezeugte mir überall ein sehr gütiges Interesse, machte es sich zum Vergnügen mir kleinere und größere Dienste zu erzeigen, suchte mich zu verpflichten, bot mir seine Equipage an und dergleichen mehr, was ich jedoch nicht annahm, indem ich mich nicht gern verpflichtet fühle um so weniger, da er von Anfang an seiner Gewogenheit eine gewisse Tendresse zugesellte, die mir widerstand, moralisch, weil er verheirathet ist, (seine Familie ist nie hier) und physisch, weil er mich nicht anspricht.

Kurz vor meiner Krankheit, wie meine Seele sehr ernsthaft beschäftigt war, bedurfte ich ihn, um einen kleinen Theil meines in reinstem Patriotismus unglücklich angelegten Capitals zu retten. Ich bedurfte dies jetzt, um meine letzten Einrichtungen zu treffen und in diesem festen Vorhaben legte ich ihm ganz freimüthig meine

Lage und meinen Entschluß vor. Der Mann war auf das heftigste erschüttert und tief gerührt, an der Wahrheit konnte er nicht zweifeln, denn die trägt ein zu eigenes Gepräge. Er machte keine Schwierigkeit, mir zur Auszahlung des Geldes auf der Stelle zu verhelfen, da er sah, daß dies zu meiner Beruhigung diente, aber er bot auch alles auf, mich und meine lebenskranke Seele aufzurichten, und bat mich über ihn zu disponiren, wenn Sorgen mich dahin brächten. Ich dankte ihm und versicherte ihn zugleich, daß ich keine Sorgen kenne; er schied sehr gerührt. In Kurzem kam er wieder, ich war nun immer kränker geworden, es war nur wenige Tage vor dem Ausbruch meiner schrecklichen Krankheit; da wollte er mich überreden, er habe glücklich für mich in der Lotterie gespielt, er wolle mir Rechenschaft davon ablegen. Ich dankte ihm aber, ich bedürfe seiner Güte nicht mehr. Ich war reicher als er, ich stand am Ende und hatte noch übrig. Ach die kleinste Gewißheit, wie es jenseits der Grenze des Lebens aussähe, wäre mir wichtiger gewesen, als des Mannes Millionen, als Napoleons sämmtliche Kronen. Er verließ mich sehr traurig und, wie er nachher sagte, mit der schmerzlichen Ueberzeugung, mich nicht wieder zu sehen, denn er habe die Gährung meiner tödtlichen Krankheit wohl erkannt.

Nach meiner Krankheit, ich war schon ziemlich wieder hergestellt, kam er wieder. (Er wohnt nicht immer hier, sondern auf einem seiner Güter und hat hier nur ein Absteigequartier für sechshundert Thaler.) Seine Freude, mich lebend und wohler und verändert wieder zu sehen hatte in der That etwas Rührendes. Er blieb mit gefalteten Händen an der Thür stehen: „O Gott“,

sagte er unaussprechlich bewegt, „wie verändert sind Sie! Gottlob, daß Sie leben, ich möchte die Hälfte des Meinigen an die Armen geben!“ Er war so fein diesmal keine Anerbietungen zu machen und des Lotteriegewinnes nicht zu erwähnen. Ich bat ihn, mir hundert Thaler zu leihen; er schickte sie auf der Stelle und schrieb ein feines Billet dabei, worin er sich eine Bescheinigung darüber ausbat, — ich sandte sie ihm und setzte ihn dabei eine Sicherheit. Er kam wieder. Ich dankte ihm für seine Delicatesse, wodurch er mir gezeigt, daß er es zu ehren wisse, daß nicht jedes Gemüth geneigt sei, eine Last von Verbindlichkeiten auf sich zu nehmen, ich sagte ihm noch etwas über die Zurückgabe dieses Geldes. Er antwortete: „Daß ich mir eine Bescheinigung ausbat, mußte Sie ehren; war das aber auch noch edler Stolz, daß Sie mir sie sandten, und sogar noch Hypothek dazu?“ Ich bat ihn, meine Charactereigenheit zu respektiren und versicherte ihm dankbar, daß ich mich in Noth immer zuerst an ihn wenden würde. Er erschöpfte sich nun in den großmüthigsten Anerbietungen, ich sagte ihm von den Plänen, die ich mir entworfen. Er wurde unwillig, aufgebracht und fand es unter meiner Würde; er wünschte, ich könnte mich entschließen auf dem Lande zu wohnen, zu leben, und bot mir auf eine wahrhaft großmüthige, edle Art eins seiner kleinen Güter an, er wolle es mir öffentlich durch einen Kaufbrief übergeben, er habe es in der Hoffnung gekauft, daß ich sein Erbieten annehmen werde, auch habe er schon manche Einrichtung getroffen, die nach meinem Sinn sei, wie er glaube, das Uebrige werde mich selbst beschäftigen.

Daß so viele Großmuth mich rühren mußte, ist

natürlich, wenn ich gleich nicht versucht werden konnte, es anzunehmen. Denn wenn ich wirklich eine solche Last von Verbindlichkeiten tragen konnte — welch ein ödes freudenloses Dasein! Dafür lieber mit Stricken hier meinen Unterhalt verdienen!

Nun aber etwas, was der Ueberlegung werth schien. Der Mann hatte hier in seinem Hause eine gewisse Hofräthin X. X. angestellt, welche die weibliche Aufsicht sonst hatte, als er nicht mehr hier war. Jetzt hatte er dies aufgegeben und bereute diese Uebereilung, da er unter dem Mangel der gewohnten weiblichen Sorge litt. Er sprach mit mir über die Wiederbesetzung dieser Stelle und verlangte Vorschläge von mir; ich nannte ihm verschiedene, darunter auch meine Fröhlich, die er verwarf. Meine Freunde waren der Meinung, ich sollte den Platz für mich selbst nehmen, der mich aller Sorgen, aller Arbeit überhebe. Ach, es war eine große Versuchung! Warum muß ein böser Geist mir längst verblühten Frau in den Augen dieses Mannes abermals Reize verleihen, die ich nie hatte? Wäre das nicht, wo fände ich eine angenehmere und anständigere Versorgung? Ich war in der peinlichsten Aufregung, hatte weder Ruhe noch Rast und mußte mich bald entscheiden. Er hatte sicher nicht an mich gedacht; das sah ich, wie ich ihm sagte: „Ich würde Sie bitten, mir die Stelle zu geben, wenn ich gewiß wäre, daß Ihre große Gewogenheit für mich nie die Grenzen freundschaftlicher Güte überschritte.“ Er wurde glühend roth, bis zu Thränen überrascht und versicherte mich, daß das nicht entfernt in seinen Sinn gekommen sei; könne ich mich aber dazu entschließen, so würde dies eins der glücklichsten Ereignisse seines

Lebens seyn. Alle Bedingungen möge ich bestimmen wie ich wolle, ja depensiren, wenn es mir Vergnügen mache — wenn er nur von Zeit zu Zeit häuslich meines Umgangs genießen könne; er habe nie ein menschliches Wesen gefunden, was so allen seinen Bedürfnissen entsprochen; — und wenn er gleich, setzte er scherzend hinzu, einen gewissen Hang zum Philosophiren an mir tadle, so könne er sich doch nicht verbergen, daß dieser Fehler meinem Umgang einen eigenen Reiz gebe, — und wenn auch mein Stolz hier und da etwas angesetzt habe, was nicht ganz dazu gehöre, so entschuldige er dies mit meinem Schicksal und fühle es süß, für ein so stolzes Gemüth etwas zu thun. Er bat mich, die Sache zu überlegen und sah mich in einer gewaltsamen Unruhe. „Nicht wahr," sagte er, „Sie fürchten die bösen Menschen?" Ich antwortete ihm ganz ehrlich, daß ich mich selbst fürchte, die Gefahr des häuslichen Lebens, Verhältnisse, die ich zu tragen unfähig sei, und die ich wenigstens für möglich halte. Er wurde wieder gerührt: „Ich sehe wohl, es wird nichts daraus werden — ach könnten Sie doch in manchen Stücken seyn wie andere Menschen! — manche Ansichten bessern nichts im Leben!"

Das sind die Sophistereien der großen Welt!

Ach theure Schwester, was mein inneres Gefühl auch sagte, ich war in einer unnennbaren Angst; es war eine große Versuchung in meiner Lage, in meinem Alter, eine Versuchung, der Tausende an meiner Stelle erlägen. Ich hörte meine Freunde. Die Eine fand meine Bedenklichkeit ganz übertrieben, die Andere meinte, mein Gefühl allein müsse entscheiden — ach mein Gefühl mahnte mich laut ab. Meine theure Frau Struve allein

sagte ganz bestimmt: „Thuen Sie es nicht, es führt Lagen und Verhältnisse herbei, die ein Gemüth wie das Ihrige nicht trägt". Nun war ich fest entschlossen: Nein! und mein Herz wurde wieder ruhig. Nein, ich will mit dem reichen Manne nichts zu thun haben!

So weit war es voriges Jahr geschrieben, und nun will ich das noch Fehlende oder den letzten Aufzug des Dramas hinzufügen. Ich bin überzeugt, daß Ihr beide schon jetzt wie meine gute Struve sagt: „Nein, das war nichts für Dich!"

Ich kann es nicht begreifen, der Mann fühlte sich mit seinem bessern Empfindungen und Ansprüchen zu mir hingezogen, aber gleichzeitig wollten Gefühle befriedigt seyn, deren Gegenstand ich weder seyn mag noch seyn konnte. Oft hat er mit rührender Einfachheit gesagt: „Sie sind viel reicher als ich, welche Schätze legte die Natur in Sie! ich habe nur Geld und was würde mein Geld in Ihrer Hand seyn!"

Du glaubst nicht wie peinlich mir das Verhältniß mit diesem Manne war. Nichts ist leichter, als einen Mann zu entfernen. Aber war es klug einen solchen Freund ganz zu verscheuchen? Da mir dies eigentlich die Vernunft verbot, so hatte ich eine schwere Stelle. Mit Angst sah ich ihn bei mir eintreten, der höchste Widerwille erfüllte mich eigentlich. Ich verstand ihn vollkommen in seiner großmüthigen Tendresse, aber ich hielt es meiner Würde am angemessensten zu thun, als verstände ich ihn nicht. Ganz gewiß ist er es nicht gewohnt, seine Zärtlichkeit so erwiedert zu sehen, deßhalb ist seine drei und eine halb jährige Ausdauer erstaun-

lich bei einer Frau ohne Jugend und ohne Schönheit. Hätte mich mein treues Mädchen nicht so vor langem tête a tête geschützt, indem sie gleich kam, wenn ich sie forderte, ich wäre vergangen.

Endlich maßte er sich an, mir sehr unmaßgeblich rathen, ja mir vorschreiben zu wollen, was ich thun solle. Ich sah ihn ganz erstaunt an und versicherte, daß das immer von meinem Willen und meiner Ueberzeugung abhängen würde. Dann fragte er theilnehmend, wie es mit meiner Kasse stände. Ich antwortete ihm freimüthig, doch so, daß er gewiß nicht glauben konnte, daß ich auf die seinige rechne, und auch so, daß ich mir nichts vergab. Er ging.

Am andern Tage schrieb er mir ein Billet ohngefähr folgenden Inhalts: Ich und meine Lage liege ihm besonders am Herzen und die letztere bekümmere ihn unendlich und umsomehr, da er bei meiner Denkart, die er oft wider Willen respectiren müsse, nicht sehe, wie mir zu helfen sei. Er fände so viel Rechtschaffenheit als Edelmuth, Stolz und Festigkeit in mir — so sehe er ein, daß die Beruhigung, welche ich aus religiösem Vertrauen auf höhere Hülfe zu nehmen scheine und von der Zeit erwarte, allerdings die passendsten für mich wären. Indessen würde er nicht unterlassen können, sich mit mir und meiner Zukunft zu beschäftigen und setzte dann hinzu, Jemand, dem ich vor mehreren Jahren zehn Louisdor geliehen, habe ihm aufgetragen, mir diese Summe zurück zu zahlen, jener werde sich selbst bei mir melden, er entledige sich nur seines Auftrags.

Ich war gerührt, dankbar nahm ich es an und drückte ihm gleich schriftlich meine Dankbarkeit recht herzlich aus, hielt es aber nicht für fein, ihm gleich einen

Schein darüber auszustellen. Er kam noch an demselben Tage. Ich bin unfähig Dir zu schildern, wie sich der Mensch benahm; aber sehr verständlich zeigte er mir, daß er jetzt Rechte an mich zu haben glaubte und — welche Rechte! Ich weiß nicht, wie ich mich benommen habe, es ist dies schwer zu sagen, wenn man indignirt und ganz unvorbereitet handelt. Aber ich glaube, daß es vollkommen gut und in meinem Character war.

Ich erinnere mich nur noch, daß es mir war, als wenn eine kalte Hand mir den Rücken herunterführe. Aber ich verlor meine Besonnenheit nicht, was sonst so leicht bei mir der Fall ist. Ich fühlte, daß es meiner Würde am angemessensten blieb, wenn ich noch immer wie bisher that, als verstände ich ihn nicht; zugleich behauptete ich aber eine sehr feste Haltung, gab dem Gespräch eine so ernste Wendung, daß er unzweideutig sah, woran er war. Die gemeine Seele sah mich erstaunt an, als wollte er sagen: „Was ist das?" Nie habe ich solchen Stolz gefühlt, der wie ich glaube, mir etwas Hohes gab. Denn nie ist mir der Mann so erbärmlich vorgekommen. Ich erinnere mich, daß er einlenkend sagte: Er müsse gestehen, daß mir der Stolz sehr gut kleide, nur schade, setzte er ein wenig hämisch hinzu, daß ich nicht einen Thron damit ziere. Ich antwortete ihm ruhig und gemäßigt: Wenn der Thron ein Platz für mich sei, so würde es dem, der ihn zum Besitzer so großer Reichthümer gemacht, sehr leicht, mich darauf zu setzen; da dies nicht der Fall sei, so würde ich mich nur in einer beschränkten Sphäre meiner Würde erinnern und diese behaupten. Er meinte nun: Auch da sei der Stolz nicht ganz am Platze und wenn man arm



sei — das Wort konnte der Unverschämte gebrauchen! — so könne man auch nicht bestimmen, in welcher Lage man leben wolle, sondern müsse sich in die Umstände fügen. Ich erwiederte: Wenn ich ihm im Allgemeinen auch recht geben müsse, so passe dies, was er mir da eben gesagt, doch nicht auf mich, und ich traue ihm auch nicht zu, daß er es auf mich habe anwenden wollen. Es habe mir noch nie gefehlt, noch habe ich immer für mich und andere gehabt; ich sei niemanden Etwas schuldig außer ihm hundert und fünfzig Thaler, dafür habe er mehr als doppelte Sicherheit, dessen nicht zu gedenken, daß ich es außerdem hinlänglich bezahlen könne; so habe ich genug, habe übrig, sei vielleicht reicher als er, denn ich habe die Kraft, die dem Reichen immer fehle, jeden Augenblick am Ende zu stehen, wisse also, daß ich bis an mein Ende genug habe, eine Sicherheit, die ihm bei all seinen Schätzen fehle, da unsere Zeit schon Reichere verarmt habe. Unaussprechlich gemein fiel mir der Mensch ein, ich wolle mir ja wohl den Hals abschneiden. Ich sah ihn eine Weile ruhig an und sagte dann: „Ich erinnere mich nicht, daß ich darüber je etwas geäußert habe!"

Ich zog die Schelle, das Mädchen kam, ich schrieb ein Billet, befahl ihr noch etwas und nöthigte ihn dann durch ein alltägliches Gespräch, daß er zum Hut griff und sich entfernte. Er ist Gottlob! nie wieder gekommen, und es ist mir so erspart, daß ich ihn mußte abweisen lassen.

Eine Vorsehung war das nun nicht, denn nie hat er mich angesprochen. Aber dafür ist es ein Beweis, daß mich das Unglück nicht erniedrigen kann, so wenig

als ich unredlich dadurch werden kann. Es ist das nicht Verdienst; das Eine wie das Andere stößt meine Natur als unverträglich mit sich selbst entschieden von sich ab. Und wenn ein böser Geist Gewalt über mich bekam, mein Inneres blieb ihm unantastbar. Und je mehr Schmerz und Druck, je mehr hob sich mein Gemüth, und selbst jetzt, wo ich nichts mehr habe, als mit Anstand sterben zu können, komme ich mir nach wie Crösus vor. Auch habe ich in meiner Lebensweise nichts mehr geändert und meinen Feinden durchaus keinen Triumph über mich gegeben.

Du und Dein guter Mann und alle, denen ich jemals werth war, Ihr werdet mich lieber ganz für diese Welt verlieren, als wollen, daß ich unter Schmerz und Erniedrigung fort lebe. Nein, Ihr Theuren, mein Andenken sollt Ihr wenigstens ehren.

33.

An die Schwester Dorothea, Frau Pfarrer Schönfeld.

Holzminden, d. 6. Februar 1814.

Daß ich Dir erst jetzt Deinen lieben, sehr schwesterlichen Brief vom 25. Oktober beantworte, wirst Du verzeihen, ich erhielt ihn erst, als ich in Karlshafen war, nachdem ich Cassel wahrscheinlich für immer verlassen habe. Daß ich ihn aber von Holzminden aus beantworte, das wird Dich erstaunen. Vieles könnte ich Dir erzählen, aber es würde Dich nur betrüben und quälen; deshalb schweige ich, deshalb schwieg ich seit Jahren. Kummer und Schmerz muß man nicht in Briefen ergießen,

man bekümmert nur andere, ohne selbst dadurch gebessert zu werden. Du weißt, daß ich so krank war, daß ich hoffte und hoffen durfte, nicht wieder in dies traurige Leben zurückkehren zu dürfen. Dennoch geschah es, aber mit welchen Gefühlen — davon sage ich nichts. Merle den Du kennst, der jetzt verheirathet in Karlshafen lebt, bat mich schon, während ich hoffnungslos krank war, zu ihm zu flüchten. Sowie daher meine Hoffnung verschwunden, gab ich den dringenden Bitten dieses edlen Freundes nach, der selbst nach Braunschweig kam. Er setzte mich in den Stand Braunschweig gleich verlassen zu können, indem er mir sehr großmüthig gleich hundertfünfzig Thaler auszahlte, welche ich vorher bedurfte, und verließ dann das damals kriegerische, höchst freudenlose Braunschweig, noch halb krank in Betten gepackt, und wurde von ihm und seiner Frau höchst edel und liebevoll aufgenommen, gepflegt und behandelt und blieb dort bis Neujahr und bin nun seitdem wieder in Holzminden bei meiner Freundin Schottelius.

Ich hoffe nun auch endlich Euch, meine theuren Geschwister, gegen welche trotz Entfernung und Schweigen mein Herz nicht erkaltet ist, wiederzusehn. Doch ist diese Hoffnung noch immer bedingt, unsere Lage kann alles bedingt machen. Ich wollte Dir, Du Liebe, von Posttag zu Posttag schreiben, allein ich erwartete erst Briefe von meiner Freundin Frau von Struwe, die mich bestimmen konnten, zu ihr zu reisen; dann erwartete ich noch etwas, was entscheidend für mich sein kann und wird. Da diese Nachricht aber noch verweilt, schreibe ich ohne länger zu verschieben. Sieh gütig Deiner an Leib und Seele siechenden Schwester nach,

daß sie so lange wartete und rechne es nicht meinem Herzen an!

An Verkauf meiner Mobilien war bei meiner Abreise von Cassel nicht zu denken; ich hätte so thöricht wie gewissenlos gehandelt, wenn ich mein kleines Mobiliarvermögen für jeden Preis weggegeben hätte, nur die flüchtenden Franzosen konnten nicht anders. Jeder war brodlos und ohne Geld und hatte unzähliche Gäste zu bewirthen. In vier Tagen kamen 60,000 Mann Truppen durch und waren zwey Tage dort einquartiert. Die Möbel in ein Zimmer nahm ich gleich mit, die andern ließ ich dort, in der Hoffnung mir eine kleine Entschädigung zu verschaffen durch das Vermiethen der Wohnung. Aber auch das ist nichts und eben so wenig kommt Preis in die Möbel, wovon die Stadt so voll als leer von Bewohnern ist.

Meine Idee war: Dich und Christel zu bitten, wenn es Euer Haus erlaubte, mir ein Zimmer einzuräumen, um bei jeder von Euch, wenn ich bei Euch wäre, ein eigenes Zimmer zu haben. Ich fühlte mich dadurch mehr zu Hause. . . .

Ich habe mich hinreißen lassen, für Landesschuld Vieles hinzugeben. Man will mir zwar Hoffnung machen, daß mir vielleicht etwas erhalten und gerettet werden könne. Allein ich bin ein ganz entschiedenes Unglückskind, und zähle mich unter die ganz Verarmten, ich bin es ohne Zweifel auch. Meine Zukunft ist dunkele, undurchdringliche Nacht, in welche kein Lichtstrahl fällt, der mir einen Weg zeigt, den ich gehen soll. Ich fühle es schmerzlich, tödtlich, nach einem leidensvollen Leben des eigenen Hauses wahrscheinlich auf immer beraubt

zu seyn; ich, die das eigene Haus so selten verließ, die des eigenen Hauses mehr wie tausend Andere bedarf. Hier reifte, hier gedieh alles in mir, was Andere, was ich selbst an mir ehre; nimm der Pflanze den Boden, das Clima, dessen sie bedarf, und sie verkümmert gewiß. . . .

Noch habe ich durchaus keinen Plan, keinen Entschluß für meine Zukunft. Ach ich harre, ob die gütige Gottheit der kindlich gläubigen, stets getäuschten Seele nicht einen Fingerzeig geben will. Es ist möglich, daß ich mich noch ins Erziehungsfach werfe. Durch meine Freunde fände sich wohl Etwas. Ich war lange nicht unter Kindern, nur unter jungen Leuten. Hier unter den Kindern meiner Freundin, die mich freilich alle lieben, weil mich die Mutter liebt, hier fühle ich wieder, daß ich noch immer den alten Einfluß habe auf Kinder, und daß das Anschließen junger, dankbarer Gemüther Balsam in ein tief verwundetes Herz gießt, Wohlthat für meine kranke, lebensmüde Seele ist. Giebt es dem Geiste gleich nicht den belebenden Genuß, den der meine in den letzten Jahren in dem Attachement junger, liebenswürdiger Herrn fand, so ist es im Grunde doch eins. Das Erkennen der Anlagen und Neigungen zum Guten ist im Grunde doch eins. Die Erkennung der Anlagen und Neigungen zum Guten, ist's doch eigentlich, die uns beschäftigt, und in diesem Erkennen übt sich der Schmerzgeprüfte Blick auf das Innere der Menschen eben so wohl bei Kindern, wie bei Erwachsenen. Da knüpft sich dann wieder, ach des Wahns! die Hoffnung des Bildens Anderer durch eigene Leiden an. Wir wähnen, niemand könne leichter Andere vor den Irrwegen warnen, worauf

wir Alles verloren, — und das mag mehr seyn —, aber führen wir sie nicht auf andere? Ueberhaupt, was kann ich jungen Gemüthern anbilden? Doch nur was ich mir selbst angebildet habe. Ich kann sie erkennen und unterscheiden lehren, worin Menschenwerth besteht. Aber hat mich denn meine Bildung zum Glück geführt? Und sollte nicht dahin Bildung und Erziehung abzwecken? Du siehst, wie ich mich verwirre in Ahnen, Wünschen, Hoffen — wie Schmerz, Erfahrung, Täuschung gleich gebieterisch dazwischen treten. Die Gegenwart allein ist unser Eigenthum, die Zukunft ungewiß; ach, Ungewißheit über das Grab hinaus ist das härteste.[1])

34.

An dieselbe.

Holzminden, den 11. März 1814.

Ich habe Deinen lieben, sehr schwesterlichen Brief vom 25. Februar erst am 6. d. M. erhalten und danke Dir recht herzlich und innig dafür. Dankbar fühle ich und erkenne ich den Werth Deiner Willigkeit, mir jetzt zu helfen und erkenne das schöne Herz darin, das ich stets erkannte und ehrte. Es würde Dich kränken, wenn ich soviel davon reden wollte, da ich dasselbe thun würde und für Andere gethan habe, so lange ich konnte. Ich hoffe, Du sollst nicht gefährdet seyn und hoffe fest, Du bist überzeugt, daß ich unfähig bin, die Güte meiner Geschwister zu mißbrauchen, daß ich dazu unfähig bin bei einer so sehr mäßigen Glückslage, die Euch nur das

---

[1]) Der Schluß des Briefes fehlt.

Nothwendige sichert, daß meine Schwestern, die beide nähere, heiligere Pflichten haben, mich erhalten sollten. Ich will zu Euch kommen und verspreche Euch erst einige Monate bey Euch zu seyn nach einer mehr als zehnjährigen Entfernung. Was es künftig aus mir werden wird, — ob sich nun eine Aussicht öffnet — ob in der kranken, lebensmüden Seele, in dem der Freude verschlossenen Herzen wieder ein Entschluß entsteht — wir werden es sehen. Ich dachte es sei möglich mich hier zu einer Schule zu entschließen. Allein ich habe die Idee schon ganz aufgegeben. Es ist das ehemalige Holzminden nicht mehr. Ich wüßte nicht, wo ich nach der Anstrengung, wenn es glückte, etwas Genuß finden sollte. Bliebe meine Freundin Schottelius hier, so wäre es anders. Allein diese Familie strebt von hier fort, sie sind in einer unglücklichen Lage, alles stürmt auf sie ein, so daß ich, wenn der unendliche Winter endet, ich auf meine Reise zu Euch denken werde; doch wird es vor Ostern nicht geschehen. Ich bin für Kälte sehr empfindlich, und würde krank werden. Auch halten mich eigentlich viele feine Fäden noch in dieser Gegend, wo ich noch nicht zu weit entfernt bin von vielen theilnehmenden Freunden, mit denen ich lange in schönen, innigen Verhältnissen lebte. Bin ich erst bey Euch, so ist jede Nachricht schon sehr erschwert, langsam und unsicher, und doch fängt mich ein längerer Aufenthalt an zu drücken, obgleich ich auf mein inständiges Bitten mir nach vierzehn Tagen alle Bedürfnisse außer Mittagstisch und Heizung selbst stelle. Das erste ist in einer so großen Haushaltung nicht merklich, für die letztere kann ich wohl ein Geschenk machen. Ich

habe mir in der Zeit, daß ich hier bin, wohl sechszehn bis achtzehn Thaler verdient mit meiner Lieblingsarbeit, die mich zerstreut, nämlich mit Blumenmachen. Dieses setzt mich diese Wochen in den Stand jenes zu können. Diese Aengstlichkeit, solange hier zu seyn, darfst und wirst Du mir nicht verdenken, wenn ich Dir sage, daß meine Freunde jetzt in einer sehr gedrückten Lage sind. Wäre das nicht, so bliebe ich dennoch wahrscheinlich hier, unterrichtete die Kinder und nähme dafür Wohnung und Tisch an. So aber ist das nicht möglich. Dennoch aber möchte ich noch einige Zeit hier bleiben und noch einiges abwarten. Darunter gehört vor allen Dingen, das bleibt ganz unter uns, Nachricht von einem Freunde, mit dem ich in sehr verwickelten Mißverständnissen bin, von deren Aufklärung und Beilegung meine innere Ruhe, der Frieden meiner Seele abhängt.

Auf dem gewundenen Pfade, der mich durchs Leben führte, begegnete ich vor einigen Jahren diesem Manne, der mich als ein sehr junges Mädchen einmal in Meinberg gesehen hat. Soviel ich mich erinnere, war ich damals dreizehn Jahre, er vielleicht achtzehn Jahre alt. Er hat lange das Bild des jungen Mädchens liebend in seinem Herzen getragen, erst spät sich in Holland mit einem ähnlichen verlobt, dies Band wurde wieder zerrissen und wunderbar genug trafen wir nach langen Jahren wieder zusammen. Er erkannte mich jetzt und die ehemalige Neigung erwachte und wurde glühende

---

[1]) Siehe oben S. 61, hier nach dem Original wortgetreu wiedergegeben.

Leidenschaft, die sich allein in dem rührendem Verlangen aussprach, mir meine abgemarterte Jugend zu ersetzen.

Ich kränkelte damals immerfort; es war gegen meinen Character, vertrug sich nicht damit, das Schicksal eines Mannes an mein welkendes Leben zn binden, dem ich außer meinem verständigen, veredelten Herzen nichts bieten konnte, keine Jugend, keine Schönheit, kein Vermögen, ja leider keine Gesundheit. Das Letztere fühlte er selbst schmerzlich, für das Andere hatte der gütige Mann keinen Sinn, er, der auf Alles Anspruch hatte, unter allen Classen, unter jedem Alter wählen konnte. Ich kenne geistreichere, gebildetere Männer genug, ich kenne aber kein Herz, in dem mehr Menschenliebe, mehr Geist, mehr Güte wohnte. Ich habe nie ein Wesen gefunden, das auf mich und ich zurück so wohlthätig gewirkt hätte. Seine Gefühle theilten sich mir unmerklich mit, aber ich erkannte sie nicht und fand es unedel den Mann zu binden. Ach, unselige Mißverständnisse trennten uns und warfen sich zwischen uns.

Begreifst Du Liebe, wenn ich Dir sage, daß alle meine Lebenskräfte in diesen gewaltsam aufgerissenen Wunden meines Herzens verbluteten, daß unwiederbringlich meine Ruhe verloren ist, da sich Reue zu dem übrigen Schmerz meiner Seele gesellt, weggewiesen zu haben, was mir die Vorsehung wunderbar und gütig zum Ersatz für so große und viele Leiden zugeführt hatte. Meine vertrauten Freunde hoffen noch immer, doch mein Verstand ist klar genug, um mir mit unerbittlicher Strenge zu sagen, daß man für Hoffnungen jung seyn muß. Aber daran hängt meine Seele, jene unseligen

Mißverständnisse aufgeklärt zu sehen. Er lebt — er ist Militär —, ich hörte lange nichts von seinem Leben, war das letzte Jahr in dem bedrängten unglücklichen Danzig. Er hatte ein eigenes Regiment; er ist in dem selben Grade wieder in preußischen Diensten und organisirt dem König ein Regiment in Berlin. Kommt er mit seinem Regiment zur Nordarmee, so habe ich keine Hoffnung, ihn zu sehn und mehr von ihm zu hören, geht er aber nach Frankreich, so ist es möglich. Er geht dann durch diese Gegend. Von ihm würde ich auch dankbar eine Verbesserung meiner Lage annehmen, wenn nämlich sein Herz in diesen Jahren in kein anders Verhältniß gekommen ist. Er hat mehr, wie er braucht, keine näheren Bande und eine wahrhaft großmüthige Seele.

Du wirst Dir, meine geliebte Schwester, nach dieser kurzen Erzählungen erklären können, welche Leiden und welche Freuden in meinem Leben lagen und sind. Du wirst es verstehen, wie meine Seele an dem Wunsche hängt, diesen Mann, wenn es möglich ist, noch einmal zu sehen.[1]) . . .

Ach, ich bin so ungewiß, und wüßte ich nur erst was künftig mit mir wird? Die Ungewißheit ist schlimmer als Alles. Außerdem befinde ich mich jetzt wieder an tausend kleinen Gebrechen so sehr übel, daß ich in mehreren Tagen das Zimmer nicht verlassen habe und mein Gemüth, meine Seele so traurig, so gebeugt! Mein langer Aufenthalt hier fängt mich auch an zu

---

[1]) Die weggelassene Briefseite handelt von der eventuellen Einrichtung bei der Schwester u. s. w.

drücken, nicht weil ich fühle, daß ich lästig bin; nein führwahr nicht! Aber die armen Menschen sind in einer sehr sehr unglücklichen Lage[1]) und meine Freundin

[1]) Damals hat sich Charlotte in ihrer Noth auch an den Herzog von Braunschweig, dem sie nicht fremd war, um Unterstützung gewendet, freilich nur mit der Bitte um den Holzbedarf für die Freundin. Der folgende Brief giebt die Antwort des Herzogs Friedrich Wilhelm.

„Wenn es mir gelungen ist, eine Ihrer Freundinnen, für welche Sie sich auf eine so edle Art verwenden, durch eine mäßige Unterstützung zu erfreuen, so sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank dafür, daß Sie mir Gelegenheit gaben, Ihnen ein Beweis zu geben, wie gern ich Bedürftigen jeden Standes zu helfen bereit sein möchte."

„Mit herzlichem Bedauern nahm ich Antheil an dem Verlust und der Unsicherheit Ihres Vermögens, und ich wünschte um so mehr, Ihnen auf eine gründliche Art helfen zu können, da ich in Ihnen eine Frau kennen lernte, welche sich unter den Reicheren ihres Standes so vortheilhaft auszeichnet und durch höhere Bildung des Geistes und des Herzens zu Ansprüchen auf die Achtung eines jeden Mannes berechtigt ist, der den Werth weiblicher Bildung zu schätzen versteht. Eine Frau, die so gern für eine leidende Freundin bat, verdient um so eher eine willfährige zusage wenn sie durch ihr eigenes unverdientes Schicksal sich zu einer Bitte gedrungen fühlt. Ihre bescheidene Bitte um das nöthige Brennholz, dessen Betrag sie auf fünfzehn Thaler bestimmen, bewillige ich gern. Wie sehr wünsche ich aber Ihnen behülflich zu sein, wenn Sie mir auf eine für Sie passende Art Vorschläge thun könnten Ihre Lage zu verbessern! Ich wiederhole Ihnen das Versprechen, Ihnen gern willfährig zu sein, und Ihnen jederzeit meine besondere Aufmerksamkeit zu beweisen.

Friedrich Wilhelm Herzog zu Braunschweig.

Braunschweig, d. 26. April 1814.

An Madame Charlotte Diede geb. Hildebrand."

Schottelius oft noch trauriger, wenigstens bitter und verdrießlich. O, wenn doch alles zu Ende wäre! Adio, Du liebe, theuere Schwester! Grüße Mann und Kinder von Deiner treuen Schwester

Charlotte.

35.

An die Schwester Christine.

Cassel, d. 14. December 1817.

Wenngleich Zeit und Raum Menschen nicht trennt, welche Natur und Liebe verband, wenn Ihr, meine theuren, ewig theuren, unvergessenen Geschwister, gleich fort lebt in meinem Herzen, so ist und bleibt es doch etwas Schmerzliches und Unnatürliches, daß wir nicht einmal wissen, ob wir noch leben und wie und wo wir leben. Die Schuld trifft mehr mich wie Euch, da Ihr nicht recht wußtet, wo ich war, wenn ich gleich schrieb, ohne Antwort zu erhalten, wenn ich gleich anfangs aus Schmerz schrieb, daß Ihr mir auf ganz ungewöhnliche Dinge, welche ich Euch mittheilte, keine Theilnahme bezeigtet. Aber da ich nach Allmene schrieb, so bleibt es möglich, daß meine Briefe nicht in Eure Hände gekommen sind.[1]) Tausendmal habe ich schreiben wollen, und es unterblieb, wie manches unterbleibt, das wir wollen und sollen. Vor allem fürchtete ich das weite Ausholen, was nach einer langen, Ereignißreichen Zeit erfolgt.

---

[1]) Ist sehr wahrscheinlich, da der Ort Almena geschrieben wird.

O, Ihr hättet sehr Unrecht, wenn Ihr mein Herz, meine Gesinnung nach meinem Schweigen beurtheilen wolltet. Wenn mich gleich das Schicksal und die Natur allem entnommen hat was Familie ist und mich unverkennbar an die Freundschaft verwiesen hat, so fühle ich doch tief, daß die Bande der Natur und des Blutes geheimnißvoll, heilig, theuer sind.

Weit ausholen will ich nun nicht; nur indem ich mir dies fest vorgenommen, greife ich endlich zur Feder. Kurz will ich Euch heute sagen, wie es mir in der fast vierjährigen Pause erging, wo wir nichts von einander hörten.

Im May 1815 ging ich nach Göttingen, dort lebte ich zwey Jahre. Das erste Jahr war das schönste meines Lebens. Ich genoß nach übermäßiger Anstrengung und Sorge durch die großmüthige Fürsorge eines höchst edlen Freundes und eines unvergeßlichen Fürsten wieder Ruhe und Erholung; ich schmeckte das langentbehrte Glück wiederkehrender Gesundheit, ich lebte in freier Natur ganz nach meiner Neigung; schöne Hoffnungen täuschten mich, Ruhe, Friede und Freude erfüllten meine Seele. Das zweyte Jahr war trüber — trübe. Was Euch erstaunen wird, wird sein, daß mein Brief aus Cassel überschrieben ist, und es erstaunt mich auch selbst, daß ich wieder hier bin. Da es sich aber ganz wie von selbst gemacht hat, so soll es wohl so sein.

Ich kam im Frühjahr her, meine hiesigen Freunde, die mich während ich in Göttingen wohnte, dringend wiederholt eingeladen hatten, sie zu besuchen, ließen nicht nach mit Bitten. Ich entschloß mich endlich dazu, weil Oberappellationsrath D., bey denen ich logiren

sollte, vor dem Thore wohnten. Ich wollte nur acht Tage hier bleiben, man wollte mich nicht gleich wieder fortlassen, und so mußte ich erst eine Woche nach der andern zugeben und bin noch hier. Zwar habe ich mich nur monatlich eingemiethet, mich aber doch wieder häuslich niedergelassen und eingerichtet, indem es mir immer ist, als würde ich nur sehr kurze Zeit hier seyn.

Ich hätte nie geglaubt, daß das gehen würde, ich fürchtete, Erinnerungen würden mich vielfach ergreifen und zerstören, allein es geht. Ist es, daß die Zeit eine allmählige Gewalt übt, oder lernt der Mensch tragen, oder stumpfen unsere Gefühle ab? Wie dem sei, es geht! Und dann hat Cassel für mich Vorzüge, die kein anderer Ort bietet. Ich kenne hier alles genau, man kann nirgend wohlfeiler leben als hier, zurückgezogen ohne isolirt, beschränkt und ohne deshalb gering geschätzt zu seyn. Dann die schöne Natur und endlich der Stamm alter, treuer, bewährter Freunde: Lebenserleichterungen, die mir nicht leicht ein anderer Ort so gleichzeitig vereint darbietet. So suche ich meine Neigungen und meine Lage so gut in Harmonie zu bringen, wie es geht. Da habt Ihr mein äußeres Leben.

Das innere, wo überhaupt inneres Leben ist, bewegt so vieles, daß sich davon sehr viel oder auch nichts sagen läßt. Diese vier letzten Jahre waren abermals so gehaltvoll, wie das ganze Leben der meisten Menschen oft nicht ist. Mein Schicksal bleibt nie im gewöhnlichen Gleise und was an andern als eine unbedeutende Erscheinung vorüberzieht, wird für mich zur tief eingreifenden Begebenheit. Die bedeutendsten Verhältnisse entstanden, schöne Hoffnungsstrahlen fielen beleuchtend auf

15 *

meinen dunklen Lebenspfad und verschwanden wieder in Nebel und Nacht.

Die edelsten, großmüthigsten Freunde, unter ihnen vor allen Einer, einzig Einziger! erleichterten mir bis diesen Augenblick den Druck des Lebens. Freunde und Fremde sind mit warmem Eifer beschäftigt wieder Sicherheit und Sorgenlosigkeit mir zu verschaffen; man hofft dies in diesem Augenblick in England zu erreichen.

So geht über die Täuschung des Lebens das Leben selbst hin, und das einzig Sichere, das Grab, kommt heran. Daß ich bey aller liebevollen Fürsorge meiner Freunde der Sorge nicht entnommen bin, darf ich wohl nicht hinzu setzen, — ich wünschte es zu sein. Das Arbeiten für ein Leben, das wie eine schwere schicksalsvolle Kette stets auf mir lastete, sagt mir gar nicht zu. Es steht in Widerspruch mit meiner Natur. Allein ich muß noch sehen und erwarten, was Gott will. Mir sind seit Jahren große und glänzende Dinge für mein Alter prophezeit. Wer daran glauben mag!

Theilt Euch, meine Lieben, dies Blatt mit, und wenn es zu Euch gelangt, so gebt mir nun auch Nachrichten, Details von Euch. Wollte Gott, daß sie gut sind! Für Trauriges zittere ich, mein Gemüth ist für den Schmerz zu empfindlich. Was ich nicht durchaus wissen muß, sagt mir nicht, ich habe Euch auch geschont. Lebt wohl! Gott schütze Euch! Glaubt daß ich Euch ewig liebe.

Charlotte.

Gebt Euren Briefen die Adresse unseres Familiennamens.

Am Holländischen Thor Nr. 1177 1/2.



36.

An die Schwester Christine.

Cassel, d. 17. December 1817.

Wo fange ich an, meine liebste, beste Tine, mein Herz ist noch immer so bewegt, gerührt und erfreut, so aufgeregt in den mannigfaltigsten Empfindungen, daß ich recht erkenne, wie unzulänglich noch immer unsere Sprache in aller ihrer Vollkommenheit ist. Es ist und bleibt in der Tiefe des menschlichen Gemüthes sehr viel Unaussprechliches. Ich glaube, daß was eigentlich das wesentlich Erfreuende für uns drei Schwestern ist, ist wohl, daß wir uns wieder haben, seitdem ich so lange gleichsam todt für Euch und Ihr für mich waret. Etwas Habsüchtiges lag ja nie in mir und wird ja auch, — Gott schützet mich am Ende meiner Tage gewiß, daß ich nicht so tief versinke, — nicht mehr in mir erwachen. Die Gaben, so lieb, werth und nützlich sie sind, sind es doch nicht, was so süße Gefühle in mir aufregt. Es ist vielmehr das schnelle Liebevolle Begegnen und Abhelfen dringender Bedürfnisse und dringender Mängel, sobald Ihr sie ahntet. O! wie mich das rührt! Wie es mir so wohlthätig ist. Ich verspreche Dir, daß ich Dir meine Bedürfnisse offenherzig sagen will, obgleich es mir vorkommt, als wäre jetzt allem abgeholfen. Was das Bett anlangt, so ist doch in der That das meinige ganz gut. Ich kann wirklich nach langem Kranken nicht schlecht liegen, ohne gleich überall Schmerzen zu empfinden, und hierin werde ich wohl immer bedürfend bleiben. Aber es fängt sich an ein Wunsch in mir zu bilden, der aber noch nicht reif ist, und den ich darum auf einen späteren Brief verweise.

Gestern war die alte Chère hier. Ich konnte ihr also Deine großmüthigen Grüße recht frisch bringen, die sie mit einer Mischung von Beschämung und Rührung empfing, die ihr doch zur Ehre gereicht. Ich zeigte ihr alle die Herrlichkeiten. Und auch dadurch war sie gerührt und freute sich mit mir. Sie erinnerte sich ganz mit der ehemaligen Leinenliebe, die ihr noch eigen ist, an der Mutter schöne Bleichen und Leinenvorräthe. Sie erwiedert Deine freundlichen Grüße aufs herzlichste.

Sie brachte mir ein paar wollene Strümpfe zum Geschenk, die sie auf ihre alte drollige Art (sie hat noch ganz die alte Manier wie beim Sprichwörter-Spiele) anbrachte. „Nun, was haben Sie denn noch auf dem Herzen?“ „Ja, Du liebes Lott, ich wage es nich, ach Kott, ach Kott!“ So ging es eine ganze Weile fort, bis ichs müde war und zugriff und mich sehr an einem paar recht lose gestrickter wollener Strümpfe erfreute, die mir grade erwünscht bey meinem rheumatischen kranken Zustande sind. Nun will ich Dir auch noch die Grüße der lieben, guten D. ausrichten, die Dich gewiß freuen. Die liebe Frau ist mir hier die liebste, und meine älteste Freundin auch. Wir haben uns gegenseitig sehr lieb; sie erinnert sich Deiner oft und nennt Dich nie anders wie: „Ihre schöne Schwester.“

Ob ich mir nun zwar erst in den Feiertagen Dir zu schreiben vorgenommen hatte, so soll dieses ein Vorläufer sein und schon diese Woche abgehen. Du wirst den Begleiter des Kistchens, das für Deine zärtlich geliebte Marie ist, freundlich annehmen; das weiß ich. Für das Fest will ich mir dann recht etwas Festliches aufheben und meine theuern Geschwister mit meinen

Lebensschätzen und Heiligthümern bekannt machen. Ihr, meine Lieben, werdet das, was ich Euch schreiben will, mit dem wärmsten Interesse lesen und einen hohen Genuß davon haben, und Gottes Wege mit mir anbeten, der wunderbar fügt und die Herzen der Menschen in seiner Hand hat. Ihr werdet den innigsten Antheil an Allem nehmen, aber zugleich erkennen, daß daß Geheiligte gewahrt und nicht Preis gegeben sein will.[1])

Nun laß mich noch Einiges aus Deinem Brief beantworten! Du sagst, liebe Schwester, ein paar hundert Thaler, würden Dich vielleicht Deinen meisten Sorgen entheben. Meine theure, liebste Schwester, es ist vollkommen der Wahrheit gemäß, wenn ich sage, ich habe für mich keine Sorgen mehr, und selbst dann nicht, wenn ich, was oft der Fall ist, gar nichts habe und überall bezahlen muß. Ich weiß aus unzählichen und täglichen Erfahrungen, Gott hilft von einem Tage zum andern weiter, ich verlasse mich darauf ganz fest und nie vergebens. Mein Vertrauen hat sich oft wunderbar bestätigt; die Welt würde es oft lächerlich finden, wüßte sie, wie ruhig ich abwarte und vertraue, allein die Welt weiß es nicht — man wirft Perlen nicht vor die Säue. Für mich wünsche ich von äußeren Lebensgütern nicht viel mehr. Was ich mir wünsche, kann mir nur richtigere Erkenntniß verschaffen: nämlich mehr Freiheit des Gemüthes, die noch immer durch so Manches beengt und gedrückt ist, mehr Stille noch als ich schon habe, mehrere Stunden

---

[1]) Charlotte wollte offenbar schon jetzt ihren Geschwistern von ihrem Verhältnisse zu W. von Humboldt Mittheilungen machen, was doch, so viel wir sehen, unterblieben ist.



zum Nachdenken. Das weitere, auf wichtigere Dinge gerichtete Nachdenken erscheint mir täglich mehr als das eigentliche Glück des Alters und paßt am besten für die Lebenszeit, die uns den gehofften Aufschlüssen aller Räthsel näher bringt. Dabey verringeren sich immermehr meine Bedürfnisse, wie sich meine Wünsche verlieren, und wenn ich mich abermals der Sclaverey eines Bedürfnisses entzogen habe, habe ich vielleicht ein angenehmeres Gefühl als andere, die Geld gewonnen, um sich unter die größere Herrschaft neuer Bedürfnisse zu schmiegen.

Eigentlich hatte ich immer wenige Bedürfnisse, und wie genügte mir stets ein halber Schoppen Milch! Ich bin zur Anekdote mit meiner Mäßigkeit geworden. Jetzt bin ich durch alles dies sehr wenig bedürfend. Und das ist ein großer und herrlicher Gewinn unserer Trübsale und eine gar schöne Eigenthümlichkeit des Alters, ob es freilich nicht ganz allgemein ist. Aber doch wohl nur nicht, wenn das Thier in uns herrscht. Herrscht die Seele, so ist es ein natürlicher Zustand.

Aber ich glaube darum, daß hätte ich nur ein paar hundert Thaler von dem meinigen gerettet oder wieder bekommen, würde jetzt mein Geschäft eine ganz andere Gestalt bekommen und vielleicht sehr blühend werden. Darum kann ich das denn wohl wünschen, wenn meine Liebe zu Euch und Euren Kindern erwacht. Es wäre ein unendlich schöner, süßer Lohn für meine Ergebung, Fleiß und Mühe, sähe ich die Früchte davon noch Segen bringend für die Kinder meiner theuern Schwester. Du glaubst nicht wie sonderbar es ist, wenn man durch großen Fleiß nach und nach eine (Hand)arbeit zum Ge-

schäft und zum Handel sich erheben sieht. Damit verändern sich fast täglich Ansichten und Meinungen. Noch vor Kurzem dachte ich, wenn ich doch das so mühevoll Erworbene den Kindern hinterlassen und auf sie vererben könnte. Jetzt halte ich es für möglich, den Kindern vielleicht noch selbst etwas zum Fortkommen zu erwerben. Es hängt das ganz vom höheren Segen ab. Denn was hilft uns unser Mühen, wenn uns dieser entsteht. Der mir aber bisher, und oft wunderbar, geholfen hat, kann wohl mehr thun und mir auf manchen Wegen die Mittel zuwenden, die ich für nöthig halte, wenn ich darin nicht anders irre. Ich halte, die Sache wäre jetzt reif, um eine würdigere Gestalt zu bekommen. Die Kaufleute (auch die Damen) erklären jetzt meine Fabrikate den besten französischen gleich und verkaufen sie mit 50% Gewinn. Es arbeiten jetzt mit mir sechs Personen, ich ununterbrochen, die andern nicht immer. Aber um den Franzosen ganz Trotz bieten zu können, bedürfte ich noch sehr vieler Instrumente, und zwar Pariser. Die anderen taugen wenig und jene sind sehr kostbar.

Wenn ich jetzt am Schluß des Jahres meine Bücher abschließe, werde ich an sechshundert Thaler kommen, aber, lieber Gott! wie wenig wird für mich davon übrig bleiben.[1])

---

[1]) Der Schluß des Briefes fehlt.

37.

An die Schwester Dorothea.

Cassel, d. 18. Juni 1818.

Ich kann Dir nicht sagen, meine liebe theure Schwester, welche Freude mir Dein Brief, ach vor allem die Gewißheit, daß Du und Ihr alle noch lebt, gemacht hat. Ich danke Dir recht herzlich für Deine schnelle Antwort und für alle Details, die Du mir giebst, die ich mit dem größten Interesse gelesen habe. . . .

Ich denke oft an des edlen Reinhards schöne Worte: „Unter dem ungeheuren Verlust, den Glauben an die Menschheit habe ich gerettet“, und setze auch mit seinen Worten hinzu: „Schon hat er mich herrlich gelohnt.“ Mir schrieb vor einiger Zeit einer der ersten, edelsten und geistreichsten Männer Europas: „Der Mensch glaubt nie an den Menschen genug, halten Sie nur unter Allem was Sie trifft diesen Glauben fest“. Und Gottlob, er hat auch nie länger als Augenblicke gewankt trotz ungeheurer Täuschungen im Einzelnen. Was Einzelne niederdrückten, hoben Andere wieder. Nein, ich habe die feste Ueberzeugung, daß wir alle gut aus der Hand der Natur kommen; wir können das an allen Kindern bemerken. Das wahrhaft Edle ist selten, eben so selten Geist, allein das wirklich Böse ist noch seltener. Für die meisten Lebenslagen reicht das Maß von Verstand und gutem Willen völlig aus, womit der große Haufe begabt ist. Leben, Verhältnisse, die unendlichen Bedürfnisse, die sich der Mensch geschaffen, mehren dann oft die Schwächen bis zur Elendigkeit, mehren und pflegen freilich Eigennutz und Egoismus. Aber das ist der Mehlthau des

Lebens. Der Allgütige wird wohl das Unkraut von dem Weizen zu sondern wissen, ehe es in die Scheunen kommt. Sieh, ich begreife nicht, wie ich den Glauben an die Menschen verlieren konnte, so lange ich nicht den Glauben an mich selbst verliere; das ist unmöglich, so lange Demuth in unserm Herzen ist.

Ich glaube allerdings, daß ich unter die guten Menschen gezählt werden darf. Allein das Gute, was ich an mir erkenne, ist weit mehr Geschenk der Natur, als mein Verdienst. Indem ich erkenne, daß mein Herz zum Guten organisirt ist, kann ich mir unmöglich ein Verdienst daraus machen, daß ich das Böse, zu dem mich meine Neigungen gar nicht ziehen, nicht will und nicht thue. Und wenn ich manche Wahrheit richtiger erkenne als andere, denen die Natur sie weniger durch das Licht des Verstandes beleuchtete — sind denn die Armen in ihren Fehlgriffen und Fehltritten nicht von mir mit Nachsicht zu tragen? Siehe, Du Liebe, in dem was ich sage, ich bitte Dich, kein Moralisiren, was mir weder ziemt, noch meine Idee ist, sondern beides: Schmerz über diese Stimmung in Dir, und Darlegung meiner Ansicht, meines Vertrauens, das mir Gott erhalten möge und erhalten wird.

Ein anderer, weit unglücklicher Zweifel hatte sich seit länger als einem Jahr meiner bemächtigt, der nämlich, daß sich die Gottheit nur um das Ganze, nicht um das Einzelne bekümmere. Dieser unglückselige Zweifel nahm dem vom Leben zerdrückten Herzen Trost und Freude, der lebensmüden Seele Ruhe und Frieden, und dem Geist jeden freyen Aufschwung. O, ich bin sehr elend gewesen durch diesen Zweifel und fast immer un=

fähig mich zu erheben. Er war nicht allein Folge meiner Schicksale, wohl aber dadurch genährt; erregt war er mehr durch einen einzigen Gedanken eines großen Mannes, der wie ein Funke in den Zunder meiner Seele fiel. So lange ich mich fest an den Glauben halten kann, daß alles, was mich traf und trifft, Gottes Wille ist, habe ich Kraft und kann mich über Leben und Schicksal erheben, hoffen, glauben, stärken — so bald ich ein Spiel des blinden Zufalls bin, ist der Mensch mit Geist und Gefühl das unglückseligste aller Wesen. O, meine liebe Schwester, welche Qualen hat mein Gemüth unter diesem Zweifel ausgenossen! Was ist der Zweifel an geliebten Menschen gegen den Zweifel an Gott? Jetzt fängt mich endlich an dieser bange Gemüthszustand wieder zu verlassen; ich bin noch nicht ganz geheilt, aber ich hoffe zu genesen. Ich habe wieder lichte, heitere Zwischenräume, ich fange an am Zweifel zu zweifeln, ich werde wieder der Segnung des Gebets theilhaftig.

Das alles, was ich Dir da sage, so wichtig es mir auch ist, ist Dir vielleicht weniger interessant, als manche Details, die Du wissen möchtest. Allein da ist so vieles in einander verflochten, das ich nicht wohl auseinander setzen kann, vielleicht auch nicht darf. Laß Dir darum an den Resultaten genügen: Ich bin für den Augenblick ziemlich heiter, erträglich wohl und füge mich wie ein verständiger Mensch in den vielfachen Lebensdruck. Ich genieße überall, wo ich lebe, das Glück geliebt zu seyn und habe die Erfahrung gemacht, daß äußeres Glück oder Unglück, Reichthum oder Armuth das nicht ist, was uns geliebt und geehrt macht, sondern wir selbst es sind. Aus „den vielen Ressourcen in mir,“ woraus,

wie Du meinst, Sorgenlosigkeit und Unabhängigkeit zu schöpfen seien, schöpfe ich leider keine Sorgenlosigkeit, sondern nur sorgenvolles Brod auf welches sehr oft die Thränen fallen, obgleich ich größtentheils bis ein oder zwei Uhr Nachts arbeite. Schütze Dich Gott, daß Du nie den Unterschied erkennen mögest, ein etwas beschränktes Einkommen sparsam einzutheilen, oder „aus den vielen Ressourcen in uns Sorgenlosigkeit u. s. w. zu ziehen". Verletzt hast Du mich ein wenig durch ein Urtheil, das Du gar nicht fällen konntest, aber mich nicht beleidigt. Du hast es gewiß gut gemeint, thue es aber nicht wieder. Laß uns nicht vergessen, daß wir eigentlich über uns nicht einmal ein Urtheil haben — zu fremd sind wir uns leider geworden, viel weniger noch über Lagen, die wir nicht kennen. Der verständige Mensch, und sind wir das noch nicht, so werden wir es nie, muß selbst am Besten wissen, was für ihn paßt. Wohl mir indessen, daß meine Freunde über diesen Punkt ganz anders denken als meine Geschwister. Ich klage ihnen übrigens so wenig wie Dir vor, und jede Erleichterung des Lebens, die mir wird, ist freye Handlung ihres Characters, ihres zum Theil himmlischen Gemüthes.

Ohne Freunde wäre ich lange zu Grunde gegangen. Denn es ist ganz unmöglich, das sagt jeder, der es versucht hat, daß ein feineres, nicht zum Handwerk und unter Handwerkern erzogenes Frauenzimmer sich alle Lebensbedürfnisse erwirbt. Ein höchst edler Mann, dem ich wohl nie selbst werde danken können[1]), hat gewußt mir auf eine Art, der ich nicht entgegen handeln konnte,

---

[1]) Schon im folgenden Jahre geschah es doch.

jährlich bestimmt hundert Thaler zukommen zu lassen. Die Vorstellung ist dem Gütigen so schmerzlich, daß ich unter ewiger Arbeitsnoth meine Tage durchseufze. Punktum! Und schon viel zu viel!

Vergieb, Du Gute, mein flüchtiges Geschmiere. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Den Sonntag laß ich mir nun einmal nicht rauben, er ist meiner Correspondenz gewidmet. Da diese aber sehr ausgebreitet ist, so müssen die meisten fürlieb nehmen, daß ich höchst flüchtig und ungeordnet nur schreiben kann. Es fallen dann zwischen durch immer Schreibereien und Briefe, die doch Fleiß und Anordnung erfordern.

Lebe wohl, grüße Mann und Kinder, behalte mich lieb und lasse mich nicht zu lange auf einen Brief warten.[1])

Deine Dich herzlich liebende treue Schwester
Charlotte.

38.

An die Schwester Christine.

Cassel, im October 1822.

Nach langem Schweigen nehme ich die Feder wieder, um Dir, meine unvergessene, unvergeßliche, ewig geliebte Schwester, zu schreiben, und, ich bin mir ganz gewiß, Dein Auge ruht mit Freuden auf meiner Handschrift, Dein Herz kommt dem meinigen mit nie erloschener Liebe

---

[1]) In einer Nachschrift theilt Charlotte ihrer Schwester noch mit, daß die Schwester Christine ihr ein ganzes Bett und ein Stück Leinen geschickt habe.

entgegen, ob es uns scheinen könnte, als wäre sie erkaltet. Tief bewegt, in süßester Erinnerung ist Dir meine Seele zugewendet. So nehme ich die Feder, ehe die erste Lebhaftigkeit dieser Erinnerungen ihre Gewalt verliert. Was so außerordentlich auf mich eingewirkt hat, sollst Du hören. Ich mußte zu einem gewissen Behuf viele Papiere durchsehen, die lange versiegelt mit der Bemerkung ruhten, um nach meinem Ableben uneröffnet verbrannt zu werden, worüber zu wachen, mir redliche Freunde versprochen haben.

Unter diesen Papieren sind viele Briefe von Dir, diese mußte ich jetzt durchlesen, auch wenn ich es nicht wollte. Schon an sich wirkt das, was wir vor vielen Jahren schrieben, oder was an uns geschrieben wurde, eigens, ich möchte sagen: schauerlich. Es spricht uns an wie aus einer anderen Welt. Rufen uns nun aber solche Briefe wichtige und schmerzvolle Lebensperioden zurück, so verstärkt und erweitert sich der Eindruck vielseitig. — Dann spricht sich Dein schönes Gemüth in so edler Einfalt, in seiner ganzen Innigkeit aus, legt sich so auseinander, daß es mich mit Liebe erfüllen würde und wärest Du mir auch fremd. Was mich aber recht eigentlich so ergriffen hat, ist Deine Liebe, Deine Treue, Dein tiefes Mitgefühl für mein vielfaches Lebensweh. Alles was Du, ein Engel an Liebe und Treue, an Trost und Erhebung mir warst, wie ich meinem Elend erlag, wie ich vergangen wäre ohne Dich, Du treue Schwesterseele. O! Du thätest mir sehr Unrecht, hättest Du mich fähig gehalten, das zu vergessen, was sich wie Feuer in mein gewiß dankbares Herz eingeprägt hat. Ich vermied es gern und geflissentlich, der Vergangenheit viel zu

gedenken, um nicht Wunden aufzureißen, an denen das bischen Lebenskraft, das ich immer so nöthig hatte, verblutete. Ich schonte mich gern. Dann glaubte ich auch vielleicht, da Du mir schwiegst, durch die engeren und süßeren Bande an Mann und Kinder seien die Gefühle für unsere ehemaligen schönen Jugendverhältnisse verstummt. So schwieg ich auch, zog mich in mich zurück und bewahrte nur die Bilder unserer zarten Jugend im Gemüth, betrachtete sie mit Rührung und trauerte über den Wandel aller irdischen Dinge.

Auf einmal nun rufen mir Deine Briefe Alles aufs Lebhafteste zurück, und nun gebe ich mich gern dem Zuge meines Herzens hin und sage Dir nach langem Schweigen, daß ich nie aufgehört habe Dich zu ehren und zu lieben, daß ich Dich nie vergaß noch vergessen konnte und daß ich wünsche die ehemaligen Verhältnisse zu erneuern und die Bande der Natur und Sympathie wieder enger und fester zu ziehen, damit sie für den Rest unserer Tage uns halten mögen wie früher. Ich hoffe und glaube, Du kommst mir willig entgegen. Denn gewiß hast Du auch getrauert über die Ferne, worin wir Jahre lang lebten, und dankst mir, daß ich Dir entgegen kam und ein Umstand außer uns die Veranlassung dazu gab.

Wenn ich auch gleich nicht so viel Zeit dem Briefschreiben widmen kann, wie es eine so lange Trennung forderte, so reißen sich doch von Zeit zu Zeit einige Stunden dazu heraus. Meine Zeit ist beschränkt. Sie ist das Capital, von dem ich lebe, und so Vieles nimmt sie in Anspruch. Ich habe eine ausgedehnte Correspondenz, die mir auch, da ich im Ganzen einsam lebe, viel Genuß



gewährt. Dies muß ich gleich sagen, da ich in der That nicht im Stande bin, meine Lieben zu befriedigen, und fast überall mehr empfange als ich zurückgeben kann. Also mußt Du auch großmüthig sein, das muß ich Dir gleich sagen. Aber sage Du es mir selbst nun auch!

Schönfeld,[1]) dieser gute und treue Verwandte, hat mir Vieles von Euch Lieben gesagt, Liebes und Gutes, Wohl und Wehe, wie es das Leben mit sich bringt und die Vorsehung es mischt.

Von mir und meinem einfachen Außenleben könnte ich Dir noch manches sagen. Ich lebe schon seit vier Jahren ein rein ländliches Leben, wie es meinen tiefsten Bedürfnissen entspricht. Aus der Gesellschaft habe ich mich für immer herausgezogen. Die freie Natur ist mir wohlthätig, die Einsamkeit, die ich, wie Du weißt, von Kindheit auf liebte, ist mir lieb und lieber geworden, ist meine herrschendste Neigung. Ich wohne auf einem Garten, eine kleine Viertelstunde vor der Stadt, komme selten hinein, Besuche habe ich immer mehr, als ich haben möchte; man ist sehr gütig gegen mich. So lebe ich meiner Arbeit, die gemüthlich mir zusagt, und mit der Zeit, da ich durch die edelste Großmuth nicht allein darauf angewiesen bin, mich drückender Sorgen enthebt. Meine Erholungsstunden, eigentlich nur der Sonntag, gehören der Einkehr in mich selbst; die einzelnen der Pflege meiner Blumen im Freyen und der Gemüse, die ich für Freunde ziehe und die freundlich aufgenommen werden. Mit der Gegenwart habe ich Ursache zufrieden

---

[1]) Der Gemahl der Schwester Dorothea.

zu sein, und Gott weiß, wie dankbar ich es bin. Meine Gesundheit ist weit besser als früher, und ich hatte nach allem, was mir begegnet war, keine Ansprüche auf ein Befinden, wie ich mich dessen erfreue. Bin ich gleich nicht so robust wie viele andere, und sehr abhängig von Ruhe, Stille und meinen Lebensgewohnheiten, so kann ich es ja auch darin haben, zu leben, wie ich leben muß: einfach und mäßig. Das darf ich nicht vergessen. — Ewalds Tod hat mich im Frühjahr so sehr getroffen, so tief gebeugt, daß ich glaubte, nie wieder froh werden zu können, so viel hatte ich an dem Verklärten verloren. Aber ich möchte ahnen, die Vollendeten vermöchten ihren Nachgebliebenen Trost zu bereiten. Das ist eine sehr süße Schwärmerei. Mir ist himmlischer Trost geworden im Innern, über den ich mich nicht aussprechen kann. Es giebt Glückseligkeit, die eben durch ihre Unaussprechlichkeit eigentlich beseligt und Licht und Glanz und Heiterkeit über das ganze innere Leben verbreitet. Diese ist mir geworden. Und da ich wohl weiß, daß uns das, was beseligt, und ohne all unser Verdienst als Gottes Gabe uns wird, auch wieder entzogen werden kann, so spreche ich es nicht aus und bete nur, daß ich es behalten möge und nehme dann willig als Erdenzugabe hin, was ich an Arbeit und Sorgen hinnehmen soll.

Mehr, Du innig Geliebte, kann ich Dir heute nicht sagen. Lebe Du herzlich wohl! Ich umarme Dich, Mann und Kinder, und sehe mit Verlangen einer Antwort entgegen. Sage mir von Allen, besonders von Fritz! Mit inniger Liebe

Deine Charlotte.



Ich vergaß Dir zu sagen, welche große Freude ich über Ferdinand Schönfeld[1]) hatte.

39.

An die Schwester Christine.

Cassel, den 8. Dec. 1822.

Meine liebste Schwester!

Deinen Brief vom 19. v. M. habe ich den 26. erhalten und danke Dir auf das Herzlichste dafür. Ich wußte ganz gewiß, daß Du mir gleich antworten würdest, und Du hast mir damit große Freude gemacht. Schon Deine so lang entbehrte Handschrift bewegte mein Herz unaussprechlich, füllte meine Augen mit Thränen und ich konnte vor Herzklopfen kaum den Brief erbrechen und lesen, der mich dann mit dem verschiedensten Empfindungen erfüllte. Die lauteste und herrschendste war: das schmerzliche Mitgefühl, das mich wirklich ganz niederschlug, und von dem ich mich erst erholen mußte, ehe ich Dir antworten konnte. So durfte es nicht bleiben mit mir, oder diese doch ganz Frucht- und Nutzlose Theilnahme rieb mich auf und ich hätte es dann bereuen können, mich Dir wieder genähert zu haben. Nein, laß uns streben, daß Segen daraus für uns hervorgehe! Das erste, was ich nach einiger Besonnenheit, für Pflicht gegen mich selbst hielt, war daß ich mir suchte klar zu machen, wodurch ich so gewaltsam angegriffen war. So hole ich mir die einzelnen Theile Deines Briefes hervor. Du willst zwar, daß ich Dir nicht auf Deinen Brief

---

[1]) Der Sohn der Schwester Dorothea.

antworte. Aber das, meine geliebte Schwester, kannst Du um so weniger wollen, da auch für mich daraus Beruhigung hervorgeht. Ich werde das leise berühren, was uns beiden so schmerzlich ist. Ich würde Dir noch nicht antworten, hätte ich nicht Fragen, die ich schnell beantwortet wünschte. Wäre das nicht, ich würde erst eine ruhigere und heitere Stimmung abwarten.

So heiter die Stimmung war, in der ich Dir neulich schrieb, so umflort und traurig ist meine gegenwärtige. So wandelt das Leben und die Zeit und darin liegt wieder großer Trost. Das Weh geht auch vorüber und läßt heilsame Spuren zurück, wenn man es zu benutzen gelernt hat. Ich strebe, das Unglück nicht mehr zu fürchten, sondern es als einen ernsten, nicht übelwollenden Begleiter anzusehen. Dahin leitete mich ein großer und guter Mann.

Da meine neuliche glückliche und meine heutige trübe Stimmung beide aus meinem Innern hervorgingen, und weniger durch das äußere Leben herbeigeführt wurden, so darf ich hoffen, daß auch die heutige vorübergeht und ich gewinne es über mich, sie ganz zu vergessen, indem ich zu Dir rede.

Also, ich suchte zu meiner eigenen Beruhigung mir den Gehalt Deines Briefes klar zu machen. Da traf ich zuerst, daß Du ein großes Gut besitzest, ja das größte, das uns Beiden, wie wir einmal sind, das Leben gewähren konnte: Glück des Herzens und der Liebe. Uns beiden schwebte das als das höchste Erdenglück vor. Du allein unter uns allen hast es erlangt, wie Du auch gewiß am würdigsten warst es zu besitzen.

Was habe ich erlebt, gelitten, aufgeopfert um es zu

erlangen! Vergeblich! Voll unbefriedigter Sehnsucht streckte ich meine Arme aus und mit glühenden Thränen empfange ich die Anweisung auf ein Jenseits. Wenn wir Frauen das Glück erreichen, in dem Gefährten unseres Lebens den Mann zu besitzen, den unsere Seele liebte durch ein langes Leben, den wir verehren und vertrauen, ach, der dies Gefühl erwiedert, uns versteht, unsern innern Adel würdigt, unsere Schwächen gütig trägt, so können wir schon von hohem und seltenen Glück sagen. Kann sich aber unser Geist an dem seinen erheben, unser Gemüth an dem höher veredelten Gemüthe des geliebten Mannes einer höheren Reife entgegenwachsen, zieht sich das süße und heilige Band der Liebe und Eintracht enger und fester um Gatten und Kinder, wie das Alles bei Dir der Fall ist, o meine liebste Schwester, dann sollen wir alles andere, was es auch sei, als Erdenzugabe willig hinnehmen. Könntest Du die Gefühle kennen, womit die isolirte, Schutz-Trost- und Beistand-lose, die Alles aus eigener Brust nehmen, sich nur auf eigene Schwäche stützen kann, womit sie sehnsuchtsvoll ihre Arme in die weiten Räume ausstreckt und nur bei Gräbern ausruht! — O laß mich nichts mehr sagen! Du erkennst daß mich das Leben mit seinem unendlichen Wehe weder abgestumpft noch erkaltet hat. — Ich mußte abbrechen und nehme jetzt die Feder wieder.

Ueber Deine ökonomische Lage kann ich nichts sagen. Wir sind uns zu fremd geworden. Man drückt sich dann leicht unrichtig aus, und verletzt mit dem besten Willen und Wohlmeinen. Ich freilich bey meiner, ich möchte fast sagen, lebenslänglichen Beschränktheit und sorgenvollen Subsistenz denke, Ihr müßtet sehr gefehlt

haben, entweder im Plan für Euer äußeres Leben oder in der Ausführung desselben. Aber, o Gott! Dein leidenvoller, kranker Zustand! Ja ein Hauskreuz verwirkt jeden Plan, hindert jede Ausführung. Das ist es eigentlich, was mir auch in Deinem Briefe so das Herz zerreißt. Für Eure Sorgen müßte und würde Rath werden, für Eure Kinder wird der sorgen, der Millionen versorgt, — wärest Du nur gesund! Ich kenne dieses Leiden, diesen nervösen Kopfschmerz. Ich habe lange Jahre, bis zum Wahnsinn daran gelitten und bin doch wieder dahin gekommen, wo ich jetzt bin. Gieb nur die Hoffnung nicht auf, Du Liebe, daß Du wieder gesunden kannst.[1]) Es liegt Beides in unserer Familie, (die Leiden) und daß die zunehmenden Jahre besser werden. Denke an des seligen Vaters mittlere Jahre, wie Leidenvoll sie waren, und sein Alter war gesund. Denke an die arme Tante in Cappel! Später ging es gut. Was habe ich gelitten — und jetzt bin ich zufrieden, weil ich es über mich gewonnen habe, ruhiger zu werden. Allerdings ist vieles Schreckliche überstanden. Hoffnung und Erwartung spannt die Seele nicht mehr. Das Leben kann wohl nichts mehr gewähren, aber noch Vieles mir nehmen. Und da bitte ich Gott, daß er meiner Erbarmungsvoll gedenkt oder mich bald vereinigt mit meinem Verklärten. Du hast keine Vorstellung von den Qualen, die ich im Inneren und Aeußern ausgemessen habe in der langen Reihe von Jahren, sollst es auch nicht er-

---

[1]) Charlotte hatte sich hierin nicht getäuscht. Christine starb wohl zehn Jahre nach ihrer Schwester und war bis in ihr hohes Alter eine auffallend schöne Frau.

fahren; es würde mich und Dich zu sehr angreifen. Ich danke Gott, daß es überstanden ist und mag aus der Tiefe der Vergangenheit um so weniger etwas herauf holen, da die Gegenwart täglich Gelegenheit giebt moralische Kraft zu üben. Stehe ich doch da, wo ich jetzt bin, ziemlich gesund, ohne Sicherheit für den Rest meines Lebens, ohne Aussicht für ein mögliches Alter, isolirt, resignirt und dennoch im Ganzen zufrieden. Gott hat immer zugegriffen, wenn es Noth that, nie mich weggestoßen, wenn ich mich in seine Arme warf, die edelsten Herzen für mich geweckt und bald mit Liebe, Theilnahme und Trost erfüllt, was mir am meisten Noth that. Seine Kraft wird wohl ausreichen. Ist ja das Leben bald über uns weggefluthet! Dann kommen Andere — und wieder Andere und wieder — und es regt sich auch kein Blättchen, daß wir nicht mehr sind. — Zeit und Natur gehen ihren hehren Schritt über uns dahin. — Beruhige Dich nur, Du Gute, über das Schicksal Deiner Kinder! Gott ist ja ihr Vater so gut als der unsrige. Giebt denn der Wohlstand der Eltern den Kindern Sicherheit? Ich dachte von der Trüglichkeit dieses Schlusses könnte nicht leicht eine Familie mehr überzeugt sein als wir. — Ich wollte, ich hätte Zeit, um Dir zu sagen, auf welchem Wege ich eigentlich so weit gekommen bin, als ich jetzt bin. Gewiß nicht, um Dich zu bekehren, nur um es Dir zu überlassen, ob Dir meine Erfahrungen nützlich werden könnten, wie sie Dir gewiß troſtreich sein würden. Aber ich bin sehr Zeitarm. Und diese Jahreszeit ist die bedrängteste für mich. Da ich einmal so dringend an meine Arbeit gewiesen bin, muß ich diese Bedrängniß noch für ein Glück halten und

kann nur seufzen: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht.“ [1]) . . .

Und nun meine vielgeliebte Schwester muß ich enden, obgleich ich noch Nichts gesagt zu haben glaube. Ich befehle Dich Gott und wiederhole jene Bitte: Beruhige Dein Gemüth! Das ist der erste Schritt, die erste Arzeney für Dein Nervenelend. Schone Dich, laß Dich pflegen von der treuen Marie. Und Du, geliebtes Kind, das das schöne Lob Deiner Mutter, daß Du eine treue, gute, brave Seele seist, meinem Herzen so nahe bringt, nimm Deiner Mutter die ganze Haushaltslast ab! Sei ganz die Tochter Deiner Mutter, die in Deinem Alter schon so viel leistete!

Eure Charlotte.

40.

An die Schwester Dorothea.

Cassel, Sonntag den 28. März 1824.

Meine theure, innig geliebte Schwester!

Dein Chargé d' affaires, dessen Erscheinung mit Deinem lieben Brief mir recht große Freude gemacht hat, verläßt mich eben. Ich danke Dir für alles Liebe und Liebevolle recht herzlich und eile Dir zu antworten, wie es mir die Zeit erlaubt; ich bin nur grade so sehr bedrängt mit Geschäften, die keinen Aufschub leiden, daß es nicht soviel wird sein können, als ich gern mit Dir reden möchte. Ach, wäre nicht vor Allem diese Zeit-

[1]) Das Weggelassene enthält Fragen Charlottens in Betreff der Söhne, die sie gut unterzubringen hofft.

armuth bei mir immer gebietend, ich hätte ja längst ausgeführt, was ich lange wollte, Dir in mehreren Abtheilungen zu schreiben, um Dich mehr mit allem, was mich angeht, zu befreunden. Aber wir Menschen können wirklich selten über uns gebieten, wie Du auch bemerkst, und so verzeih, Du Liebe, daß ich so schlecht Wort hielt und mit dem Liebevollsten Willen und dem herzlichsten Andenken doch schwieg.

Dein Brief enthält dessen, was wohl ewig verwandt in uns bleiben wird, unabhängig von den verschiedensten Verhängnissen, die uns trafen, und den verschiedenen Wegen, welche uns die Vorsehung führte, so Vieles, wie des Liebevollen, wie des Eigenthümlichen, worin Du Dich stets von mir unterschiedst, wie auch der leisen und schmerzlichen Berührungen und Winke, die jeder Deiner Briefe enthält. Glaube nicht, Du gute, geliebte Schwester, daß ich schweigend Theilnahmslos sei! Ich weiß nur, daß Schweigen in tausend Fällen besser ist als Reden, wodurch der meiste Schmerz uns geschärft wird. Es geht damit wie mit vielen Dingen, die das Gehäus sprengen, wenn Luft daran kommt. Es ist ein schönes Wort in Deinem Briefe: „Man kann das Meiste nur Gott befehlen.“ Gewiß das habe ich lange erkannt, es ist das einzig Wahre. Dahin strebe ich so sehr und ganz, daß ich mir keinen Wunsch mehr erlaube, sondern mir diese kindliche Stimmung fest zu halten suche. Ach, er weiß am besten, was ich kann und nicht kann. Gelingt es mir, leider ist es nicht immer der Fall, mich so ganz unbedingt Gott hinzugeben, dann gestaltet sich wirklich alles oft ganz wunderbar für mich, und ich staune oft anbetend in den kleinsten Zufällen die unsicht-

bare Macht an, die die Zufälle leitet. Achte doch einmal auf diese innere Stimmung in Dir in Verbindung mit den zufällig scheinenden Ereignissen. Und was uns endlich in diese wohlthätige Gott ergebene Stimmung bringt, oder sie herbei führt, ist wohl vor Allem die Erkenntniß, daß Freude und Schmerz allgemein so weise vertheilt sind, daß jeder Einzelne von beiden so viel empfängt, als zu seiner individuellen Entwickelung nöthig ist — und am Ende: „Selig sind die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden.“ Es ist allerdings wahr, Manche scheinen unendlichen Prüfungen, ich möchte es lieber Läuterungen nennen, unterworfen zu sein, sie scheinen ohne Ende und durch ihr ganzes Leben an den Schmerz gewiesen, während wieder Andere, auch edele, gute Menschen ohne große Anfechtung bleiben, da ziemt uns dann wohl nur ein ehrfurchtsvolles Schweigen und das Vertrauen, daß alles zu unserm Besten dient. Freilich denkt man oft an Paulus Worte: „Lebten wir allein für dieses Leben, so sind wir die elendesten aller Geschöpfe.“

Darin, Du Liebe, thust Du mir gewiß Unrecht, oder ich habe mich sehr falsch ausgedrückt, wenn Du glaubst, ich sei so von innigem Wohlwollen nach den Schmerzensvollen Erfahrungen meines Lebens zu Bitterkeit übergegangen. O Gott, nein, nein, das nicht! Wo nähme ich auch den Undank her? Man rechnet es mir hoch an, ja man bewundert es an mir, daß mein Herz noch voll Liebe, voll Glauben an Menschenwerth und Menschenadel sei, während beides doch nur natürlich ist. Ich bin allerdings in allen Lebenshoffnungen getäuscht, aber — nicht in mir selbst. Ich habe in dem

Glauben an mich den Glauben an die Menschheit im Allgemeinen festgehalten, mehr aber noch im Einzelnen, und es ist mir, Gott lob! gelungen oder viel mehr geblieben, daß ich selbst die Liebe bewahrt habe für geliebte Wesen, die mir entnommen wurden. Wer hat in die Tiefe menschlicher Brust geschaut als der Allwissende? Und welche Qualen misset vielleicht ein Herz aus, das sich verblendet abwendet? Und wo nähme ich den Undank her, bitter zu werden? Im ganzen Kreise meiner Bekannten kenne ich niemanden, der das Glück, das aus der Verbindung mit den edelsten Freunden fließt, gleich mir genöße! Was mir der Unerforschliche versagte an Familienglück, das ich so heiß ersehnte, gewährt er mir in Freundschaft; sie verband die Wunden welche Liebe schlug und sie geleitet mich trostvoll bis ans Ende und führt mich meiner Vollendung entgegen. Und da meine edelsten Freunde auf einer viel höheren Stufe der Bildung stehen, als ich, so erleuchtet mich ihre höhere und reifere Erkenntniß, und gern und Liebevoll gebe ich mich dem Segensreichen Einfluß hin, und harre dem ewigen Sabbath Sehnsuchtsvoll nach dem Vorausgegangenen entgegen.

Aber etwas anderes könnte wohl durchscheinen und das will ich Dir aussprechen: Das Leben hat zermalmend auf mir gelastet und durch so vieles Dunkel habe ich mich durchgearbeitet, wovon Du nicht einmal die Umrisse kennst; durchgewunden durch den Schmerz der Zeiten, durch den noch weit größern des Herzens, hat das Leben alle und jede Illusion für mich verloren; ich sehe die Gegenstände in ihrer Wirklichkeit, und ob ich im Ganzen das seltene, vielleicht einzige Glück habe, noch immer

mein Ideal fest zu halten, bin ich doch enttäuscht und damit ist eigentlich das Leben beendet. Damit kann aber nicht nur der Glauben an die Menschen vollkommen bestehen, sondern er besteht wirklich und damit ebensowohl meine Ergebung und Zufriedenheit mit der Gegenwart, und auch zugleich der herzliche Wunsch — nach Ruhe. Und das ist wieder sehr natürlich. Im Schweiße meines Angesichts esse ich seit vielen Jahren mein Brod und komme nicht weiter, ja ich bin überzeugt, ich soll immer nur das tägliche Brod haben; denn wenn ich einmal meine, es müsse endlich besser werden, so trifft mich Unfall auf Unfall und beraubt mich der Früchte meines Fleißes für mehrere Monate. So ging es mir immer und so geht es mir fort und fort. Ich wünsche wohl, das heiße Tagewerk wäre vollbracht und mir möchte noch ein guter Abend werden, denn ich fange an, ein eigenes Gefühl, das man sich früher gar nicht vorstellen kann — das Alter zu empfinden. Indessen stelle ich Gott alles anheim. . . . .

Du gedenkst des gelinden Winters, auch ich habe mich dessen erfreut, ob ich in meiner luftigen, durchleuchtigen Wohnung die vielen Stürme oft mit Angst und Schrecken abgewartet habe, so liebe ich die Abwesenheit der Kälte so sehr, daß ich gern die entgegengesetzten Beschwerden trage. Auch mein Garten ist schon fast ganz bestellt; der Bote Sauerländer kann Dir davon erzählen. Der Mann hat mir sehr gefallen und ich habe ihm meine ganze kleine Wirthschaft und Einrichtung gezeigt, auch mein Arbeitsstübchen, mein Arbeitsapparat und meine Fabrikate hat er gesehn; ich habe ihm aufgetragen, Dir davon zu erzählen. Schreibe mir doch, was er ausgerichtet. . . .

Etwas noch über meine hiesigen Verhältnisse, nach denen Du mich früher fragtest. Ich lebe äußerst zurückgezogen und die wenigen Erholungsstunden am liebsten mir selbst; dies sagte ich Dir schon früher. Vor allem, was große Städte darbieten, nehme ich die Freyheit in Anspruch, unbemerkt nach meinem Sinn in freier Natur zu leben. Der Umgang, woraus sich mein inneres Leben nährt, ist schriftlich und in weite Ferne. Nächst diesen beschäftigt mich meine Lebensbeschreibung, die ich aus reiner Dankbarkeit schreibe und womit ich schon beinah zwey Jahr beschäftigt bin und vielleicht nie zu Ende komme. Ueber den Umgang hier, bleiben mir D., die Du noch von Rinteln aus kennst, die liebsten; der Oberappellationsrath starb im Frühjahr. Sie ist meine älteste noch lebende Freundin, wir stehen uns wie Schwestern so nahe. Ich gehe gar nicht aus und habe mich nach und nach von Allen zurückgezogen, die mich geniren oder auf einem großen Fuße leben, was zu meinem einfachen Leben gar nicht paßt. Es ist aus der glänzenden Welt nur ein junges Päärchen beibehalten, die ich zu lieb habe, um sie zu entfernen, und die mir wie geliebte Kinder sind. Es ist ein Herr von St., Hauptmann bey den Jägern, mit seiner lieben, jungen Frau, einem Fräulein von Sp. Herr von St. wohnte in früherer Zeit bey mir im Hause; er war mir immer ein söhnlicher Freund, dem ich viel Freude danke, und er wird es auch bleiben. Bedarf ich hier irgend eines männlichen Beistandes, so ist er es. Auch wird er im Fall meines Ablebens die letzten Besorgungen für mich übernehmen, dies ist eine große Beruhigung. Den letzten Kampf werde ich ja schon mit Gott allein bestehen, der

mir in manchen, vielleicht schwereren beistand, und mich nie verlassen und versäumen wird. Dann sind hier noch einige einzelne Personen und einige Familien, die sehr gern zu mir kommen und mir mit Güte zugethan sind; auch die jungen Leute, die mich trotz meines Ernstes gern haben. Ich muß sehr auf meiner Hut seyn, denn schnell und leicht zieht sich zu viel Besuch her; ich verstehe gar nicht, wo ich das Anziehende habe, vielleicht ist es auch der Garten. Nichts ist verderblicher und störender für ein beschränktes Leben, wie ein Geschäftsleben ist, als vieler Umgang; er läßt mich unendlich leerer als die geliebte Einsamkeit. — An eine der Familien schließt sich die alte Hoffmeier an, die mannichmal Werth für mich hat, weil sie lange in unserm elterlichen Hause mit uns lebte. . . . Das zwanzigjährige Hofleben hat ihr eine große Gewandtheit und Geschmeidigkeit gegeben und Sorgfalt im Aeußeren. Bey einer sehr gesuchten Garderobe sieht sie, die in der Jugend nicht hübsch war, noch im Alter merkwürdig gut aus.

Von der von G., nach der Du fragst, schreibe ich Dir sehr gern, denn sie ist mir sehr theuer und ist eine Frau von hohem und seltenen Werth. Eine Weltdame allerdings, wird und war sie stets vom gemeinen, urtheilslosen Haufen, der sie beneidet und fürwahr den Maßstab für sie nicht hat, ganz unwürdig gemessen, was ihr ganz gleich sein kann. Nie hat sie den Adel ihrer Seele in der großen Welt, worin sie sich stets würdig bewegte, verloren. Selbst in früher Jugend, wo sie mit glühendem Herzen, zwar an einen würdigen, aber über dreißig Jahr älteren Mann gebunden war, hat sie immer ihrem Schicksal geboten und sich selbst beherrscht und



niemanden unglücklich gemacht, ob sie selbst sich so unglücklich fühlte, daß ihr noch jetzt die Thränen zur Erde fallen, wenn sie davon spricht. Aber der Herbst ihres Lebens war und ist schön, heiter und fruchtreich.

Gesund, was so selten in unseren Jahren ist, des heitersten Gemüths, und voll des höchsten weiblichen Verdienstes, alles beglückend, was sie umgiebt, gestaltet sie noch jetzt wie immer Alles zum frohen Lebensgenusse. Sie ist noch eine schöne Frau, voll Grazie, wie sie es immer war, mit wahrer Würde der höheren Stände. Die schönsten Zähne in vollen Reihen, das schönste Haar, Augen, Farbe, Haut, Arm und Hand, Alles hat sich erhalten, und die Eleganz bei einer gewissen Pracht, die ihr immer eigen war, hat sie noch. Schon ins vierte Jahr hat sie Cassel verlassen und lebt auf ihrem Gut, das ihr Sohn schon lange bewohnte, mit einer sehr liebenswürdigen Frau, einem Fräulein von G., und einem Häufchen schöner Kinder. Der alte Geheime Rath starb vor einigen Jahren, 79 Jahre alt. So lange sie hier lebte, machte sie eins der ersten Häuser aus, worin der feine Geschmack, der ihr eigen ist, und den Du kennst, alles beseelte. Ja es war nicht nur elegant, es war prächtig. Auch sah sie den Kurfürsten und die Kurfürstin und die anderen Fürstlichkeiten bey sich und lebte überhaupt in den diplomatischen und ersten Cirkeln. Auf demselben Fuße lebt sie auf dem Land ein ganz großstädtisches Leben in einem neugebauten schönen Hause. Auch dort hat sie die Kurfürstin mit ihrem Hofe, der Herzog von Cambridge rc. rc. besucht; ja sie logiren dort. Sie haben ein Treibhaus, einen Koch, der den Küchenzettel bringt rc. Alles das, was mich sehr genieren

würde, behagt ihr nun einmal und muß sich mit ihrer Lage vertragen. Denn es besteht seit vielen Jahren, besteht neben der innigsten, wahrsten Liebe und Herzlichkeit. Sie lebt dort in vier Generationen und beglückt alle; sie weiß alle in Einem Sinn und Geist zu beleben, alle an sich zu binden, ohne die Freundschaft zu versäumen. Ihre Theilnahme ist so warm als wahr, und sie bethätigt sie überall. Ihre alte vierundachtzig jährige Mutter lebt noch, und obwohl sie früher Etwas an sich haben mochte, jetzt stumpf und stumpfsinnig geworden ist, schadet es dem Ganzen nicht. Mit ihren Kindern lebt sie in dem schönsten Verein. Sohn und Schwiegertochter beten sie an. Ihren Enkeln widmet sie sich aber eigentlich ganz. Aber ihr schönstes Verhältniß ist das zu ihrer Tochter. Eine innigere Freundschaft, befriedigend von beiden Seiten kann es nicht leicht geben, und das dünkt mich wäre das schönste und natürlichste Verhältniß. Diese Tochter, dreiunddreißig Jahre alt, wie sie mir — sie ist oft hier — vor einigen Tagen sagte, aber so blühend, daß man ihr kaum dreiundzwanzig gäbe, wird nicht leicht heirathen. Sie scheint darin kein Glück zu sehen. Sie ist ein sehr ausgezeichnetes, sehr Talentvolles Wesen. Erst seit ihrem sechsundzwanzigsten Jahre hat sie bewunderungswürdige Talente, und ein seltenes Kunstgenie entwickelt. Sie ist eine genialische Malerin in Oel, sie porträtirt und copirt nicht nur ganz vortrefflich, sie componirt selbst ganze Gruppen, und es wäre ewig Schade, wenn sie nicht nach Italien reiste und die Kunst im Mutterlande studirte. Wie sie das Glück ihrer Mutter ausmacht, so ist sie auch ihr Stolz, selbst aber von der liebenswürdigsten Bescheidenheit und höchst

natürlich. Daß sie durch ihre Kunst in vielfache sehr interessante Verhältnisse kommt, ist begreiflich. Sie ist oft hier im Hôtel des Preußischen Gesandten; die Tochter, Fräulein H., ist ihre genaueste Freundin. Nun bist Du gewiß mit meiner Relation zufrieden und erkennst, daß unsere liebe G. ein genußreiches und fruchtreiches Leben jetzt lebt, da sie es vor allem ihren Enkeln widmet. Dabei bleibt ihr reiches Herz der herzlichsten Freundschaft, der innigsten und zartesten Theilnahme stets offen. Die ersten Jahre wollten sie mich immer den Winter dort haben; ich sollte Mädchen und Arbeit mitbringen und ein paar Zimmer in Besitz nehmen. Obwohl ich das dankbar anerkenne, so würde das nur Qual für mich sein. Mein Leben ist im Aeußeren, und im Inneren fast noch mehr, so abgeschlossen, daß ich nichts daran verändern kann noch will; ich muß wie die Schnecke das eigene Haus auf dem Rücken behalten und mich gleich tief hineinziehen, sowie die Fühlhörner etwas Fremdes berühren. Jetzt macht mir weder Mutter noch Tochter solche Vorschläge, die ich zwar ehre, auf die ich aber nicht eingehen kann. Habe ich noch die Zeit und finde sie gleich, so will ich Dir ein paar ihrer Briefe beilegen. Zwar mag man in späteren Jahren nicht gern fremde Briefe lesen, auch ist meine gute G. keine gewandte Scribentin, doch wirst Du gern etwas von ihr lesen.

Nun wirst Du, mein Herzens Dortchen, wohl mit der Länge meines Briefes zufrieden seyn. Wüßtest Du, in welcher mannichfaltigen Arbeitsnoth und Bedrängniß ich grade jetzt bin und recht eigentlich stecke, Du würdest mir den langen Brief anrechnen, ob ich es gewiß selbst

nicht thue. Sieh nun wie Du alles herausbringst, doch das wirst Du schon, wir haben ja alle diese Gabe. Sehe ich meine Dornenhecke gegen Deine niedlichen Buchstäbchen, so ist das freilich ein arger Contrast — aber es ist nun nicht zu ändern. . . .

Nun Adio, liebes Herz! Lebe recht wohl, grüße die Deinen herzlich, gedenke meiner oft! Mit der herzlichsten, unwandelbarsten Liebe

Deine Charlotte.

41.

An dieselbe.

Cassel, den 3. Pfingsttag 1824.

Wie gern hätte ich schon früher Deinen lieben, langen Brief beantwortet, meine gute, theure Schwester, wie gern Dir gleich gesagt, welch ein liebes Geschenk Du mir damit gemacht hast, aber ich konnte nicht, kann noch nicht, und will nun wenigstens anfangen, ob ich nicht weiß, wann ich fortfahren und wann ich enden werde. Gütig wirst Du wenigstens darin die Liebe meines Herzens zu Dir erkennen wie das Bedürfniß desselben. Wir wissen es Beide, daß man sehr oft, gedrängt vom Außenleben, oder auch zerrissen im Innern, sich nicht geben kann, wie man gern möchte, und den ruhig stillen Genuß entbehren muß, der im Mittheilen und Empfangen liegt. Wir wissen es Beide, daß man der Nothwendigkeit verständig nachgeben, sich in Zeit und Umstände hier schicken muß.

Freilich so viel Zeit kann man wohl in jeder Lage herausreißen, um eine kurze Nachricht zu geben oder

ein Wort der Beruhigung zu sagen, allein das genügt mir nicht und würde auch Dir nicht genügen. Und so geht es mir überall. Ich stehe in manchen brieflichen, sehr schönen und genußreichen Verhältnissen, aus denen ich unendlich mehr an Erkenntniß und Erleuchtung, an Muth, Kraft und Trost nehme, als aus den mich umgebenden Verhältnissen, und wenn ich weniger aus diesen nehme, als ich wohl wünschte, so kann ich eigentlich nur mich anklagen und meist die äußere Lage, die mich streng und unaufhörlich an meine Arbeit weist von früh bis spät. Meine seltenen Erholungsstunden, worin ich oft so erschöpft bin, daß ich mich wohl ganz still hinsetzen, und dem Andenken alles dessen, was mir theuer war und ist, leben möchte, oder der stillen Einkehr in mich selbst — diese wenigen kostbaren Stunden muß ich dann leider oft mit innerem Unmuth Besuchen hingeben, die mich nur mehr erschöpfen. Man kommt wirklich aus Liebe, — die ich dankbar erkenne, aber gern und lieber in der Ferne — oder auch weil man gern hier ist. Aber der Himmel weiß, wie dem beschäftigten, gemüthvollen Menschen die vielen müßigen, Geist- und Gemüthlosen Menschen zur Qual sind, die so ihre Zeit nicht auszufüllen wissen und es gar nicht verstehen, daß man mit sich selbst in guter Gesellschaft seyn kann. Allein die vielen lästigen Besuche, die so manche Häuser überlaufen, so manche Familie derangiren sammt den Finanzen, so viel Erbärmliches in den Ideengang bringen, so widrig zerstreuen und der Jugend verderblich sind, sind ein sehr gerechter Gegenstand der Beschwerde, die man nicht zu heben weiß. Vergeblich gebe ich keinen Besuch, lade sehr selten Jemanden ein, spreche

meine Zeitarmuth, meinen Hang zur Einsamkeit laut, laut, laut aus — nichts schützt mich. Die Nähe der Stadt ist mir verderblich; will ich einmal einen Augenblick Luft und Bewegung im Garten genießen — husch, wie die Stoßvögel fallen die Eintretenden über mich her; dadurch bin ich dann wie angekettet an mein Dachstübchen, das mein Arbeitsplatz ist. Meine Arbeit muß man respectiren, und wenn ich mich nicht verleugnen kann, weise ich ab.

Verzeihe dieses Seil! Es wird mir indessen zu einiger Entschuldigung gereichen, obgleich ich in der Zeit etwas Besseres hätte sagen können.

Aber Punktum endlich und von etwas Besserem! Die immer kranken Hände thun endlich das ihrige, wenn sie das Bessere erzwingen.

Nun zuerst zur Beantwortung Deines gehaltreichen Briefes. Aber wo fange ich an! Doch vor allem bey dem, was mich besonders erfreut hat, das sind zwey Stellen. Die erste, wo Du sagst, daß Ihr seid sechs Wochen glücklich und heiter und wie neugeboren unter einander lebtet, und noch mehr, wie Du späterhin sagst, daß Du mit dem innigsten Vertrauen auf die Hülfe des Allmächtigen dem Jahre entgegen gehest, daß Dich das hingebende Vertrauen in seine Führung überall begleitet und Dich alles Schöne doppelt genießen läßt. O, mein Herzens Dortchen, wie hat mir das so wohl gethan! Ich weiß am besten, daß das Vertrauen Himmelsgabe ist, daß es kommt und geht ohne Verdienst und Schuld und das Eine wie das Andere gewiß, ganz gewiß Läuterung ist. Wir vermögen es uns nicht zu geben, wie ich wohl früher glaubte; das aber vermögen wir, daß wir

beides als Läuterung ansehen und nehmen, daß wir, wenn es uns wieder verläßt, still harren, bis es uns wieder zurückkommt. — Das auch, daß wir uns würdig der Wiederkehr machen. Diesen erprobten Rath kann niemand geben als der selbst Anfechtungen, das schwerste Seelenleiden erfahren hat. Ich habe auch das Dunkel durchgehen müssen nach dem schmerzlichen Erziehungsplan, den die Vorsehung für mich entwarf, ich habe lange Jahre darin herumgereist, am Ende führt alles zum Licht und wenn man aus Nacht und Dunkel, durch Dornen und Steine sich blutend wund gegangen, achtet man wenig mehr auf den guten oder schlechten Weg, man faßt die Perspective in's Auge und achtet auf Gang und Entwicklung großer Menschen. Wie wenig bedurften sie! wie unabhängig war ihr Friede von allen den Erbärmlichkeiten, worin der große Haufe Ehre und Glück sucht. . . .[1])

42.

An Frau Pfarrer Jülicher in Blomberg.[2])

Cassel, den 2. April 1832.

. . . . Wie sehr bedürfen wir in hohen Jahren der Ruhe und des Friedens der Seele, wie richten wir so gern hoffend den Blick aus dem Leben und wie störend

---

[1]) Im Fortgang des Briefes hat Charlotte die Frage ihrer Schwester beantwortet, ob sie es für zweckmäßig halte, daß ihre Nichten das Blumenmachen bei ihr erlernten, was Charlotte verneint. Der Schluß dieses Briefes ist nicht mehr vorhanden.

[2]) Frau Pfarrer J. war eine Cousine von Charlotte und im Hildebrandschen Hause erzogen. Das Original fehlt.

treten Sorgen dem entgegen! Ich bemühe mich mir die Meinung meines verehrten Freundes immer mehr zu eigen zu machen, daß der Mensch niemals dem Menschen genug traut. Welch großer Undank wäre es, wenn ich anders dächte, da ich im ganzen Kreise meiner Bekannten niemanden kenne, der Freunde hat, wie sie mir Gott gab. Jeder Schmerz, den ich leide, zittert auch in treuer Freundschaft nach, und Hülfe- und Trostreich tritt mir gleich sie zur Seite; das empfinde ich grade jetzt, wo mich ein wahres Hauskreuz trifft.

Ich habe nämlich seit acht Jahren ein armes, gutes, Erbarmungswürdiges Kind bey mir, das jetzt in der sechsten Woche schwer erkrankt liegt und zwar ohne Zweifel an einer der schrecklichsten Krankheiten, an der Wassersucht. Wie herzzerreißend der Anblick dieser Leiden auf mich wirkt, wie zerstörend die Wartung, Pflege, Nachtwachen, diese langen Nächte für mich sind, das ist nicht zu sagen. Der menschenfreundlichste Arzt hat sich selbst erboten, sie frei zu behandeln, einer der Armendirectoren, der mir ein wohlwollender Freund ist, unser trefflicher Bürgermeister (Schomburg), hat mir freie Arzney verschafft. Dennoch kostet Pflege, Wartung und Erquickung viel, wo alles stockt; vor Jammer kann nichts geschehn. Möchte Gott die Leiden des armen gebrechlichen Wurms, mit dem ich seit sieben Jahren so Vieles erlebt habe, abkürzen! Denn an Genesung kann ich nicht glauben. Wie ich durch dies Hauskreuz zurück gesetzt werde, kümmert mich gar nicht. Gott hat mich aus so vieler Noth errettet, er wird mich auch jetzt nicht verlassen und versäumen; er weiß am Besten, was ich kann und nicht kann, und wie es in mir aussieht.

Denke meiner in Liebe, Du Theure, ich habe oft traurige Nächte. Mein gutes Mädchen ist von einer seltenen und wirklich unermüdlichen Herzensgüte, sie trägt Alles mit dem reichsten Herzen ohne Klage, und es ist ein wahres Glück, daß sie den Schlaf besser entbehren kann, als ich. Das ist also wieder eine Leidens Erleichterung. Auf mich selbst, d. h. auf mein Leiden in den Füßen und Knieen, wie angegriffen ich auch meist bin und wie unfähig zu allen Geschäften, hat vielleicht diese Noth eine bessernde Wirkung gehabt. Ich bin angegriffen, selbst fiebernd, aber nicht krank, doch fest entschlossen, das arme ohne mich höchst unglückliche Geschöpf, dem ein so schreckliches Erdenloos fiel, im letzten Kampfe nicht zu verlassen.

Könnte ich Dich, Du Liebe, einmal hier haben, in meiner kleinen, abgeschlossenen, stillen, friedlich ländlichen von mir und meinem Fleiß und großmüthiger Freundschaft geschaffenen Welt, die mit der großen Welt in der Residenz nichts gemein hat, wohin immer nur wenige Edle kommen, um an meinem Herzen, dem vielerfahrenen, auszuruhn! . . .

43.

Für meine zwei Schwestern Christine Melm, und Dorothea Schönfeld geschrieben.[1])

Cassel im October 1832.

Ich nehme nun ein eigenes Blatt, worin ich Euch, meine lieben Geschwister, selbst die Nachrichten geben

---

[1]) Dieser Brief enthält die letztwilligen Anordnungen Charlottens für den Fall, daß sie der Cholera, die damals in Kassel

will, die Ihr im Fall meines baldigen oder späteren Ablebens erhalten müßtet, und die Euch meinetwegen doch beruhigen werden, da ich nicht das Glück habe, denen, die ich liebe, etwas zu hinterlassen, was ihr Leben erleichtern oder verschönern könnte. Ich habe mir dies oft als ein großes Glück gedacht, wenn man in dem Zeitpunkt, wo man nun nichts mehr nöthig haben wird, noch liebevoll sorgen und geben kann was zum Erdenglück nöthig ist, oder auch in wohlthätigen Stiftungen noch künftigen Generationen den Lebensdruck erleichtern kann. — Solche Freuden versagte mir das Schicksal, es gewährt mir dagegen andre, die seltner sein mögen. Ich kann Euch, meine Lieben nur darüber beruhigen, daß ich, was ich nicht hoffte, in einem ungeschmähten Grabe ruhen werde.

Nun hört! Ich sagte Euch oft, ohne grade in die Details zu gehen, daß ich seit vielen Jahren unendlich viel Gutes und Liebes von allen Seiten der edelsten Freundschaft danke. Mein Fleiß, wie unermüdlich er seit zwanzig Jahren war, hätte zu dem Nothdürftigsten nicht gereicht. Daß ich meist ohne drückende Sorgen und selbst mit einiger Annehmlichkeit lebte, das ist allein das Werk und das Verdienst der Freundschaft. Wie viel geschieht und geschah, um mich über das Leben weg zu helfen, um mir die Vergangenheit vergessen zu machen, so blieb immer ein schwerer Druck, über den

ausgebrochen war, plötzlich erliegen sollte. Der Brief, zu dem dieses Aktenstück gehörte, enthält sonst Nichts von Bedeutung. Charlotte spricht nur wiederholt aus, daß sie sich nicht vor der Cholera fürchte.

ich nicht laut werden konnte: Schulden aus meiner drückendsten Zeit. Ihr wißt Alle, ob und wie diese das Dasein und jede gute Stunde verbittern — wie sie das Bewußtsein einengen, wie man sich jedes Entbehrliche zum Vorwurf macht 2c. So lange ich auf einer Seite Hoffnung hatte, mein verlorenes Vermögen ganz oder theilweise wieder zu erhalten, wofür sich vereint so viele gütig für mich gesinnte, bedeutende, einflußreiche Männer interessirten — so lange ich auf der andern Seite die Hoffnung fest hielt, mein Blumengeschäft Fabrik- und Handlungsartig zu erweitern, behielt ich Muth — und wie schmerzlich ich unter den Qualen lähmender Gicht und anderer eben so grausamer Uebel und gänzlicher Schlaflosigkeit auch litt, — Redlichkeit, Dankbarkeit und Seelenstärke hielten mich eine Reihe von Jahren in der angestrengtesten, unermüdlichsten Thätigkeit. Verdruß ohne Ende und ohne Namen, und die kleine Genugthuung, einige kleinere heilige Schuldenposten abtragen zu können war alles, was ich gewann, und für diese letzte Satisfaktion wurden — neue Schulden erfordert! Mein Tisch für mich und zwei Mädchen war auf die feste Summe von wöchentlich zehn, jetzt zwölf Gutegroschen gesetzt. Ich erlaubte mir nie ein Vergnügen, seit Melm hier war, war ich nicht auf Wilhelmshöhe; keine Catalani, keine Sonntag, keinen Paganini hörte ich, besuche weder Theater, Conzerte und andre Festlichkeiten, noch sehe ich Sehenswürdigkeiten, ob mich manches wohl reizt. Mein Anzug immer anständig, wie meine ganze Umgebung, ist schlechter als ihn jetzt jedes und mein eigenes Dienstmädchen trägt.

Von Gesellschaften, worin ich mehr bedürfte, ziehe

ich mich auch aus diesem Grunde ganz zurück — aber meiner Neigung ist das auch gemäß — wie gütig man mich auch sucht. — Das, was die Annehmlichkeit meines Lebens ausmacht, meine stille, anständige, hübsche Gartenwohnung danke ich der Freundschaft, die mehr als das für mich thut. — Was meine Einsamkeit versüßt ist soviel freundschaftlicher Umgang voll herzlicher Theilnahme, als ich nur haben mag, ja ich muß immer abwehren. Was meine Einsamkeit aber beseelt, sind geistvolle, geregelte Correspondenzen, außer sehr gewählter Lectüre und einsamen Spaziergängen. Diese kleinen selbstgewählten Genüsse meines eigentlich selbst geschaffenen Lebens, genügen mir vollkommen und ich schätze den Abend meines Lebens für den besten Theil desselben. Ich habe erkannt, daß das Glück im Wunsche viel, im Besitz oft gar kein Glück ist und vorüber geht; das Unglück geht auch vorüber, und das ist ein großer Trost, und wohl benutzt läßt es heilsame Spuren in der Seele zurück; meist, wie bey mir, ist es Folge verkehrter Handlungen. Das wahre Glück können wir, richtig geleitet, immer in eigener Brust bauen; zu dieser Erkenntniß bin ich schon lange gekommen. Meine Erholungsstunden machen eigentlich den schönsten Theil meines Lebens aus; durch einen weisen und einsichtsvollen, unendlich gütigen Freund, dessen Wohlwollen immer mein wahres Beste und den Frieden meiner Seele bezweckt, geleitet, nehme ich von Zeit zu Zeit etwas, was mir gerade zusagt, auf und beschäftige mich damit wissenschaftlich; nicht gerade um mich noch zu belehren, sondern um mich zuerst ganz von mir selbst abzuziehn, so frey und ganz selbstlos in Ideen mich zu erheben



und darin zu leben. Dies ist höchst wohlthätig für das Gemüth und erhebend für den Geist; ich folge darin nur einem höheren Rath, den mir die Güte Gottes in einem höchst geistreichen treuen Freunde gab, durch den ich versöhnt mit meinem Schicksal wurde und der mir im Glück nie nahe war.

Aber zu welcher Abschweifung verleitete mich der ernste und dankbare Blick auf meine Vergangenheit, Gegenwart und das bevorstehende Ende! Ich darf hoffen, daß Ihr, meine Lieben, mir nicht nur verzeihen, sondern mit Antheil lesen werdet, was ich schreibe. Es ist Euch gewiß zugleich ein Beweis, daß es jetzt ruhig, zufrieden, dankbar und ganz gefaßt, wie es auch kommen mag, in mir bestellt ist.

Nun nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf und bitte, daß Ihr so gütig sein wollt, mir zu folgen. Ich sagte auf der zweyten Seite, daß ich Muth behielt, so lange ich hoffte, daß mein Fleiß mir ein gesegnetes Mittel sein werde, meine Schulden zu tilgen — dies war 1828 ganz dahin. Bis dahin hatte ich unter Mühe und Arbeitsnoth vergeblich gehofft, nun wendete sich auf einmal die Mode, die damals total wandelte und vom dreißigjährigen edlen griechischen Geschmack zum gothischen und niederländischen überging, von den Blumen ab. Das dauerte zwey Jahre, an welche ich nicht zurückdenken mag. Ich war indessen in dieser Zeit zu der klaren Erkenntniß gekommen, daß nichts sich weniger eigne ins Große fabricirt zu werden, als Blumen, ein Artikel, der ganz der Mode angehört und von dem ich noch wenig gehabt habe als Mühe und Arbeit, wenn ich gleich für nahe an 7,000 Thaler gemacht

habe. Seitdem wird nun wieder etwas gefordert, allein zu den gegenwärtigen dicken, gefalteten, gereiften, wattirten, puffonirten Gestalten gehören höchstens Blumen auf den Kopf; das ist wenig nöthig. Ich arbeite also jetzt nur .allein und ich stehe mich so besser als vorher, aber das reicht eben für mich aus; zu der ersehnten Beruhigung, endlich zu bezahlen, konnte ich so nicht gelangen, das sah ich lange ein. Gott nur weiß, was ich dabei gelitten, dem nur konnte ich mein Leid ausschütten. Ihr wißt, ich habe mein mancherlei Leid nie auch dieses Euch nicht vorgeklagt. Endlich gewann ich Demuth, Kraft und Vertrauen, die Bitte auszusprechen um Erlaß meiner Schuld, da mich niemand mahnte. Beabsichtigt war dies keineswegs, sondern wie von selbst, gleichsam wie eine Eingebung, stieg es in mir auf, und ist nun in seinem Erfolg so gesegnet, daß ich nur das süße Gefühl hege, der Gedanke kam von Gott, der ja „seinen Segen vertheilet mit weiser Hand, nicht so, wie wir es zu wünschen pflegen, doch so wie er es gut erfand". Voriges Jahr um diese Zeit, wie zuerst die Cholera näher kam und fürchterlicher drohend als jetzt überall Schrecken verbreitete, mahnte es mich zuerst sehr ernsthaft. Da habe ich eine sehr geliebte, wahrhaft töchterliche, treue Freundin in einer jungen Dame in Hamburg, die mir unendlich viel Liebe erweist, ob sie kein Vermögen hat, aber das reiche himmlische Gemüth erschöpft sich nicht und die Art, wie sie erfreut, ist mehr als ihre reichen Gaben. Mit ihren Eltern, die früher hier wohnten, war ich lange in freundschaftlicher Verbindung und ich danke ihnen unendlich viel; die höheren Stände haben eine viel edlere Art zu helfen

als unseres Gleichen. Die Mutter meiner Therese — so nennt sie sich, so nenne ich sie — hatte mir vor langen Jahren (1819) vierzig Louisdor geliehen. Wie manche Thräne hat mir das gekostet, auch weil ich wußte, sie hatte es eigentlich nöthig, wie wenig es so scheint; ich sah gar keine Aussicht. Voriges Jahr um diese Zeit bat ich meine treue Therese, die mir oft sagte und schrieb, sie wünsche nur etwas zu wissen, wodurch entweder dauernde Freude, oder Beruhigung über meine Tage verbreitet werden könne — diese Schuld bey ihrer Mutter zu übernehmen. Ich dachte mir, sie würde sich gegen diese erklären, daß sie einmal bey dem Ableben ihrer theuren Eltern so viel weniger bekomme. Das Engelsherz nahm es aber anders. Sie erwiederte mir, daß sie mit Freuden die Schuld übernehme, daß sie es könne, wenn ich ihr erlaube, sie nach und nach zu tilgen, auf einmal werde es ihr schwer und auch ihrem Manne, — ein edler junger Russe, der mich und ich ihn nur vom Sehen kannte, der mit gleicher Liebe dazu bereit sei. Sie wolle mir dann von Zeit zu Zeit die Quittungen der Mutter schicken, die ich auch schon über die Hälfte habe. So erkannte ich erstaunt und tief gerührt, daß das geliebte Kind auf der einen Seite mich aller Geldverbindlichkeiten entheben, auf der andern zugleich die geliebte Mutter erfreuen wolle, die zwar in einer äußerlich glänzenden Lage ist, aber sehr beschränkt von ihrem Manne wird. Meine Therese ist nicht vermögend, so wenig als ihr Mann, aber er hat einen guten Gehalt; seine Stellung in der Welt und das kostbare Hamburg erfordern aber auch viel. Ich sage nichts weiter von den Gefühlen, welche durch diese schöne

Erscheinung in mir leben. Ihr werdet es nicht verstehen, weil Ihr den Engel an Liebe, Güte und Anmuth nicht kennt.[1])

Ungemein ermuthigt hierdurch sprach ich nun mit einem jungen Kaufmann, der hier eine Modehandlung hat, mit dem ich seit einer Reihe von Jahren in Geschäftsverkehr stehe. Erst seitdem hat alles einen andern Fortgang genommen; ich verdanke ihm sehr viel. Er ließ mir alles Material aus Paris kommen und besorgte mir daher die schönen, kostbaren Instrumente, für welche ich ihm über zweihundert Thaler schuldig bin. Er machte nie Abzüge an meinen Rechnungen, behandelte mich stets wie ein söhnlicher Freund, mahnte mich nie — desto mehr mahnte ich mich selbst. Er kennt meine Lage und meine Gesinnungen, ich hatte mit ihm immer aufrichtig über beide geredet. Ich zeigte ihm meiner Therese Brief, er war über die Art bis zu Thränen gerührt, ich setzte hinzu, daß ein Arrangement über meine finanziellen Angelegenheiten zu meiner Beruhigung durchaus nöthig sey, daß ich ihn zu dem Ende zu mir gebeten habe, um mich mit ihm darüber zu berathen, da ich zur Beschaffung einer großen Rechnung außer Stande sei. Mit wahrer Schonung und Delikatesse fiel er ein: „Denken Sie doch daran nicht. Sie arbeiten nur noch für mich,

---

[1]) „Sie war als junges Mädchen und in noch höherem Grade noch viele Jahre später als Frau, eine Schönheit ersten Ranges, die glänzendste Zierde der ersten Gesellschaftskreise Hamburgs, sowohl wegen ihres bezaubernden Aeußeren als wegen des Reizes ihres ebenso ungekünstelten, als ungewöhnlich anziehenden Conversationstalents." So wird in der Allgemeinen deutschen Biographie Bd. XIX. S. 723 Therese von Struve geschildert.

ich gewann und gewinne so viel an Ihren Blumen"; (er nimmt schon lange nichts mehr aus Paris) „habe ich Sie denn je erinnert?" „Nie, nie", antwortete ich ihm und gewiß sehr gerührt, „aber es gereicht zu meiner Beruhigung, daß Sie auf meinen Wunsch und Bitte hören und diese bewilligen. Nehmen Sie für Zahlung nach meinem Ableben meinen gesammten Blumenapparat der mir freilich viel mehr kostet, aber für jeden, der ihn nicht brauchen kann, nur altes Eisen ist." „Nun denn", sagte er, „alles was Sie wollen, wie Sie wollen, was zu Ihrer Beruhigung gereicht, will ich mit Freuden auch".

O Gott! so war die zweite große Schuld getilgt! Wie war ich erleichtert! Traut der Mensch wohl je dem Menschen genug? Dann ging es mir wieder, wie es den alten reichen Leuten geht, die an Testamente nicht gehen und lieber lachende Erben lauern lassen über ihr Verschieben, — ich verschob wieder. Erst drängte die Arbeit, dann drückte mich das schwere Hauskreuz im Frühjahr, beugte mich der Anblick großer Leiden und der Tod eines lieben Geschöpfes. Dann war ich dadurch in größere Sorgen gethan. Nun war wieder die furchtbare Orientalin vor und in den Mauern, und das weitere blieb und bleibt nun, für diese letzte Zeit, worin nun so vieles für mich zu ordnen ist und jeder plötzliche Tod von dieser oder jener Bekannten, besonders Alte ruft die Cholera gern ab, ein boshaftes Memento ist.

Da habe ich eine hoch verehrte, sehr geliebte, sehr vollendete Freundin in Offenbach, eine verwittwete Geheimräthin Marschall, gewissermassen ein heiliges Ver-

mächtniß von Ewald, ihm allein verdanke ich ihre Freundschaft. Sie hatte mir vor mehreren Jahren aus einer drückenden Verlegenheit geholfen. Es war gleich nach der Zeit, als Sie, lieber Herr Bruder Melm, hier waren, auch 1825 wagte ich noch einmal leise anzufragen, ob Sie mir helfen könnten. Sie antworteten mir nicht.[1]) Meine gütige Freundin schickte mir gleich auf meine Frage zweihundert Gulden. Wir standen seitdem und auch vorher in regelmäßiger Correspondenz, woraus ich immer den Trost und die Erhebung empfangen, die uns nur höhere Naturen gewähren, wovon wir wohl nichts zurück geben können, als die Genugthuung, daß ihr Einfluß auf uns segensreich war. Jetzt fragte ich sie nun voll Vertrauen, ob sie mir die Schuld erlassen könne oder das Geld zurück haben müsse. O Gott, welche Antwort wurde mir! Auf der Stelle schrieb mir die edle Frau, daß ich ihr große Freude dadurch mache, daß ich mein Stillschweigen breche, wozu sie den Muth nicht habe finden können; daß sie lange das Geld vergessen habe, und es sich nicht vergeben könne, aus falscher Delicatesse so lange geschwiegen und nicht früher diesen Druck von mir genommen zu haben, da sie mir mit Freude diese kleine Schuld erlasse. „Wollte Gott", setzte sie hinzu, „ich könnte so jeden Druck von Ihrem Herzen nehmen." Traut der Mensch wohl je dem Menschen genug? Und ist alles, was durch diese schönen Erfahrungen in mir erweckt wird, und was schon früher an Demuth und Vertrauen

[1]) Die Schwester Christine hat die Erinnerung an dieses vielleicht von ihr ganz unverschuldete Schweigen, wie das weiter unten erwähnte, so übel genommen, daß sie ihrer Schwester längere Zeit zürnte. Doch Charlotte söhnte sie aus.

in mir gewonnen war, nicht großer Gewinn über das Grab hinaus?

So theilt die Vorsehung weise aus an Glück und Unglück und jedem das, was zu seiner Läuterung erforderlich ist! Immer mehr erkenne ich das in eigner Brust und im fremden, wie im eignem Schicksal. Ich bin fest überzeugt, es waltet in den Schicksalen der Menschen eine Nemesis oder ein ewiges geheimes Vergeltungsrecht, und ich möchte alle junge Leute davon überzeugen, um sie zu Schöpfern ihres Glückes zu machen. Im Alter gewährt dieses Nachdenken, diese Betrachtung eine Ergebung und fromme Beruhigung bei unsern Führungen, und, wie Herder so schön sagt: „Verdienst Du Leiden — so verdiene Freuden!“ Auf dieselbe Art, wie ich fehlte, — Gottlob! aus Irrthum, unbelehrt, ungewarnt — der die Herzen erforscht hat auch in das meinige gesehen — auf dieselbe Art habe ich gebüßt. Auf dieselbe Art, wie ich gegen andere handelte, handelte man wieder gegen mich; ich kenne nicht leicht jemand, der williger und freudiger sein Lebensglück der Freundschaft hingab als ich; aber ich kenne auch niemand, niemand! der Freunde hat wie ich. Nicht gleich, früh oder spät, empfangen wir von der ewig vergeltenden Gerechtigkeit zurück, was wir gaben. Vergebt meine Theuern, diese Abschweifungen! Ihr erkennt nur daraus, daß überall meine Ideen sich gewöhnt haben diese Richtung zu nehmen, die ich für mich sehr wohlthätig finde.

Nun blieb mir noch meine allererste Schuld aus den Jahren 1813—14 in Holzminden an den ältesten G . . ., jetzt Bürgermeister dort. Ihr erinnert Euch



wohl, daß ich einige Jahre bei dieser Familie wohnte, alle voll Rechtschaffenheit und Güte. Dieser, der mit seinen Brüdern unter meinen Augen aufwuchs, an dem ich sehr viel Gutes und Tröstliches erkannt habe, brachte mir in jener drückenden Zeit freiwillig, unaufgefordert hundert Thaler, die ich damals für schuldig gebliebene Hausmiethe durchaus bedurfte, wofür ich alles, was ich noch hatte und was mehr werth war zurück gelassen. Meine Gesundheit war damals zerstörter als je, ich dachte damals, wo mein Lebenspfad ohne einen Strahl des Lichts dunkel war, mich ohne Pläne vorerst einige Zeit bei meinen lieben Geschwistern zu erholen; vorher aber mußte ich jene Summe absolut haben, ich bat Euch darum und bekam keine Antwort. Gott hatte es anders für mich beschlossen. Karl G . . ., der damals Advocat und allgemein geschätzt war, riß mich aus dieser Bedrängnis, und Gott weiß, wie ich die theure und heilige Schuld im dankbarem und redlichen Herzen die langen Jahre mit mir herum getragen habe. G . . . war durch eigenes Verdienst und seine Redlichkeit gesegnet und ist schon lange ein wohlhabender Mann. Nachdem was brieflich und auch mündlich unter uns darüber berührt ist, mußte ich vermuthen, er wolle die Schuld vergessen haben und möge nur darüber sich nicht aussprechen. Ich fragte ihn also, ob er es gern an mich verliere, die, wie er wisse, es nicht vergeudet habe, ich nähme es dankbar und mit Freuden an — wo nicht, wolle ich auf Mittel denken, es zu ersetzen. Er antwortete mir freundlich, schickte mir auch meinen Handschein zurück; ließ mich aber doch erkennen, daß viele Ansprüche an ihn gemacht

würden, er also wohl darauf gerechnet habe. So mußte ich denn suchen, es dem guten Mann zu ersetzen; wenn ich am Leben bliebe, meinte ich, müßte es mir mit Gottes Segen auch gelingen, da mir alles andere erlassen ist. Ein treuer Freund, Merle, den Ihr kennt, mit dem ich Geschäftssachen zu berathen pflege, rieth mir das durchaus ab. Er sagte: „Es steht in gar keinem Verhältniß, ob G . . ., der ein bemittelter Mann ist, die kleine Summe weniger hat, oder Sie in höheren Jahren und bey kleiner Einnahme zum Theil und größten Theils durch Ihren Fleiß sie ersparen müssen. Wer Sie und Ihre Lage und Gesinnung kennt, wie G . . ., wird darum Ihrem Andenken nicht zürnen." Möchte das sein, aber Gott wird Fleiß und Umsatz segnen, damit auch die That neben mein Wort als Zeuge meines Gefühls für Dankbarkeit und Gerechtigkeit trete; ich kann nicht anders handeln, es wäre zu undankbar. Sterbe ich früher, so werden Freunde an meine Stelle treten, wenn mein kleiner Nachlaß nicht reicht, was freilich zu besorgen ist, da außer einem anständigen Begräbniß, worauf ich halte, noch manches berichtigt werden muß, z. B. ein sehr bedeutender, ersparter Lohn für mein treues Mädchen. Besonders auch, da ich eine andre Beruhigung wieder verloren habe; ich hatte nämlich in eine Begräbniskasse gesetzt, die Beiträge sind mir oft schwer geworden; sie zahlte bei einem Sterbefall hundert Thaler. Diese machte Bankerott, nicht aus unredlicher Verwaltung sondern aus verlorenem Credit, es wird nicht mehr eingesetzt. Wer jetzt stirbt, bekommt noch, was an Beiträgen nach und nach einkommt, doch stirbt sie aus, und die letzten haben den ganzen Einsatz verloren.

Ich habe beinahe die Summe bezahlt, bezahle auch noch fort.

Da habt Ihr nun, meine lieben Geschwister, eine treue Darlegung alles dessen, was mich jetzt und meine ganze Lage betrifft. Daß ich so ausführlich war bey vielen Schreibereien war Liebe, und so werdet Ihr es auch aufnehmen und es gewiß ohne dabei zu ermüden mit Antheil lesen. Es wird Euch auch sicher herzlich freuen, daß ich zu dieser nicht gehofften Beruhigung noch vor meinem Ende gelangt bin; denn zu sagen ist es gar nicht, welch eine heitere Ruhe dadurch über mein Inneres verbreitet ist, und welch eine lange nicht mehr gekannte Freiheit des Gemüths daraus hervorgeht, daß ich nun aller Geldverbindlichkeiten los und ledig bin.

Mit einer ganz neuen Freudigkeit lebe und sterbe ich jetzt und kann mein beschränktes, aber freies Leben regeln, wie ich will, kann redlich und gewissenhaft alles ordnen und einrichten und weiß, ich ruhe in einem ungeschmähten Grabe, beweint von Liebe und Freundschaft, ob ich gleich gar nichts hinterlasse.

Bewahrt nun diese Blätter, meine Theuern. Es ist nun bey meinem Ableben nichts weiter mitzutheilen nöthig, als die Art, wie ich vom Leben scheide. Ich hoffe in großer Freudigkeit, ich kenne nichts vom Gegentheil. Doch können Zufälle eintreten, die auch die Stimmung ändern können, das liegt in Gottes Hand.

„Wer an Gottes Vaterherzen einschläft, ist unbekümmert um sein Erwachen". —

Ich nehme noch einmal die Feder, um noch etwas ganz Unerwartetes und höchst Erfreuliches hinzuzusetzen,

was Ihr, meine Lieben, mit herzlichem Antheil lesen werdet. Ich hatte meinem großmüthigen Freund in Berlin das, was den Hauptinhalt dieser Blätter ausmacht, geschrieben, seit langen Jahren gewohnt ihm über alles, was irgend bedeutenden Einfluß auf mich hat, zu berichten. Wie unendlich auch dessen gütiger, treuer, herzlicher Antheil an mir ist — wie war es möglich zu ahnen, was ich jetzt wieder erfahre! Ich will Euch in den eigenen liebreichen Worten des gütigsten und besten der Menschen erzählen. Denn, wer drückte sich so edel, schön und zart aus! Er fängt damit an, daß er schreibt: — (Ach! das Schreiben wird den schwachen Augen so sauer, und doch zieht er mir nichts davon ab, wie erschüttert auch nach dem Tode seiner geliebten Frau die früher so kräftige Gesundheit ist.) „Ihr Brief war so reich an Mittheilungen, die meinem Herzen wohl thaten, weil die Gegenstände, die sie betrafen, Ihnen eine große Beruhigung gewähren, daß er mich innigst erfreut hat. Doch will ich zuerst von dem reden, womit auch Sie anfangen. Ich hatte schon aus den Zeitungen mit großer Freude gesehen, daß die in Cassel ausgebrochene Cholera nicht sehr bösartig sei, aber ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir gleich sagten, daß Sie völlig wohl sind . . . Jetzt nichts mehr davon, wer so vernünftig Diät hält, so mäßig lebt, so furchtlos vor dem Tode ist, als Sie, wird nicht von ihr befallen. Doch bitte ich Sie um öftere Nachrichten. Da es indessen doch sein kann, ja wahrscheinlich ist, daß wohl in dieser Zeit weniger Blumenbestellungen kommen können — Sie auch wohl, außerdem was ihr Herz im Frühjahr durch den schweren Krankheits- und Todesfall, der Sie traf, gelitten, durch

die dabey unvermeidlichen Ausgaben zurück gekommen sind, so lege ich Ihnen, um Sie der Sorgen zu entnehmen, die Ihnen nahen könnten, eine Anweisung ein."

„Nun komme ich zu dem übrigen Inhalt Ihres Briefes. Es freut mich sehr, daß Sie der Schulden ledig geworden, die Sie nicht hatten vermeiden können, in bedrängter Zeit zu machen. Ich fühle wohl, daß es eine große und drückende Last für Sie war, den Gedanken hegen zu müssen, vielleicht unbezahlte Schulden zu hinterlassen. In Ihrem Fall wäre der Eindruck wohl nur hauptsächlich auf Sie selbst gewesen, denn die Personen, denen Sie schuldig waren, scheinen mir alle so gesinnt zu sein und so bekannt mit Ihrer Lage und Gesinnungen, daß ihnen darum doch Ihr Andenken werth geblieben sein würde. Der Fall bey Ihrer jüngeren Freundin, die so gütig und freundlich eine Schuld für Sie abträgt, giebt Ihnen aber noch die Freude zu erkennen, wie bereitwillig man ist, Ihnen Hülfe zuleisten. . . .

Es scheint mir, wenn ich Sie recht verstehe, aus allem hervorzugehen was Sie sagen, daß Sie jetzt von allen solchen Geldverbindlichkeiten frei geworden sind. Ich bitte Sie aber, mir doch bestimmt zu schreiben, wie es damit ist. Demjenigen, dem Sie hundert Thaler schuldig waren, wünschen und glauben Sie die Zahlung leisten zu können, ich begreife und billige das vollkommen. Die Bemerkung, die er seiner, Ihre Bitte gewährenden Antwort hinzuzufügen für nöthig gehalten hat, daß man viele Ansprüche an ihn mache, beweist zwar nicht, daß er den Erlaß ungern gemacht hat, aber man sieht doch, daß er den Gedanken noch nicht aufgegeben hatte, das Geld wieder zu erhalten. Dem Freund, der Ihnen so

bestimmt rieth, keine bindende Versprechungen zu machen, kann ich indessen auch nicht Unrecht geben — er hat Recht, es steht in keinem Verhältnisse ob ein bemittelter Mann die kleine Summe hat, oder Sie solche durch lange, mühevolle Ersparnisse anschaffen — gönnen Sie mir also das Verdienst das auszugleichen. Auf Weihnachten verdoppele ich die gewöhnliche Zahlung, schicken Sie ihm dann fünfundzwanzig Thaler auf Abschlag, in einiger Zeit richte ich es eben so ein und so fort, bis in viermal die Summe getilgt ist. Ich wähle diesen Weg, daß er nicht erräth, daß ein Anderer für Sie zahlt, sondern daß sie von Ihnen aus gemachten Ersparungen kommt. Aus dem Grunde fügen Sie auch kein Versprechen für künftige Zahlungen hinzu, sondern sagen Sie nur, daß Sie immer thun würden, was Ihnen die Umstände erlaubten. Die wirkliche Abtragung kann nicht lange dauern. Sollten Sie aber, was der Himmel verhüten wird, früher, schnell und unerwartet mit Tode abgehn, so verspreche ich Ihnen den Rest der Schuld, der dann noch unbezahlt sein möchte, abzutragen, und bitte Sie, mir auf solchen möglichen Fall den Namen, Titel und Aufenthaltsort des Mannes anzuzeigen. So können Sie also auch darüber beruhigt sein. Gönnen Sie mir die Freude, daß ich mir Ihr Leben ruhig und zufrieden denken kann, dazu beizutragen ist stets mein Wunsch gewesen ꝛc." [1])

---

[1]) Aus dem hier von Charlotte selbst nicht vollständig mitgetheilten Briefe Wilhelms von Humboldt an sie vom 4. Oktober 1832 (Briefe II, 36) ist zu ersehen, welche Kürzungen und redaktionelle Aenderungen sich Charlotte an den Briefen ihres Freundes erlaubt hat.

Was könnte ich noch hinzu fügen?

Wie Viel, wie Viel hat Gott an mir gethan!
Mehr als ein Herz voll Dank erzählen kann.

Ich bitte meine liebe Schwester Melm, diese Blätter Schwester Dortchen Schönfeld mitzutheilen und bitte diese solche demnächst an Dich, als die ältere, zurück zu senden, zur Aufbewahrung, wie eine Art von letzter Willenserklärung. Ich lege nun noch bey meine übrigen Papiere eine Notiz, worin ich meinen Freunden, welche die weitern kleinen Besorgungen mit Liebe übernehmen, bemerke, daß ich selbst über alles Euch Nachricht gab und ihnen nur die Anzeige meines früher oder später erfolgenden Ablebens obliegt. Dürfte ich die Erfüllung eines Wunsches von Gott erflehen, so wäre es der, vor Allen vorauszugehen, die ich liebe.

Ich nehme nun abermals ein eignes Blatt, um das kleinlich Kleine, was ich jetzt noch zu sagen habe an seinen Platz zu stellen, um es nicht mit dem himmlischen, was Du zuletzt gelesen hast, zu vermischen. So habe ich nun, indem ich durch eine wahre Gottesgabe die schwere und lange getragene Sorgenlast von der Brust gewälzt, meine kleinen häuslichen Armseligkeiten wieder frei, die ich, wie wenig Ersatz sie mir geben, lange nicht mehr wie mein Eigenthum ansah. Das eine und andere kleine Andenken ist doch heraus zu nehmen, und vor allen ist es ein kleiner Fond, um Der meine Dankbarkeit in kleiner Belohnung zu beweisen, die mir die letzten, vielleicht nöthigen Dienste leisten wird.

Um mich vor gerichtlichen Einmischungen und jeder Oeffentlichkeit zu sichern, habe ich schon vor einigen Jahren ein Testament gemacht, da man mir sagte, daß

dies der einzige zweckmäßige Weg sei, nur müßte ich einen Haupterben ernennen; das war mir unangenehm. Dazu habe ich denn meine treuen Freunde D. ernannt; diese verlangen nichts und lassen mich ganz frei, das weiß ich. Dennoch habe ich nicht den Muth gehabt ihre Einwilligung zu erbitten, da sie ängstlich sind und ganz mit Juristen umgeben. Nach meinem Ableben finden sie einen Brief, der sie von Allem in Kenntniß setzt. Sie verlangen nichts zu erben, sie wendeten mir lieber den Himmel zu. Ein kleines Andenken, ein Bild, ein Buch, ein kleiner Ring ist ihnen heilig und genug, davon bin ich überzeugt. Meine heimliche Armuth ist niemand, auch meinen Freunden nicht bekannt, es würde sie betrüben, und ich habe sehr darauf gehalten, daß hier in Cassel niemand diesen Triumph habe. Die wenigen Getreuen, die ich bei mir sehe, ausgehen thue ich nicht mehr, sehen alles mit den Augen der Liebe an, Fremden bin ich unzugänglich, das weiß man, und begegnet es einmal, so macht das kleine freundliche Stübchen, das freilich heutigen Tags sehr demüthig ist, vielleicht mit seinen lieben Bildern den Eindruck, daß seine genügsame Bewohnerin in der einfachen Umgebung zufrieden lebt.

Ich wünsche innig, daß nach den Tagen meines Heimgangs alle, an welche ich diese Worte richte, alle welche mein Leben erleichtert und versüßt haben, sich meines dankbaren Herzens mit Wehmuth erinnern, darum möchte ich in meiner Armuth gern allen ein kleines Andenken hinterlassen. Unbedeutend kann es nur sein, aber die Liebe adelt auch das ganz Werthlose. Diese Freude wird mir mit Hülfe meiner treuen Freunde, die



über meinen sehr kleinen Nachlaß Sorge tragen und nach meinen Bestimmungen verwalten, werden.

44.

Meine theure, geliebte Marie!

Cassel, Sept., Oct. Nov. 1844. Aug. 1845.

Meine wiederkehrenden, ersten Kräfte will ich dazu verwenden, wovon ich Dir in meinem letzten Briefe sprach. Es gehört durchaus zu meiner Beruhigung und hat mir schon lange im Kopfe gelegen, die Meinigen mit meiner Lage genau bekannt zu machen, damit bei meinem Ableben (woran ich in der letzten Zeit so gewaltsam erinnert bin) nicht Verwirrung mancher Art entstehe. Es mahnte mich schon lange, auch habe ich mehr als einmal angefangen, und es blieb unvollendet, da ein solcher Entschluß nicht leicht in der Ausführung ist, weil alle Berührungen schmerzlich sind. Da Ihr nun auf meine herzlichen Bitten um Nachricht schwieget und gänzlich verstummtet, war ich willens der Cousine Jülicher das Nöthige zu schreiben, mit der Bitte, es bis zur gehörigen Zeit zu bewahren. Aber Dein letzter, ausführlicher, liebevoller Brief, meine gute Marie, ändert diesen Entschluß. Es ist kürzer, grader, natürlicher, daß ich Dir die nöthigen Nachrichten gebe. Ich wollte nur, es stände schon da, weniger ob ich das Schreiben fürchte, obwohl das auch, als der Zusammenstellung wegen, die nicht ganz kurz sein kann, auch muß ich mich in düstern Gegenden umsehen. Wollte ich mich nur mit trocknem

Specifiziren befassen, so könnte ich bald fertig sein, aber dadurch würde mein Zweck nicht erreicht; auch verletzt es das Herz zu empfindlich, als daß ich mich darauf beschränken könnte. Die Bande des Blutes, auch wenn sie durch schwere Verhängnisse und ganz verschiedene Lagen locker geworden sind, behalten immer für ein tiefer empfindendes Gemüth ihre Heiligkeit. Ehe ich zu dem komme, was ich beabsichtige, muß ich in die Vergangenheit zurückgehen, und wenn ich auch die Verhängnisse, die mich trafen, nur in sofern erwähne, als sie zur Sache gehören, führt es doch in Gegenden, die gleichsam mit meinen Thränen begossen sind. Niemand kennt das was mich traf, nur Gott allein, der mich nie verlassen hat, und mir, wenn ich am Erliegen war, den rechten Trost und die rechte Hülfe bereitete.

Nach dieser Vorrede wirst Du, liebe Marie, abmessen, daß diese Schreiberei mit allen dahin gehörigen Anordnungen, die ich zugleich treffen will, in hohen Jahren und nach einer schweren Krankheit ein ergreifendes Geschäft ist. (Noch besser wird es Deine Mutter beurtheilen können.) Allein ich bin von der Nothwendigkeit durchdrungen. Es muß sein. Ich werde mehr als ein Blatt dazu bedürfen, das hängt mit von der Handlung ab . . .[1])

So lebte ich erleichtert das mühselige Leben fort, bis 1835 mich das größeste Unglück traf, das mich

[1]) Wir lassen dies Folgende weg, da es im Wesentlichen nur eine Wiederholung dessen ist, was Charlotte schon 1832 (siehe oben S. 263 u. f.) ihren Schwestern aus einander gesetzt hat. Hier sagt sie u. A., daß sie durch Blumenmachen circa 8000 Thaler eingenommen habe.

treffen konnte.[1]) Ob ich es lange vorher sah, wirkte es beim Eintritt mit vernichtender Gewalt, beugte und lähmte alle meine Seelenkräfte, tödtete alle Thätigkeit und erfüllte meine Seele mit einem so tiefen Schmerz, dem ich im Tode zu erliegen hoffte; dieses war mein einziger Trost. Alles war mir gleichgültig, ob noch Vieles hinzukam. Ich kann noch nicht bei dem Andenken verweilen. Oft bin ich versenkt in Nachdenken über die unendlichen und mannichfaltigen Prüfungen, denen wir arme Menschen unterworfen sind. Wir erkennen, wenn wir uns so wie in unsern wie in den Schicksalen Anderer umsehen, daß Schmerz und Freude so weise vertheilt sind, daß jeder von Beidem so viel bekommt als zu seiner Läuterung gehört, worauf es doch am Ende allein ankommt. Nach dieser Einschaltung nehme ich den Trauerfaden wieder auf.

Die treuste Freundschaft ehrte meinen Schmerz schweigend, stützte mich, wo sie konnte. Vor allen hatte Gott in ein junges, schönes Herz[2]) eine seltene himmlische Liebe für mich gelegt, sie berührte mich so weich und zart, mein Schmerz war der ihrige. Sie versuchte Alles, um mich wieder an das Leben zu knüpfen und in dasselbe zurückzuführen und es gelang ihr so weit, daß ich wieder anfing zu arbeiten. Aber es war umsonst, es ging nicht mehr. Alles war in den Jahren in's Stocken gerathen, Hände und Augen versagten ihre Dienste, die Blumen hatten das Leben verloren, ach, die ganze entfärbte Seele hatte eine ganz andere Richtung

---

[1]) Der Tod Wilhelms von Humboldt ist gemeint.

[2]) Therese von Bacheracht geb. von Struve.

genommen. Es ging nicht mehr, das erkannten Alle, die Theil an mir nahmen. Alle meine Freunde thaten mehr als sie wohl durften; vor Allen meine treue, töchterliche Freundin. Seit 1836 bekomme ich monatlich sechs Thaler von ihr und Vieles überhin. Auch verdanke ich ihr eine jährliche Pension von sechsunddreißig Thalern.

Ob es nun süß und tröstlich ist, solche Freunde zu haben, bleibt es hart und drückend für ein Herz, das sich lieber gebend als nehmend ausspricht. Ob ich nicht dachte, wie ich es anfangs annahm, daß das lange dauern würde, dauert es fort und fort, und es konnte nicht anders sein, ich mußte zu dem schweren Kummer zurück und abermals in Schulden kommen. So vieles kam zusammen um mich aufs Neue sehr schwer zu prüfen, und jetzt — ohne Trost! O Gott! meine reiche Trostquelle war versiecht, dahin! Ob ich mir keine Klage erlaubt habe und nur dann und wann eine zerdrückte Thräne meinen vielfach gesammelten Kummer meinen Lieben verrieth, konnte ich meinem Gott mein Herz ausschütten. Ich erkrankte schwer, aber noch schwerer gedrückt von Schulden, die bezahlt sein mußten, nicht weil ich darum gemahnt wurde, sondern weil sie mir eine unerträgliche Verbindlichkeit auferlegten, und dazu bedurfte ich gleich hundert Thaler. Ich rechnete auf zwei Frauen, die mir Liebe erzeigt hatten und es beide konnten. Ich sprach jede um fünfzig Thaler an. Nein! Unter gewöhnlichen Vorwänden. Wer kann ohne Sicherheit geben? Die war positiv nicht da. So hatten es meine liebsten, treuesten Freunde erfahren, denen ich meine Noth sorgfältig verborgen hatte, da ihre Reich-

thümer in ihren Herzen liegen. Mit himmlischer Güte brachte meine Freundin D. schüchtern und ängstlich die Summe. O mein Gott! wie war ich gerührt! Eine andere Freundin, Schomburgs Wittwe und Mutter von fünf Kindern, mit der ich die Sache überlegt, ohne an sie zu denken, brachte mir auch hundert Thaler. Damit konnte ich das Nöthigste erst bestreiten, bedurfte aber, um frei zu werden das dritte Hundert, und rechnete fest auf eine auswärtige Freundin, die es konnte. Sie sagte ganz entschieden: Nein! So blieb ich noch schweren Herzens und bekümmert; mein treues Kind in Hamburg durfte Nichts wissen. Zuviel that und thut sie für mich. Wie schwer ist für manche Menschen die Aufgabe des Lebens!

So stand es noch vorigen Sommer als eine der lieben D. unerwartet mich überraschte, mich zerstreut und in Thränen fand, die ich verbergen wollte und nicht konnte. Ich nahm sie in meine Arme und weinte. Sie wurde mit Allem bekannt, meinen Sorgen, meiner unbekannten geheimen Armuth; sah ich doch keine Rettung, war schon zweihundert Thaler schuldig und meine Armseligkeiten, die dazu mein Begräbniß decken mußten, sind keine funfzig Thaler werth. Und wissen wir, was zuletzt für Kosten entstehen? — Und noch bedurfte ich hundert Thaler, sollte ich nicht erliegen. Am andern Morgen bekam ich ein Billet, das ich in Abschrift beilege, dazu hundert Thaler in Staatspapieren. Inhalt des Billets: „Die trübe gedrückte Stimmung, in der ich Sie gestern fand, war mir unbeschreiblich leid, erregte in mir die innigste Theilnahme und den aufrichtigen Wunsch, Ihre Sorge etwas erleichtern zu können. Hätte



ich nicht gefürchtet, Sie zu stören, so wäre ich heute selbst gekommen, Sie zu bitten, ein Darlehn von hundert Thalern gütigst von mir anzunehmen, ich kann hierüber frei disponieren, da ich es mir durch Unterrichtgeben erspart habe. Es macht mir und den Meinigen die größte Freude, es Ihnen, theure Freundin, anbieten zu können, und ich hoffe Sie nehmen es an; bitte aber recht herzlich, daß es unter uns bleibt und Niemand etwas davon erfährt. Mit herzlicher Liebe und Hochachtung Ihre J. D."

Kein Wort von dem, was in meiner Seele vorging — solche Erscheinungen sind in sich heilig. Lange wurde debattirt unter uns. Ich darf Dir nicht sagen, wie neben der großen Freude und Rührung, eben so große Scrupel in mir aufstiegen. Ich hatte wieder hundert Thaler verloren, auf die ich fest rechnete, in einer Sterbekasse die Bankerott machte. Die drückenderen Verbindlichkeiten waren von mir genommen, aber nun war eine heilige Verpflichtung auf mein armes, dankbares Herz gelegt.

Oft war ich voll Glaubensfreudigkeit, daß mir, ehe mir die irdischen Fesseln gelöst werden würden, durch eine günstige Fügung die nöthigen Mittel kommen würden, diese heilige Schuld abzutragen. Ich besitze sehr werthvolle Papiere, mit denen ich beschäftigt bin, seit ich nicht mehr arbeite. Diese bin ich geneigt nach meinem Ableben zur Veröffentlichung meiner Therese zu hinterlassen, wenn mir Gott noch das Leben etwas fristet, ich habe gewiß noch ein halbes bis ganzes Jahr daran zu arbeiten. Jetzt waren die Hiesigen näher — nun reichte es nirgends.

Was ich nun noch zu sagen habe, ist hocherfreulich

und wird Euch, meine Lieben, für alle die traurigen Details, die Ihr hören mußtet, entschädigen.

Mir kam nämlich in meiner Herzensbeklemmung ein Gedanke, wie von Gott eingegeben, der so oft mein Helfer war, mich Vertrauensvoll an den König von Preußen zu wenden, dem ich mit Verehrung und Liebe einen Thron in meinem Herzen erbaut habe und seit dem Antritt seiner Regierung mit diesen Gefühlen gefolgt bin. Bei ihm allein konnte ich mich legitimiren und alles, was ich sagte, beglaubigen. Ich erzählte ihm das Nöthige und bat Vertrauensvoll, mir die zu meiner Beruhigung erforderliche Summe zu schenken. Ich schwieg über mein kühnes Unternehmen, ich wußte auf welchen Beistand ich rechnete und vertraute nebenher meiner glücklichen Feder.

Nun aber wußte ich meine Bitte nicht direct in des Königs Händen zu bringen. Ich hörte hier und da in's Haus, niemand wollte sich damit befassen. So gab ich zuletzt, einem höheren Beistand vertrauend, doch nicht ganz frei von Sorge um meine kostbaren Beglaubigungen, mein Gesuch an den König anf die Post. Es vergingen beinah vier Monate, ich hörte nichts und besorgte, die Papiere möchten in unrechte Hände gekommen sein. Freilich erfuhr ich, der König erbreche jedes Siegel für ihn selbst, und die wichtigsten Documente dürfe man ihm getrost anvertrauen. Zugleich sagte man mir, die Königin sei ein Engel und lebe nur im Wohlthun. Ich erlaubte mir, mich in Erinnerung zu bringen und um die Rückgabe meiner Papiere zu bitten, ohne mein Gesuch zu erneuern. Ich richtete mein zweites Schreiben um so zuversichtlicher an die



Königin, da ich schon mein erstes an beide Majestäten gerichtet hatte. Nun versetze Dich, liebste Marie, in meine Gefühle! Acht bis zehn Tage nachher bekomme ich von der Post sechszig Ldor und von der lieben Königin selbst folgendes höchst gnädiges, eigenhändiges Schreiben:

„Auf das untern 27. v. M. an Mich gerichtete Schreiben erwidere Ich Ihnen hiermit, daß Ihr Brief vom 28. November v. J. nebst den beigefügten Papieren richtig in die Hände des Königs, Meines Gemahls, gekommen ist, und daß die Antwort darauf lediglich durch die Krankheit, welche Ich im Laufe des Winters erlitten habe und welche Mich genöthigt hat für längere Zeit jede Anstrengung der Augen zu vermeiden, bis jetzt verzögert worden ist. Der König hat mit Wohlwollen Ihr Gesuch erfüllt und Ich überschicke Ihnen anbei 300 Thaler mit dem Bemerken, daß Ich die interessanten Papiere, welche Ihren Briefe beigefügt waren, und welche Ich gern mit Aufmerksamkeit zu lesen wünsche, Ihnen nach einigen Tagen zurückschicken werde. Ich verbleibe Ihre wohlgeneigte

Elisabeth."

Berlin, den 6. April 1844.

Ich glaube das Geld ist von der theuern Königin selbst, sowohl Brief als Geld war mit der Königin Wappen, dem preußischen und bairischen vereint, gesiegelt. Nach einigen Tagen kamen auch die Papiere zurück. Das bedeutende Agio ist eine Zugabe für mich, welche zu meiner großen Beruhigung für mein Begräbniß unangreifbar zurückgelegt ist.

Seitdem nun ist meine Seele mit Heiterkeit erfüllt, die oft himmlisch war und mich in den beiden Krankheiten, die ich seitdem erlitten, nie ganz verlassen hat. Es war mein heißestes Gebet; es ist erfüllt, erhört und ich sehe nun mit Freuden meiner letzten Stunde entgegen, ob ich denn bei meinem Vorhaben noch dankbar eine kleine Lebensfrist empfange.

So konnte ich nun mit meinen theuren, treuen Freunden ein Freudenfest feiern. Sie beglückt, mich leichten Herzens zu wissen; ich unaussprechlich glücklich, alles dankbar auf einmal zurückgeben zu können, ohne daß ein neuer Druck entsteht.

Danke Gott mit mir, liebe Marie!

Nachschrift.

An dieselbe.

Ohne Datum.

Was ich nun Erfreuliches Dir sagen will, ist nicht der Trieb, nicht länger zu schweigen, sondern Deine glückliche Stimmung, noch froher zu machen; das weiß ich! Ich wollte es Dir mit allen interessanten Details erzählen; das kann ich aber nicht und konnte es nicht, weil mir bei Ueberarbeit[1]), wenn auch lohnend, zu wenig Kräfte und Zeit bleiben, indem mir alle Zuversicht auf längeres Leben fehlt. Also nur das Resultat: Der König von Preußen hat geruht, milde und gütig mir für den Rest meines Lebens eine Pension zu verleihen.[2]) Ich habe sie schon mehrmal empfangen und mit welchen Gefühlen von Dankbarkeit!

[1]) Die Redaktion der Briefe Wilhelms von Humboldt.

[2]) Seit dem Anfang des Jahres 1845.

45.

Cassel, den 8. Februar 1846.[1])

Meine theure, geliebte Marie!

Könnte ich, wie ich gern wollte, gewiß hättest Du lange Antwort auf Deinen lieben, inhaltreichen, Gefühl- und Schmerz- und Liebevollen Brief, den ich oft, und eben wieder mit Wehmuth und mit herzlicher Theilnahme gelesen habe. Wie habe ich Dir alles nach- und mit empfunden, Du „gute treue Seele" (so nannte Dich Dein seliger Vater)! Gewiß bleibt es Dir durch Dein ganzes Leben eine wohlthätige Erinnerung Deinen geliebten Bruder so begleitet zu haben in eine bessere Welt und noch den Beginn der Verklärung und die Freude eines seligen Zustandes auf den lieben Zügen gesehen zu haben. Ich habe dies auch einmal erlebt, und es ist mir unvergeßlich. Es ist eine wunderbar-tröstlich-beseeligende Erscheinung, von der ich früher nie gehört habe. Könnte ich doch Stunden mit Dir darüber reden! Mit dem Schreiben ist es im hohen Alter eine ungeahnt schwierige Sache, das wirst Du auch bei Deiner Mutter sehen. Die meisten geben es ganz auf, und da Wenige Wichtiges zu schreiben und Kinder haben, ist es sehr natürlich.

Wärest Du nicht so unendlich gut, so würdest Du fast irre an mir werden. Aber das wirst Du nicht, Du gutes, gutes Kind, in dem Vertrauen ruhe ich sicher. Sieh, ich wollte gern einen langen Brief schreiben und

---

[1]) Dieser Brief ist der letzte Brief Charlottens, der im Original uns vorliegt. Wir geben ihn deshalb vollständig.

so unterblieb das Bessere, Dir erst kurz aus dem Herzen wenig zu sagen. So bin ich nun lange ohne Nachricht und oft sehr unruhig, wie es wohl seit dem 10. Dez. seit zwei Monaten bei Euch, Ihr Lieben, war und ist. Die italienischen Winter, wie der diesjährige, sind schwachen Naturen und dem Alter eigentlich wohlthätig; so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß der Winter an Deiner schwachen Mutter schonend vorübergeht. Zu besorgen ist allerdings, daß noch strenge Kälte wartet. Mit mir geht es Gottlob jetzt leidlich, ich bin nicht frei von mancherlei kleinen und auch ernsten Beschwerden, aber es könnte viel schlimmer sein und ist es bei Vielen; so bin ich dankbar. Es drückt mich sehr, daß ich zu wenig schlafe und ungemein wenig leisten kann, indem ich so viel leisten muß und auf die Feder gewiesen bin; noch weniger aber, ja gar nichts mehr kann ich an Handarbeit und im Häuslichen thun. Die Kräfte nehmen so ab, wie die Schwäche zunimmt, und da ist in den guten Stunden davon ich manche habe, diese Mattigkeit, wenn sie eben schmerzlos ist, der Ermüdung nach einem langen Weg zu vergleichen. Aber Gott erzeigt mir in meinen letzten Tagen so viel Gnade. Im äußern Leben und in der Gegenwart, Unabhängigkeit bey sorgenfreiem, wenn auch nicht reichem Auskommen; im innern, da meine kleinen Misères, mehr in den Körper gebannt, meinen Geist frei lassen, wenn ich auch wohl Abnahme der intellectuellen Kräfte bemerkte, so bleibt mein Gemüth ebenfalls frei, und da ich mir in meiner Umgebung und Häuslichkeit durch sehr wenige Bedürfnisse, eine seltene Ruhe und Stille errungen habe, so bin ich meist in einer glücklichen, oft



glückseligen Stimmung, worin ich ganz ausgesöhnt mit den schweren Verhängnissen der Vergangenheit zurückblicke, und nur dankbar bei dem verweile, was dadurch in mir reifte und mit mir hinüber geht. Da hast Du, liebe Marie, das Nöthige von mir und ich überlasse es Deiner Einsicht, was Du Deiner Mutter mittheilen willst. Auf alles antworten, von allen kleinen Lebensmühseligkeiten zu schreiben, dazu reichen meine Kräfte und Zeit nicht hin, ob ich Dir auch manches sagen müßte, auch hole ich nach, wenn ich kann. Sei großmüthig und schreibe mir recht ausführlich und sobald Du kannst; Deine Briefe machen mir viele Freude und auch Deine Nachrichten empfange ich mit Dank. Von Lucie, unsrer lieben, theuern Lucie! sagtest Du mir nichts.[1]) Was Du von Heinrich H. erfährst, laß mich wissen. Sein Herz ist so gut, so gut, wie sein Verstand schwach; ich werde ihn nie vergessen. Eurer Fritz hat mir ein paarmal geschrieben, dann nicht wieder. Aus einigen Zeilen habe ich vermuthet, daß er verheiratet ist. Er schien mit seiner äußern Lage zufrieden und sprach darüber recht brüderlich, daß er mit seinem Bruder für die Schwester gesorgt habe. Ich fand das sehr brav. Aufgefallen ist es mir, daß Du gar nicht der Braut des lieben seligen Heinrichs erwähnst.[2]) Wie kommt das? Wie natürlich war Heinrichs Wunsch bei den Seinigen zu ruhen!

Wie sehr ich nun nach Deinen Nachrichten verlange, nach zwei Monaten, sage ich nicht weiter. Besonders

---

[1]) Lucie war die Schwester der Adressatin.

[2]) Der verstorbene Bruder von Marie Melm.

erfreulich ist mir das Wenige, was Du über die jetzt sorgenlose Lage Deiner Mutter sagst. Gott sei gedankt! Wodurch ist sie gesichert? Hat sich das eigene Vermögen besser gestellt wie zu hoffen war, oder durch Pensionen und Wittwengelder? Nun bitte ich Dich aber auch mir zu sagen, wie für Dich gesorgt ist, Du liebe treue Seele!

Ich grüße und umarme Euch Alle, meine lieben Geliebten. Von ganzem Herzen die Deinige.

Charlotte.

Halle, Druck von Ehrhardt Karras.



Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts
(herausgeg. von Professor Dr. W. Braune in Giessen). No. 1—54
à 60 Pf.

1. Martin Opitz, Buch von der deutschen Poeterei. (1624).
2. Johann Fischart, Aller Praktik Grossmutter. (1572).
3. Andreas Gryphius, Horribilicribrifax. Scherzspiel. (1663).
4. M. Luther, An den christl. Adel deutscher Nation (1520).
5. Johann Fischart, Der Flöhhaz. (1573).
6. Andreas Gryphius, Peter Squenz. Schimpfspiel. (1663).
7. u. 8. Das Volksbuch vom Doctor Faust. (1587).
9. J. B. Schupp, Der Freund in der Not. (1657).
10. u. 11. Lazarus Sandrub, Delitiæ historicæ et poeticæ. (1618).
12—14. Christian Weise, Die drei ärgsten Erznarren. (1673).
15. J. W. Zinkgref, Auserles. Gedichte deutsch. Poeten. (1624).
16. u. 17. Joh. Lauremberg, Niederdeutsche Scherzgedichte. 1652. Mit Einl., Anm. u. Glossar von W. Braune.
18. M. Luther, Sendbrief an Leo X; Von d. Freiheit eines Christenmenschen; Warum des Papsts Bücher verbrannt seien. Drei Reformationsschriften aus dem Jahre 1520.
19—25. H. J. Chr. v. Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus. Abdr. d. ältesten Originalausgabe (1669).
26. u. 27. Hans Sachs, Sämmtliche Fastnachtspiele in chronolog. Ordnung n. d. Orig. herausg. von E. Goetze. 1. Bändchen.
28. M. Luther, Wider Hans Worst. (1541).
29. Hans Sachs, Der hürnen Seufrid, Tragoedie in 7 Acten.
30. Burk. Waldis, Der verlorene Sohn, Fastnachtspiel. (1527).
31. u. 32. Hans Sachs, Fastnachtspiele hg. von E. Goetze. 2.
33. Barth. Krüger, Hans Clawerts Werckliche Historien. (1587).
34. u. 35. Caspar Scheidt, Friedrich Dedekinds Grobianus. (1551).
36. M. Hayneccius, Hans Pfriem oder Meister Kecks. Komödie. (1582).
37. u. 38. Andreas Gryphius, Sonn- und Feiertags-Sonette. (1639 und 1663) hg. von Dr. Heinrich Welti.
39. u. 40. Hans Sachs, Fastnachtspiele hg. von E. Goetze. 3.
41. Das Endinger Judenspiel. Herausgeg. von K. von Amira.
42. u. 43. Hans Sachs, Fastnachtspiele hg. von E. Goetze. 4.
44. u. 47. Gedichte des Königsberger Dichterkreises aus Heinrich Alberts Arien und musikalischer Kürbshütte (1638—1650) herausgegeben von L. H. Fischer.
48. Heinrich Albert. Musikbeilagen zu den Gedichten des Königsberger Dichterkreises hg. von Rob. Eitner.
49. Burk. Waldis' Streitgedichte gegen Herzog Heinrich den Jüngern v. Braunschweig. Hg. v. Friedrich Koldewey.
50. M. Luther, Von d. Winkelmesse u. Pfaffenweihe. (1533).
51. u. 52. Hans Sachs, Fastnachtspiele hg. von E. Goetze. 5.
53. u. 54. M. Rinckhart, Der Eislebische christl. Ritter. (1613).





[illegible]

Der Brief Nr. [illegible] Briefe zum Jahre [illegible] gerückt. [illegible] halt ergiebt, in den December [illegible]. —

Der S. 2 [illegible] glaubwürdig mitgetheilt wird, [illegible] sondern der zu [illegible]. Vgl. [illegible] bert von Rotenhan [illegible]